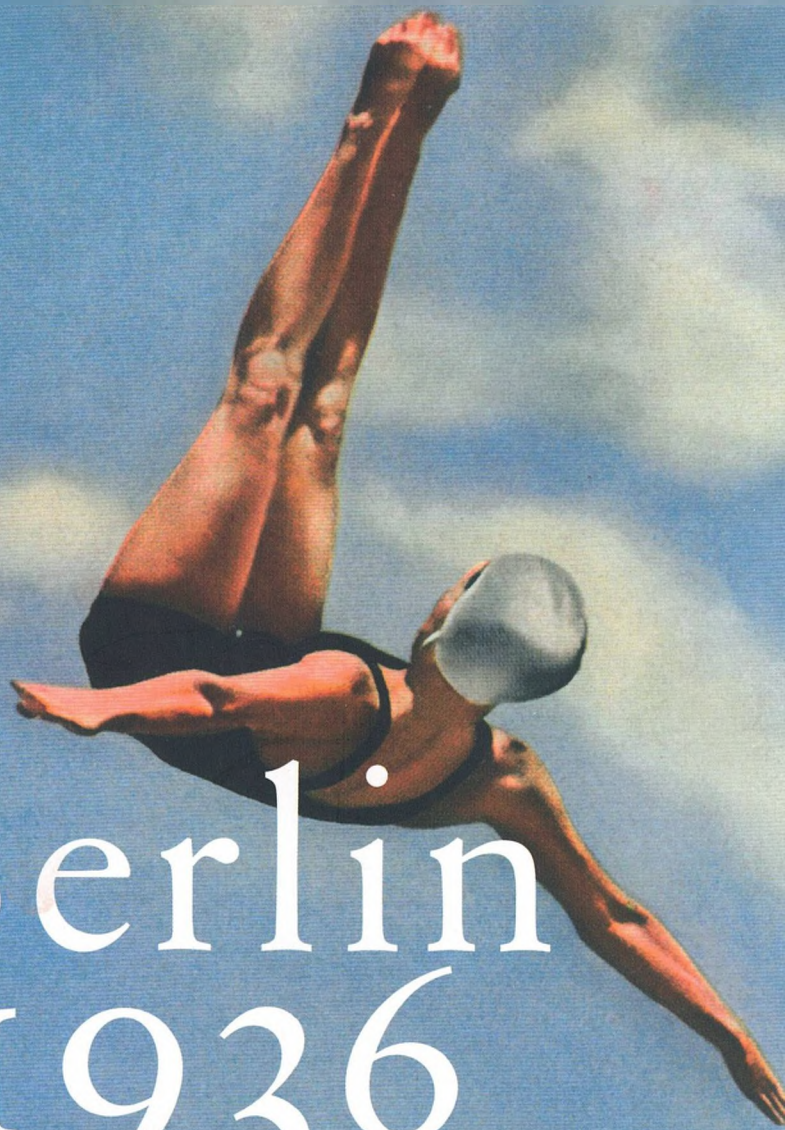


OLIVER HILMES



Berlin 1936

Sechzehn Tage im August

Siedler



»Ein furioses Buch.«

Berliner Morgenpost

Berlin im August 1936

Zehntausende Gäste aus aller Welt strömen in die Stadt. Die Olympischen Spiele locken die Besucher zu den Sportstätten, in die Straßen, Bars und Cafés. Für einen kurzen Moment wirkt Berlin in diesem Sommer weltoffen und unbeschwert, als schalte die Diktatur in einen Pausenmodus. Oliver Hilmes folgt Berlinern und Touristen, Sportlern und Künstlern, Diplomaten und Nazi-Größen, Nachtschwärmern und Showstars durch die fiebrig-flirrende Zeit der Sommerspiele und erzählt ihre Geschichten. Es sind Geschichten von Opfern und Tätern, von Mitläufern und Zuschauern. Es ist die Geschichte eines einzigartigen Sommers.

Im Sommer 1936 fiebert Berlin den Olympischen Spielen entgegen. Die Stadt wirkt plötzlich wieder wie eine weltoffene und pulsierende Metropole. Die »Juden verboten«-Schilder sind verschwunden, statt des »Horst-Wessel-Lieds« klingen Swing-Töne durch die Straßen. Die Nationalsozialisten inszenieren sich als friedliebende Gastgeber, zugleich arbeitet das Regime daran, die Unterdrückung zu perfektionieren und das Land in den Krieg zu treiben.

Ein Sommer der Widersprüche: Im Olympiastadion jubeln die Massen, und vor der Stadt entsteht das KZ Sachsenhausen. Die ausländischen Gäste werden vom Regime hofiert, die Berlinerinnen und Berliner erleben unerwartete Momente der Freiheit. In seinem Buch begleitet Oliver Hilmes prominente und unbekanntere Personen, Sportler und Künstler, Restaurantbesitzer, Transvestiten und NS-Größen durch die sechzehn Tage der Sommer-spiele und verknüpft die Ereignisse kunstvoll zum Porträt einer Stadt und ihrer Bewohner, die in diesen Tagen wild entschlossen sind, das Leben noch einmal voll auszukosten.

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem Programm unter www.siedler-verlag.de



OLIVER HILMES, 1971 geboren, studierte Geschichte, Politik und Psychologie in Marburg, Paris und Potsdam. Er wurde in Zeitgeschichte promoviert und arbeitet seit 2002 für die Stiftung Berliner Philharmoniker. Seine Bücher über widersprüchliche und faszinierende Frauen »Witwe im Wahn. Das Leben der Alma Mahler-Werfel« (2004) und »Herrin des Hügels. Das Leben der Cosima Wagner« (2007) wurden zu Bestsellern. Zuletzt erschienen von ihm »Liszt. Biographie eines Superstars« (2011) und »Ludwig II. Der unzeitgemäße König« (2013).

ISBN 978-3-8275-0059-5



9 783827 500595

www.siedler-verlag.de

UMSCHLAGGESTALTUNG:
ROTHFOS & GABLER, HAMBURG,
UNTER VERWENDUNG EINER ABBILDUNG
VON © ULLSTEIN BILD · HISTOPICS

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Fünfte Auflage

Copyright © 2016 Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: Rothfos + Gabler, Hamburg

Umschlagmotiv: Ullstein Bild/histopics

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0059-5

www.siedler-verlag.de

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16](#)

Für meine Familie

INHALT

10	Samstag, 1. August 1936
28	Sonntag, 2. August 1936
42	Montag, 3. August 1936
60	Dienstag, 4. August 1936
76	Mittwoch, 5. August 1936
94	Donnerstag, 6. August 1936
112	Freitag, 7. August 1936
126	Samstag, 8. August 1936
142	Sonntag, 9. August 1936
158	Montag, 10. August 1936
172	Dienstag, 11. August 1936
186	Mittwoch, 12. August 1936
200	Donnerstag, 13. August 1936
218	Freitag, 14. August 1936
232	Samstag, 15. August 1936
246	Sonntag, 16. August 1936
262	Was wurde aus ...?
281	Dank
283	Anmerkungen
297	Quellen-und Literaturverzeichnis
303	Bildnachweis

*Berlin im Sommer 1936.
Hunderttausende Schaulustige
säumen täglich die Strassen
und erwarten die Vorbeifahrt
Adolf Hitlers.*



SAMSTAG, 1. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Stark wolkig und zeitweise bedeckt mit Regenfällen.

Mässige Südwest- bis Westwinde. Etwas kühler. 19 Grad.

In der Suite von Henri de Baillet-Latour klingelt leise das Telefon. «Exzellenz, es ist sieben Uhr dreissig», meldet sich der Portier. «Bon», antwortet der Graf, «ich bin schon wach.» Die Mitarbeiter des Hotel Adlon, wo Baillet-Latour residiert, behandeln ihren Gast mit vorzüglicher Hochachtung, denn Henri de Baillet-Latour ist so etwas wie ein Regierungschef. Allerdings beherrscht er kein Land, er steht keiner Republik vor und ist nicht der Regent einer Monarchie. Henri Comte de Baillet-Latour ist der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC). Wenn heute pünktlich um 17.14 Uhr im Berliner Olympiastadion die Olympische Flagge gehisst werden wird, übernimmt der sechzigjährige Belgier für sechzehn Tage gewissermassen die Lufthoheit über die Berliner Sportstätten.

Bis dahin hat Baillet-Latour ein straffes Programm zu absolvieren: Er wird mit seinen Kollegen des Olympischen Komitees einen Gottesdienst besuchen, eine Ehrenformation der Wehrmacht abschreiten und schliesslich in der Neuen Wache, dem Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkriegs, einen Kranz niederlegen. Im Anschluss an die militärische Zeremonie wird Hermann Göring in seiner Funktion als Preussischer Ministerpräsident die Mitglieder des IOC willkommen heissen.

Mittlerweile ist es 8 Uhr, und auf dem Pariser Platz vor dem Hotel Adlon erklingt Marschmusik, die mehrfach von Weckrufen sowie dem Lied «Freut euch des Lebens» unterbrochen wird. Das «Grosse Wecken», wie das Ritual heisst, ist eine der vielen Ehrerbietungen, die die Nationalsozialisten dem IOC entgegenbringen. Während Henri de Baillet-Latour am Fenster seiner Suite steht und das Treiben beobachtet, kann er sich wie ein Staatsoberhaupt fühlen, mit dem Adlon als Regierungssitz. Das IOC residiert in bester Nachbarschaft: Dem Hotel gegen-

über liegt die französische Botschaft, zur linken Seite erstrahlt das Brandenburger Tor, und direkt neben Berlins berühmtestem Wahrzeichen befindet sich das Palais Blücher, das den Vereinigten Staaten von Amerika gehört. Eigentlich sollte das weitläufige Gebäude die amerikanische Botschaft beherbergen, doch der Komplex ist 1931 ausgebrannt, und der Wiederaufbau zieht sich hin. Das Adlon wiederum grenzt zum Pariser Platz an die altherwürdige Akademie der Künste und zur Wilhelmstrasse an das Palais Strousberg, wo die englische Botschaft ansässig ist.

Henri de Baillet-Latour hat zwischenzeitlich das Frühstück beendet und macht sich bereit, das Adlon zu verlassen. Zur Feier des heutigen Tages kleidet sich der Comte besonders festlich und trägt graue Hosen, einen dunklen Cutaway, Schuhe mit Gamaschen, Zylinder sowie eine prächtige Amtskette. Als Joseph Goebbels ihn so sieht, schüttelt er innerlich den Kopf. In sein Tagebuch notiert er: «Die Olympianer sehen aus wie Direktoren von Flohzirkussen.»

M[it Pauline Strauss ist nicht gut Kirschen essen. Frau Pauline ist die Gattin des berühmten Komponisten Richard Strauss und bringt es fertig, wildfremden Menschen die schlimmsten Dinge ins Gesicht zu sagen. Doch auch Freunde und Bekannte sind vor ihrer legendären Taktlosigkeit nicht sicher. «Frau Strauss, die beim Tee noch, gegen ihre Gewohnheit, ganz liebenswürdig gewesen war, hatte jetzt wieder einen ihrer halbhysterischen Unartigkeits-Anfälle», erinnert sich Harry Graf Kessler an eine Begegnung in einem Berliner Nobelrestaurant. Die Tische sind mit teurem Porzellan, edlem Silberbesteck und geschliffenen Gläsern bestückt, livrierte Kellner bewegen sich nahezu lautlos durch den Raum, und die Gäste unterhalten sich in gedecktem Ton. Nicht so Pauline Strauss. Als Kessler eine offensichtlich nicht sonderlich interessante Anekdote über einen berühmten Pariser Gastronom erzählt, fährt Frau Strauss lärmend dazwischen: «Der ist ja längst tot, längst tot, bis

Sie die Geschichte zu End' haben! Naja, wenn Einer eine so fade Geschichte so langsam erzählt! Seht Euch lieber das Mastschwein da an ...» Die Gäste sehen sie erstaunt an. «Naja, das Mastschwein, den dicken Offizier da am Tisch», erklärt Frau Strauss und zeigt mit dem Finger auf einen ziemlich korpulenten Leutnant an einem Nebentisch. «Na was denn? Ich will doch nur ein bisschen mit dem Mastschwein da kokettieren», wiederholt sie und fixiert den Leutnant dabei unablässig, bis sie triumphierend ausruft: «Nun seht doch, jetzt wirft mir das Mastschwein ganz verliebte Blicke zu. I glaub wirklich, er kommt und setzt sich an unseren Tisch.» In der Runde herrscht Entsetzen, der ebenfalls anwesende Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal starrt verstört auf seinen Teller, und Richard Strauss wird abwechselnd weiss und rot. Doch Strauss schweigt zu dem skandalösen Auftritt seiner Gattin, wohl um noch Schlimmeres zu verhindern. Sie soll ihm einmal, als er ihr bei einer ähnlichen Szene Vorwürfe machte, vor allen Anwesenden laut zugerufen haben: «Noch ein Wort, Richard, und ich geh' auf die Friedrichstrass und nehm mir den Ersten Besten.»

Kein Wunder, dass Pauline Strauss der Schrecken aller Hotelportiere, Kellner und Zimmermädchen ist. Gestern Vormittag sind die Eheleute Strauss in Begleitung ihrer Haushälterin Anna im Hotel Bristol eingetroffen. Das Bristol befindet sich nur einen Steinwurf vom berühmten Hotel Adlon entfernt auf Berlins Prachtboulevard Unter den Linden. Selbstverständlich bietet das Haus sämtliche modernen Annehmlichkeiten. So sind die geräumigen Zimmer und Suiten mit edlem Mobiliar eingerichtet und verfügen über eigene Badezimmer. Darüber hinaus besitzt das Hotel besonders schöne Gesellschaftsräume: Das Schreib- und Lesezimmer etwa ist im gotischen Stil gehalten, während der Teesalon mit schweren englischen Ledermöbeln ausgestattet ist.

Richard Strauss hat kaum Gelegenheit, den Komfort seiner Herberge zu geniessen. Gestern war er mit Proben beschäftigt, heute Nachmittag steht die Uraufführung einer neuen Komposition auf dem Programm, und morgen Vormittag wird er Berlin schon wieder in Richtung

Bayern verlassen. Als einer der bedeutendsten Komponisten der Gegenwart ist Richard Strauss ohnehin eine vielbeschäftigte Person: Im März absolvierte er eine Konzerttournee durch Italien und Frankreich, die ihn bis nach Marseille führte, im April dirigierte er in Paris und Köln und im Juni in Zürich sowie erneut in Köln. Darüber hinaus findet der zweiundsiebzigjährige Strauss auch immer wieder Zeit, neue Werke zu schreiben. Das Stück, das in wenigen Stunden uraufgeführt werden wird, heisst *Olympische Hymne* und ist eine Auftragskomposition des Olympischen Komitees für die heutige Eröffnungsfeier der Spiele. Strauss behauptet von sich, alles in Töne setzen zu können. «Was ein richtiger Musiker sein will», spottet er einmal, «der muss auch eine Speisekarte vertonen können». Komponieren ist für Strauss immer auch eine Frage des Fleisses und der Disziplin. Mit stoischer Ruhe sitzt er an seinem Schreibtisch und entwirft Werk um Werk. Theodor W. Adorno wird Jahre später das bitterböse Wort von der Komponiermaschine prägen: Strauss habe die Moderne verraten und sich dem breiten Publikum angebediert – er sei ein Meister der Oberfläche, der komponiere, was sich für bare Münze verkaufen lässt.

Die *Olympische Hymne* für Chor und grosses Sinfonieorchester gehört offensichtlich in die Kategorie Fleissarbeit, denn Strauss interessiert sich mitnichten für Sport. Skifahren sei eine Tätigkeit für norwegische Landbriefträger, lautet sein Urteil. Als er im Februar 1933 erfährt, dass sein Wohnort Garmisch zur Finanzierung der Olympischen Winterspiele eine Sonderabgabe plant, protestiert Strauss energisch. An den Gemeinderat schreibt er: «In der Annahme, dass die neue Bürgersteuer zur Deckung der Unkosten des Sportunfugs und der vollständig unnötigen Olympiapropaganda dient, erhebe ich dagegen Einspruch, ersuche, da ich keinerlei Sportanlage: Bobbahn, Skisprunghügel etc. benütze, auch auf die Triumphbögen am Bahnhof gerne verzichte, mich von der Steuer zu befreien und diejenigen damit zu belasten, die ein Interesse an Olympiaden und derartigen Schwindel haben.»

Mein Portemonnaie ist genügend belastet durch Staatssteuern für Faulenzerunterstützungen, soziale Fürsorge genannt und durch den in Garmisch besonders grassierenden Hausbettel.»

Dieser Protest hält Richard Strauss aber nicht davon ab, für die Komposition einer Hymne, mit der dieser «Sportunfug» gefeiert werden soll, ein Honorar von zehntausend Reichsmark zu verlangen – der Scheck heiligt die Mittel. Doch diese erhebliche Summe übersteigt bei weitem das Budget des Olympischen Komitees, sodass Strauss nach längeren Verhandlungen auf eine Vergütung ganz verzichtet. Es verwundert also kaum, dass er dieser Arbeit mit wenig Begeisterung nachgeht. «Ich vertreibe mir in der Adventslangeweile die Zeit damit, eine Olympiahymne für die Proleten zu componieren», schreibt er im Dezember 1934 an Stefan Zweig, «ich der ausgesprochene Feind und Verächter des Sports. Ja: Müssiggang ist aller Laster Anfang.»

Die Textvorlage wurde mittels eines Preisausschreibens erkoren und stammt von dem arbeitslosen Schauspieler und Gelegenheitsdichter Robert Lubahn. Als Joseph Goebbels moniert, dass Lubahns Gedicht zu wenig dem Geist des «Dritten Reiches» entspreche, werden einige Textstellen verändert. Aus Lubahns Zeile «Friede soll der Kampfspruch sein» wird «Ehre soll der Kampfspruch sein». Die Formulierung «Rechtsgewalt das Höchste sein» wird kurzerhand zu «Eidestreu das Höchste sein» verändert. Robert Lubahn muss sich wohl oder übel fügen, das Olympische Komitee als Auftraggeber der Hymne legt keinen Widerspruch ein – und Richard Strauss ist es vermutlich egal.

Unmittelbar nach der Fertigstellung des etwa vierminütigen Werkes im Dezember 1934 wendet sich Strauss an Hans Heinrich Lammers, den Leiter der Reichskanzlei, und bittet darum, Hitler die Hymne vorspielen zu dürfen, «denn ihm, dem Führer und Protektor der Olympiade soll sie doch in erster Linie gefallen». Nach längerem Hin und Her – Hitlers Interesse an einem Treffen ist nicht so gross wie das von Strauss – verständigt man sich schliesslich auf einen Termin Ende März 1935.

Im Anschluss an das Privatkonzert, das in Hitlers Wohnung stattfindet, schenkt Strauss seinem «Führer» ein signiertes Autograph der Hymne, das dieser mit grossem Dank annimmt.

Für Richard Strauss Anbiederung an das Regime gibt es ganz diesseitige Gründe. Seine neue Oper *Die schweigsame Frau* soll im Juni 1935 in Dresden uraufgeführt werden. Propagandaminister Joseph Goebbels ist gegen das Werk, denn das Libretto stammt von Stefan Zweig, der als Jude im «Dritten Reich» persona non grata ist. Doch Hitler erteilt der Oper eine Sondergenehmigung, für die Strauss sich offensichtlich mit der *Olympischen Hymne* bedanken will. Das Engagement des weltberühmten Komponisten für Nazideutschland gerät allerdings kurze Zeit später in eine schwere Krise, als die Gestapo einen Brief von Strauss an Stefan Zweig abfängt, worin er sich über seine Tätigkeit als Präsident der Reichsmusikkammer lustig macht. Mitte Juli 1935 muss Strauss von diesem Amt zurücktreten, und die *Schweigsame Frau* wird nach zwei weiteren Aufführungen abgesetzt. Für einen nicht so prominenten Künstler hätte dieser Zwischenfall leicht das Aus bedeuten können. Doch Richard Strauss ist zu bedeutend, als dass die Nationalsozialisten auf Dauer auf ihn verzichten wollten. Ein Jahr später – im Sommer 1936 – ist die Affäre vergessen, und Strauss darf seine *Olympische Hymne* persönlich aus der Taufe heben. Während die Eheleute Strauss gerade im sogenannten Terrassensaal des Bristol beim Frühstück sitzen und Pauline wie üblich die Bedienung kujoniert, denkt Richard daran, wie es wohl sein wird, heute Nachmittag vor mehr als hunderttausend Proleten zu dirigieren.

«Wo sind wir eigentlich?», fragt Max von Hoyos seinen Nachbarn Hannes Trautloft. Max ist soeben aufgewacht und hat keine Ahnung, wie lange er geschlafen hat. Er gähnt, reibt sich die Augen und reckt die Arme in die Höhe. «Noch immer auf der Elbe», antwortet Hannes. Max scheint nicht sonderlich erstaunt zu sein. «Hab ich einen Hunger!», ruft

er und schwingt sich aus seiner Koje, Die beiden jungen Männer teilen sich eine Kabine auf dem Dampfer Usaramo und befinden sich auf dem Weg von Hamburg nach Spanien, Mit über achtzig weiteren Personen gehören sie zu einer Gruppe, die sich «Reisegesellschaft Union» nennt, Dieser Verein besteht nur aus Männern, die sich sonderbar verhalten und von den anderen Passagieren separieren, Spricht man sie auf den Zweck ihrer Reise an, erhält man keine Antwort, Die Herren scheinen keine wohlhabenden Kreuzfahrt-Touristen zu sein, denn dafür bewegen sie sich nicht elegant genug, Man könnte sie fast für Soldaten halten, dagegen spricht allerdings, dass sie in Zivil gekleidet sind, Auffällig ist auch, dass sie mit viel Gepäck reisen, Was in den zahlreichen grossen Kisten sei, die in Hamburg an Bord gingen? Auch jetzt hüllt man sich in Schweigen, So viel steht fest: Mit der «Reisegesellschaft Union» stimmt etwas nicht.

Im Berliner Lustgarten beginnt um 12 Uhr eine Kundgebung der Hitlerjugend, bei der knapp neunundzwanzigtausend Jungen und Mädchen in Reih und Glied strammstehen, Vom Dach des Stadtschlusses hat man einen freien Blick auf das weitläufige Areal zwischen dem Alten Museum, dem Berliner Dom und dem Schloss, Einzelne Personen sind in der Menge nicht mehr auszumachen, was man sieht, ist die Masse Mensch, Wie so vieles in diesen Tagen ist auch dieser Aufmarsch eine machtvolle Demonstration, die sich an die Gäste aus dem Ausland richtet, Adolf Hitler kann sich auf seine Jugend verlassen, lautet die Botschaft, die man getrost auch als Warnung verstehen darf.

Wie bei einem geölten Räderwerk greifen die verschiedenen Programmpunkte nun ineinander, Die Begrüssung des Internationalen Olympischen Komitees wird pünktlich beendet, woraufhin die Ehrengäste nur wenige Meter vom Kuppelsaal des Alten Museums vor das Gebäude gehen müssen, Auf der Freitreppe, die vom Museum in den Lustgarten führt, ist eine Rednerbühne errichtet worden, von der nun nach-

einander Reichsjugendführer Baldur von Schirach, Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten, Reichserziehungsminister Bernhard Rust und zuletzt Joseph Goebbels zur Hitlerjugend sprechen. «Imposantes Schauspiel», notiert der Propagandaminister in sein Tagebuch. «Was kann man da schon Rares sagen? Dann kommt die Flamme von Olympia. Ein ergreifender Augenblick. Es regnet leicht».

Der olympische Fackellauf, der im Lustgarten ein vorläufiges Ende findet, ist nicht, wie man denken könnte, eine Tradition aus dem alten Griechenland, sondern die Erfindung eines Sportfunktionärs aus Würzburg. Der vierundfünfzigjährige Carl Diem ist als Generalsekretär des Organisationskomitees eine der zentralen Figuren der Olympischen Spiele in Berlin. Die gut dreitausend Kilometer lange Laufstrecke von Olympia über Athen, Delphi, Saloniki, Sofia, Belgrad, Budapest, Wien, Prag und Dresden nach Berlin schlage eine Brücke vom Altertum zur Neuzeit, behauptet der findige Diem. Dass bei den Olympischen Spielen der Antike gar keine Fackelläufe durchgeführt worden sind, tut für Diem nichts zur Sache, geht es ihm doch darum, den Berliner Spielen einen möglichst weihewollen Charakter zu verleihen. Joseph Goebbels, dessen Propagandaministerium für die Ausgestaltung der Jugendkundgebung am Lustgarten verantwortlich zeichnet, ist von der Idee sofort begeistert. Goebbels lässt den Fackelträger zunächst durch das Spalier der Hitlerjugend vor das Alte Museum laufen und dort einen Feueraltar entzünden. Anschliessend läuft der junge Mann mit der Fackel vor das Stadtschloss, um dort auf dem «Fahnenaltar der Nationen» eine zweite Flamme zu entfachen.

Ein wahrer Fuhrpark von Limousinen steht nun bereit, um die Vertreter des Internationalen Olympischen Komitees und die anderen Ehrengäste zum Reichskanzlerpalais in die Wilhelmstrasse zu chauffieren. Dort ergreift Henri de Baillet-Latour das Wort, um sich bei Hitler für die deutsche Gastfreundschaft zu bedanken. Der Hausherr antwortet kurz und betont den völkerverbindenden Charakter der Spiele. Um 14 Uhr heisst es dann im Ablaufplan lapidar: «Imbiss».

Zwischen 15 Uhr und 15.07 Uhr verlassen Hitlers Gäste die Reichskanzlei in Richtung Olympiastadion. Die Wagenkolonnen biegen von der Wilhelmstrasse kommend in die «Via triumphalis» ein. So nennen die Organisatoren der Spiele die gut elf Kilometer lange Feststrasse zwischen dem Lustgarten im Osten und dem Olympiastadion im Westen der Stadt. Im alten Rom diente die «Via triumphalis» dem feierlichen Einzug eines siegreichen Feldherrn, in Berlin gleitet Adolf Hitler auf ihr in einem offenen Mercedes zu den Spielen, die in einer Arena stattfinden, welche einem römischen Amphitheater nachempfunden ist. Panem et circenses.

Die gesamte Wegstrecke ist von überdimensionalen Hakenkreuz- und Olympiafahnen gesäumt und wird von vierzigtausend SA-Männern gesichert. Hinter dem Spalier stehen Hunderttausende Schaulustige, die auf ein Ereignis warten, das im Ablaufplan für 15.18 Uhr vorgesehen ist: «Abfahrt des Führers zum Olympiastadion».

Irgendwo in der Menge befindet sich auch ein fünfunddreissigjähriger Amerikaner namens Thomas Clayton Wolfe. Tom, wie der junge Mann von seinen Freunden genannt wird, stammt aus Asheville im Bundesstaat North Carolina und ist erst vor kurzem in Berlin eingetroffen. Mit einer Körpergrösse von knapp zwei Metern und einem Gewicht von etwa hundertzwanzig Kilogramm ist Tom ein respektabler Hüne und wahrlich nicht zu übersehen. Man könnte ihn für einen Kugelstosser halten, doch weit gefehlt. Tom ist Schriftsteller – ein ziemlich berühmter sogar –, dessen Erstlingswerk *Look Homeward, Angel* in einer deutschen Übersetzung 1932 im Rowohlt Verlag erschienen ist. Ernst Rowohlt – Toms Verleger – war mit der Veröffentlichung von *Schau heimwärts, Engel* ein beachtlicher Coup gelungen: Die Kritiker äusserten sich enthusiastisch über den Autor aus der Neuen Welt, und innerhalb weniger Jahre gehen gut zehntausend Exemplare des Buches über die Ladentische.

Ende 1926 war Tom das erste Mal nach Deutschland gereist, hatte zwei Wochen in Stuttgart und München verbracht und ist seither nahezu

jedes Jahr für einige Zeit zurückgekehrt. 1935 kam er erstmals auch nach Berlin, wo ihn ein Gefühl ergreift, wie er seinem Notizbuch anvertraut, «das ich in meinem Leben wohl nicht mehr oft haben werde. Es war die Gewissheit, zum ersten Mal eine der wirklich bedeutenden Metropolen dieser Welt zu betreten». Die folgenden Wochen in der deutschen Reichshauptstadt erlebte Wolfe als einen einzigartigen Rausch: «Ein wilder, fantastischer, unglaublicher Wirbel von Partys, Teegesellschaften, Dinners, nächtlichen Saufgelagen, Zeitungsinterviews, Radioprojekten, Foto-Sitzungen und so weiter». Es ist sprichwörtlich Liebe auf den ersten Blick, die Wolfe für Berlin empfindet. Dass Berlin aber auch das Epizentrum einer brutalen Diktatur ist, die politische Gegner verfolgt, einsperrt oder ermordet, scheint Tom nicht zu interessieren. Noch nicht. Einstweilen preist der Amerikaner die Deutschen als das «sauberste, freundlichste, warmherzigste und ehrlichste Volk, das ich in Europa kennengelernt habe».

Als Wolfe die Stadt an der Spree Mitte Juni 1935 verlässt, ist er sich ganz sicher, bei nächster Gelegenheit zurückkehren zu wollen. Dieser Anlass bietet sich jetzt – im August 1936. In der Zwischenzeit ist nämlich Wolfes Roman *Von Zeit und Strom* bei Rowohlt erschienen, den es nun zu bewerben gilt. Dass zeitgleich die Olympischen Spiele in Berlin stattfinden, ist für den sportbegeisterten Amerikaner ein weiterer guter Grund, die Schiffspassage über den Atlantik anzutreten.

Tom wohnt – wie schon im vergangenen Jahr – im Hotel am Zoo, das zwar nicht zu den Häusern «allerersten Ranges» gehört, dafür aber andere Vorzüge aufweist. Das Hotel am Zoo ist gemütlich. Wolfe liebt es gemütlich, nicht etepetete, wie das Adlon, das Bristol oder das Eden. Ganz besonders schätzt er aber die Lage des Hotels auf dem Kurfürstendamm. Was soll er auch am Brandenburger Tor, wo das Adlon liegt? Der Kurfürstendamm, das ist Berlin. Tom empfindet es jedes Mal als magischen Moment, wenn er sein Hotel verlässt, nach links schaut und die goldene Turmuhr der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche erblickt.

Dann ergreift ihn dieser besondere Berlin-Zauber, dann spürt er, dass er dieser Stadt erlegen ist. Auf dem Kurfurstendamm reihen sich Cafés, Restaurants und Bars aneinander, mehr noch, Tom erlebt den Kurfurstendamm als ein einziges Kaffeehaus. «Unter den Bäumen des Kurfurstendamms flanierten die Leute, die Terrassen der Cafés waren dicht besetzt, und die Luft dieser goldfunkelnden Tage schien wie Musik zu schwingen». Thomas Wolfe möchte keinesfalls irgendwo anders in Berlin leben. Nur hier.

Doch jetzt steht Tom wie so viele andere auf der «Via triumphalis» und wartet. «Langsam näherte sich der blitzende Wagen des Führers», erinnert er sich, «kerzengerade, ohne eine Bewegung und ohne ein Lächeln stand er darin, ein kleiner, dunkler Mann mit einem Operettenbärtchen, den Arm mit der nach aussen gekehrten Handfläche erhoben, nicht zum üblichen Nazigruss, sondern hoch aufgereckt mit der segnenden Gebärde eines Buddha oder eines Messias».

Punkt 13 Uhr öffnen sich die Tore des Olympiastadions. Die rund hunderttausend Zuschauer aus aller Welt sind angehalten, bis spätestens 15.30 Uhr ihre Plätze einzunehmen. Der 246 Meter lange Zeppelin «Hindenburg», eines der grössten jemals gebauten Luftfahrzeuge, kreist derweil über dem Stadion, und unten in der Arena unterhält das Olympische Symphonie-Orchester mit einem Festkonzert. Auf dem Programm steht neben Franz Liszts Bravourstück *Les Préludes* das im «Dritten Reich» unvermeidliche Meistersinger-Vorspiel von Richard Wagner. Die grosse Uhr am Turm des Marathontors zeigt 15.53 Uhr an, als dort in luftiger Höhe positionierte Trompeten und Posaunen plötzlich Fanfaren anstimmen. Sieben Minuten später – pünktlich um 16 Uhr – betritt Adolf Hitler in Begleitung des Internationalen und Nationalen Olympischen Komitees das Stadion über die grosse Treppe am Marathontor. Die Fanfaren verklingen, und das Orchester intoniert nun Wagners *Huldigungsmarsch*. Dass der Marsch, den Wagner einst zu Ehren

König Ludwigs II. schrieb, zu den schwächsten Werken des Komponisten zählt und von peinlicher Dürftigkeit ist, nehmen die Organisatoren stillschweigend in Kauf. In diesem Fall ist der Titel wichtiger als die Musik: Es geht um die Huldigung Adolf Hitlers, der soeben wie ein römischer Imperator durch das Stadion zu seiner Ehrenloge schreitet. Unterwegs muss der «Führer» kurz anhalten, da sich ihm Carl Diems Einjährige Tochter Gudrun mit einem Blumenbouquet in den Weg stellt. «Heil, mein Führer» soll die Kleine gesagt haben. Der Herr Papa tut ebenso freudig-überrascht wie Hitler und will von dieser Einlage im Vorfeld nichts gewusst haben.

Als Hitler seine Loge betritt, wird die von den Nationalsozialisten eingeführte *Doppelhymne* gespielt, die aus der jeweils ersten Strophe des *Deutschland-* und des *Horst-Wessel-Lieds* besteht. An den Masten des Stadions fahren nun die Flaggen der an den Spielen beteiligten Nationen in die Höhe, und der Klang der Olympiaglocke weht über das Maifeld in das Stadion. Dann beginnt der Einmarsch der Mannschaften – Griechenland an erster, Deutschland an letzter Stelle. Während die Engländer vom Publikum vergleichsweise kühl begrüßt werden (Goebbels notiert in sein Tagebuch: «Etwas peinlich»), lösen die Franzosen wahre Beifallsstürme aus, weil sie mit erhobenem rechtem Arm salutieren. Dabei handele es sich aber nicht um den «salut hitlérien», erklären Vertreter der Grande Nation später, sondern um den olympischen Gruss, was allerdings kaum zu unterscheiden ist. Die Menschen im Stadion glauben jedenfalls, die Franzosen zeigten den «Hitlergruss».

Zu Hitlers Rechten hat Henri de Baillet-Latour Platz genommen, zu seiner Linken sitzt ein älterer Herr, den Joseph Goebbels ebenfalls leicht für den Direktor eines Flohzirkus halten könnte: Theodor Lewald, Präsident des Organisationskomitees. Der fünfundsiebzigjährige Jurist und Sportfunktionär ist neben seinem Generalsekretär Carl Diem die treibende Kraft hinter den Spielen der XI. Olympiade. Ohne die Herren Lewald und Diem gäbe es die Berliner Spiele nicht. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass die Exzellenz, wie Lewald respektvoll genannt

wird, sich von den Nationalsozialisten benutzen lässt. Denn: Dr. Theodor Lewald ist nach den Vorstellungen der Nazis «Halbjude». In der Inszenierung der Olympischen Spiele hat er sich nun selbst die Rolle eines «Alibijuden» zugewiesen: Er fungiert als Aushängeschild, um der Weltöffentlichkeit zu beweisen, dass das Regime keinerlei Einfluss auf die Spiele nehme. In Wahrheit sind Lewalds Tage bereits gezählt. Doch bis zu seinem erzwungenen Rücktritt, der längst beschlossene Sache ist, darf die Exzellenz weiterhin ihre Aufgaben erfüllen.

Um kurz nach 17 Uhr tritt Lewald an das Mikrofon und hält eine gut fünfzehnminütige Ansprache. Er wird sich gut überlegt haben, wie er seine Rede beginnt. Lewald könnte sie mit «Sehr geehrter Herr Reichskanzler» eröffnen, was protokollarisch korrekt wäre. Er könnte Henri de Baillet-Latour und die anderen wichtigen olympischen Würdenträger begrüßen, er könnte die anwesenden Botschafter willkommen heißen, kurzum: Er könnte den Einstieg in seinen Text so gestalten, wie es diplomatische Gepflogenheiten nahelegen. Doch Theodor Lewald entscheidet sich für eine wesentlich kürzere Anrede: «Mein Führer!» Mehr nicht.

Nach dieser Huldigung ergreift Hitler das Wort. Der Diktator wurde von Baillet-Latour im Vorfeld ermahnt, dass er die Spiele nur mit einem einzigen Satz zu eröffnen habe. Woraufhin Hitler geantwortet haben soll: «Herr Graf, ich werde mich bemühen, den Satz auswendig zu lernen.» Leichter gesagt als getan. Anstatt der offiziellen Version («Ich verkünde die Eröffnung der Spiele von Berlin zur Feier der XI. Olympiade neuer Zeitrechnung») benutzt Hitler eine Formulierung, die seine österreichische Herkunft grammatikalisch entlarvt: «Ich verkünde die Spiele von Berlin zur Feier der XI. Olympiade neuer Zeitrechnung als eröffnet.» Es bleiben die einzigen Worte, die er in diesen Tagen in der Öffentlichkeit sprechen wird.

Die olympische Flagge wird nun gehisst, die Artillerie schießt Salut, und etwa zwanzigtausend Friedenstauben steigen in den Himmel über Berlin. Richard Strauss sitzt währenddessen auf einem Stuhl neben

dem Orchester, schlägt die Beine übereinander und macht einen gelangweilten Eindruck. Irgendjemand flüstert ihm zu, dass es gleich losgeht. Strauss erhebt sich daraufhin, steigt auf sein Dirigentenpodest und gibt den auf dem Marathontor positionierten Bläsern um 17.16 Uhr ihren Einsatz. Ein kurzes Fanfarenmotiv hallt durch das Stadion, dann setzt das volle Orchester ein. Das Olympische Symphonie-Orchester besteht aus dem Berliner Philharmonischen Orchester und dem Landesorchester Berlin, der Chor wurde aus verschiedenen Ensembles zusammengewürfelt und zählt dreitausend Sängerinnen und Sänger. Joseph Goebbels ist von der *Olympischen Hymne* begeistert. «Sie ist wirklich wunderbar», hatte er bereits nach einer Probe gejubelt. «Komponieren kann der Junge.» Aber auch Adolf Hitler ist mit Strauss zufrieden. Er wünsche den Komponisten im Anschluss kurz zu sehen, befiehlt er einem Adjutanten. Pauline Strauss vermerkt in ihrem Tagebuch daraufhin einen «Händedruck von Hitler».

Den Zuschauern wird keine Pause gegönnt. Noch während Strauss von seinem Podest herabsteigt, trifft der Fackelläufer, der das olympische Feuer auf der letzten Strecke vom Lustgarten zum Stadion trägt, am Osttor der Arena ein, läuft über die Aschenbahn zum Westtor und entzündet dort die grosse Flammenschale. Voller Symbolkraft ist auch der nächste Programmpunkt. Spyridon Louis, der Sieger im Marathonlauf der Olympischen Spiele von 1896 in Athen, überreicht Hitler einen Ölzweig aus Olympia. Am Ende der Zeremonie erfolgt der olympische Eid. Stellvertretend für alle Sportler spricht der deutsche Gewichtheber Rudolf Ismayr die Eidesformel und greift dabei anstatt zur olympischen Flagge lieber zur Hakenkreuzfahne. Henri de Baillet-Latour ist entsetzt ob dieser Verletzung des olympischen Protokolls, doch was kann er in dieser Situation schon machen?

Damit ist die Eröffnungsfeier fast beendet. Bevor Adolf Hitler um 18.16 Uhr das Stadion verlässt, erklingt als letzter Programmpunkt das *Halleluja* aus Georg Friedrich Händels Oratorium *Der Messias*. Während der Chor die Worte «und er regiert auf immer und ewig, Herr der

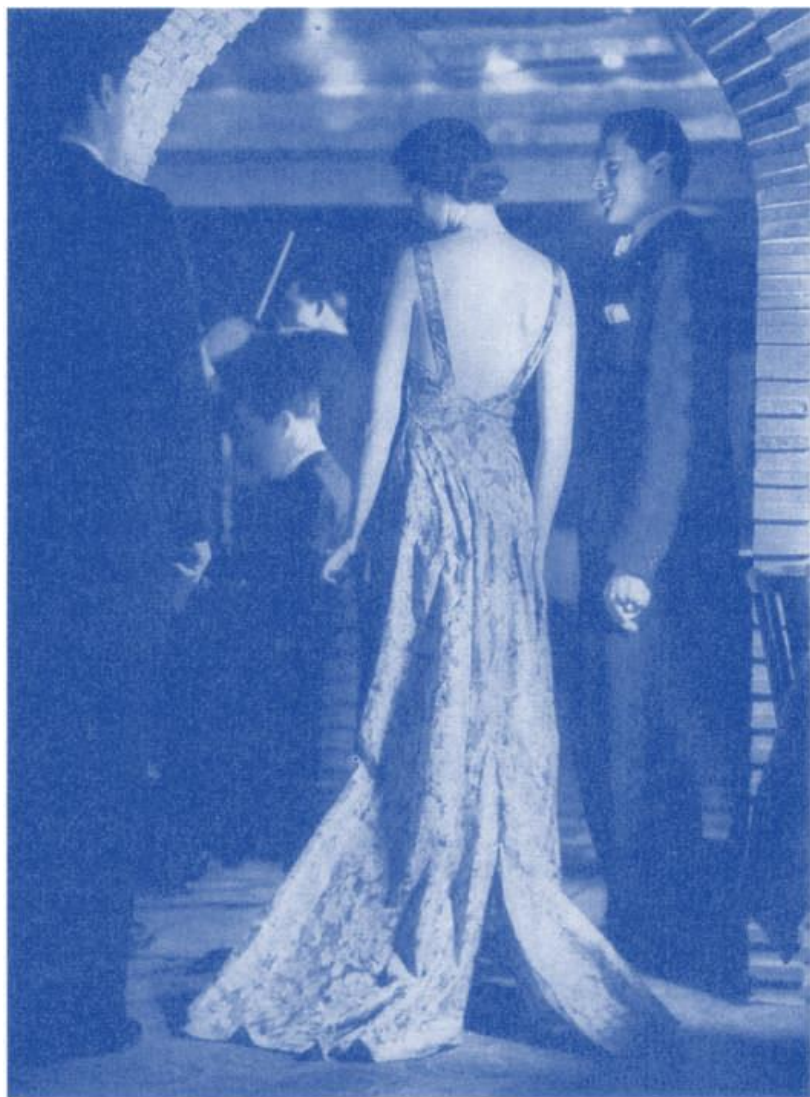
Herrn, der Welten Gott, Halleluja!» singt, tippt Jozef Lipski, der polnische Botschafter in Berlin, Henri de Baillet-Latour vorsichtig auf die Schulter, «Wir müssen auf der Hut sein vor einem Volk, das so zu organisieren versteht», flüstert Lipski dem Grafen zu, «Eine Mobilmachung in diesem Land wird genauso reibungslos funktionieren.»

Beunruhigendes hat auch der österreichische Gesandte in Berlin, Stephan Tauschitz, von der Eröffnungsfeier zu berichten, An den Staatssekretär des Äusseren in Wien schreibt er: «Wie mir ein in Berlin lebender ehemaliger österreichischer Offizier, der [...] im Stadion mitten unter die Gäste aus Österreich zu sitzen kam, erzählt, habe er in Deutschland selten so fanatisierte Leute gesehen, wie er dies unter den Österreichern beobachten konnte, denn die ‚Heil Hitler!‘, ‚Sieg heil!‘-Rufe der Österreicher und insbesondere der Österreicherinnen beim Erscheinen des Deutschen Reichskanzlers waren nicht mehr Rufe, sondern eine Aufeinanderfolge von heiseren Schreien, die nicht mehr gesteigert werden konnten, [...] Ein älterer Besucher aus Wien, der unweit vom Gewährsmann sass, klagte, dass er Hitler leider nicht sehen konnte, denn als er eintrat, brach ihm ein Tränenstrom aus den Augen.»

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Der Schneider Walter Harf, 3.12.90 geboren, Lützowstrasse 45 wohnhaft, soll anlässlich der Olympiade-Eröffnungsfeier zu seiner Ehefrau geäußert haben: Jetzt müssen sie auf den Führer genau so ein Attentat verüben, wie auf den König von Englands Die Festnahme des Harf wurde angeordnet, falls sich zuverlässige Zeugen für die Beschuldigung finden.»

*Das Quartier Latin ist der
Treffpunkt der Schönen und
Reichen.
Leon Henri Dajou ist immer
zur Stelle, um seine eleganten
Gäste in Empfang zu nehmen.*



SONNTAG, 2. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Überwiegend bewölkt, zeitweilig leichte Regenfälle,

Temperaturen wenig verändert, schwache Luftbewegung. 19 Grad.

Toni Kellner ist eine misstrauische Frau. Wenn sie ihre kleine Einzimmerwohnung im Tegeler Weg 9 in Charlottenburg betritt, schliesst sie sofort die Türe hinter sich ab und legt zur Sicherheit noch eine Kette von Johanna Christen wohnt seit April in der Wohnung gegenüber, gesehen hat sie ihre Nachbarin in all den Monaten jedoch so gut wie nie. Nur einmal hört sie Geräusche im Treppenhaus und lugt heimlich durch den Türspion. Sie erblickt eine üppige Frau in einem langen Mantel, die einen altmodischen Hut trägt. Schon wenige Sekunden später verschwindet die Fremde wieder hinter ihrer fest verschlossenen Tür.

Toni Kellner bekommt nur selten Besuch. Ab und zu schaut ihre dreissigjährige ledige Tochter Käthe vorbei, die Toni als herzliche, aber pedantische Person beschreibt. So pflege sie etwa ihre kleinen Rituale, gibt Fräulein Käthe später zu Protokoll: Wenn sie beispielsweise am frühen Morgen aufsteht, reisst sie als Erstes den Kalender auf ihrem Waschtisch ab. Eine andere gelegentliche Besucherin heisst Anna Schmidt und ist die Witwe eines früheren Arbeitskollegen von Toni Kellner. Die Schmidt berichtet, dass Toni Kellner mit ihren wenigen Bekannten ein Geheimzeichen verabredet habe und nur die Wohnungstüre öffne, wenn der Besucher dreimal mit der Messingklappe des Briefkastenschlitzes klopfe. Doch warum ist Toni Kellner so ängstlich? Wovor fürchtet sie sich?

Toni Kellner ist ein Transvestit. Im Juni 1873 als Emil Kellner geboren, fühlt er beziehungsweise sie sich schon früh im falschen Körper gefangen. Emil wird Polizeibeamter, heiratet aus purer Verzweiflung und trägt, wenn seine Frau nicht zu Hause ist, deren Kleidung. Die Ehe scheitert, und Emil quittiert den Polizeidienst. Von einer grossen Last befreit, beantragt er einen sogenannten Transvestitenschein, der ihm das

Tragen von Frauenkleidung gestattet, und erhält vom preussischen Justizministerium einen geschlechtsneutralen Vornamen. Aus Emil wird Toni Kellner, aus dem Polizeibeamten wird eine Frau mit Geheimnis. Sie lässt sich nun ihre eigenen Kostüme schneidern und arbeitet fortan als Privatdetektivin. In der Szene kennt man sie als «die grosse Polly». Es sind vermutlich Tonis schönste Jahre. Im Berlin der Weimarer Republik floriert eine reiche Subkultur mit eigenen Bars, Lokalen und Treffpunkten für all jene, die jenseits der Norm leben und lieben möchten. Doch mit Hitlers Machtübernahme ändert sich das. Fortan stehen Transvestiten wie Toni unter dem Generalverdacht der Homosexualität. 1935 verschärfen die Nazis den berüchtigten Paragrafen 175 des Reichsstrafgesetzbuches und richten die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und der Abtreibung ein. Transvestiten gelten nun den nationalsozialistischen Sittenwächtern als Perverse. Nur wer seine Heterosexualität nachweisen kann, wird der Transvestitenschein aus der Weimarer Zeit verlängert. Kein Wunder, dass Toni Kellner Angst hat – Angst vor den Nachbarn, vor den Hitlerjungen, die auf der Strasse spielen, oder vor den SA-Männern, die regelmässig über den Tegeler Weg marschieren.

Seit geraumer Zeit schon fühlt sich Toni Kellner unwohl. Das Herz. Und Asthma – jedenfalls vermutet sie das, denn zu einem Arzt traut sie sich nicht. An ihrem letzten Lebenstag trägt Toni ein Damenhemd, Schlüpfer und rote, bis an die Knie reichende Damenschnürstiefel, als ihr plötzlich schlecht wird und sie rücklings auf ihr Bett fällt. Aus ihrem Mund tritt Blut hervor, eine Schlagader ist geplatzt. Niemand vermisst sie. Erst vierzehn Tage später fühlen sich Nachbarn von dem Gestank, der aus Tonis Wohnung kommt, gestört. Die Polizei kann sich zunächst keinen Zutritt verschaffen, denn wie immer hat Toni Kellner die Wohnungstüre mehrfach verschlossen. Als die herbeigerufene Feuerwehr über das Küchenfenster die Wohnung betritt, zeigt der Kalender auf Tonis Waschtisch Sonntag, den 2. August 1936.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Auf Anordnung des Herrn SS-Gruppenführers Heydrich soll der Olympische Polizei-Befehlsstab ab heute seine Tagesmeldungen in 4facher Ausfertigung zum Dauerdienst der Geheimen Staatspolizei, welcher die Verteilung vornehmen sollte, einreichen. Es wurde festgestellt, dass Hptm Göres vom Kommando der Schutzpolizei die fraglichen Tagesmeldungen zusammenstellt. Dieser lehnte die Einreichung der Tagesmeldungen in 4facher Ausfertigung ab mit der Begründung, dass es technisch nicht möglich sei. Aus diesem Grunde kann eine Verteilung der Tagesmeldungen, wie angeordnet, nicht ausgeführt werden».

Joseph Goebbels erfährt ausgerechnet durch seinen Intimfeind Alfred Rosenberg von einer Affäre seiner Frau. «In der Nacht hat Magda zugestanden, dass Sache Lüdecke stimmt», notiert Goebbels in sein Tagebuch. «Ich bin darüber sehr deprimiert. Sie hat mir permanent die Unwahrheit gesagt. Grosser Vertrauensschwund. Es ist alles so schrecklich. Man kommt im Leben nie ohne Kompromisse aus. Das ist das Furchtbare!» Der Seitensprung von Magda liegt zwar schon drei Jahre zurück, doch die Angelegenheit ist für Goebbels aus politischen Gründen ausgesprochen unangenehm. Seine Frau hätte mit Kurt Georg Lüdecke kaum einen peinlicheren Partner für ihr amouröses Abenteuer auswählen können. Lüdecke ist eine windige Figur aus den Anfangstagen der NSDAP. Eine Mischung aus Dandy, Gigolo und Hochstapler, benutzt Adolf Hitler Lüdecke mehrfach für delikate Sondermissionen. In den Vereinigten Staaten, wo Lüdecke einige Jahre lebt, bemüht er sich bei Henry Ford um Geld für die damals klamme Nazipartei, in Rom spricht er bei Benito Mussolini vor. Immer wieder gerät er mit dem Gesetz in Konflikt, wenn er reichen Damen den Hof macht und sie anschliessend erpresst. Nach Hitlers Machtübernahme will Lüdecke ein Stück vom Kuchen abbekommen, wird aber stattdessen inhaftiert. Ein Mann wie er hat viele Feinde.

1934 setzt Lüdecke sich schliesslich in die USA ab, wo er mit der Niederschrift eines Enthüllungsbuches über Hitler beginnt. Joseph Goebbels ist nervös: Nicht auszudenken, wenn dieser «Felix Krull» nun auch seine Affäre mit Frau Magda publik macht.

Erna und Willi Rakel sind einfache Leute: Sie verdient ihr Geld als Arbeiterin, Gatte Willi ist Glasbläser. Die Rakels leben in Köpenick, Wendenschlossstrasse 212, einfaches Wohnhaus, sechzehn Mietparteien, beengte Verhältnisse, dunkler Hinterhof. Die Toiletten befinden sich jeweils auf halber Treppe. Erna und Willi müssen sie sich mit der Familie Mehl (er Rohrleger, sie Hausfrau), der Schneiderin Rabe und der Witwe Lehmann teilen. Hier in der Wendenschlossstrasse ist Berlin denkbar unspektakulär und der Kurfürstendamm mit seinen schicken Cafés, Bars und Geschäften weit weg. In Köpenick geht es deutlich bodenständiger zu: Luise Burtchen betreibt in der Wendenschlossstrasse 202 ihre kleine Wäscherei, im Nachbarhaus befindet sich die Auslieferung der Linoleum Werke AG, und in der Nummer 218 ist die Nitritfabrik AG ansässig. Nach der Arbeit treffen sich die Männer auf ein Bier in Bernhard Woickes Kneipe.

Von der gestrigen Eröffnung der Olympischen Spiele hat man in der Wendenschlossstrasse nicht viel mitbekommen, hierher verirren sich keine Touristen. Erna interessiert sich ohnehin nicht für Sport, sie hat ganz andere Probleme. Seit geraumer Zeit fühlt sie sich nicht wohl. Körperlich ist bei der Fünfundzwanzigjährigen alles in Ordnung, nein, seelisch geht es ihr nicht gut. Sie trägt ein Geheimnis mit sich herum. Es muss ein dunkles Geheimnis sein, denn sie wagt sich niemandem anzuvertrauen. Mit Willi kann sie darüber nicht sprechen, vielleicht ist Willi aber auch ein Teil des Problems – wir wissen es nicht.

Sicher ist, dass Erna heute gegen Mittag den S-Bahnhof Neukölln betritt. Der Halt in Neukölln ist Teil der Ringbahnstrecke, die einmal ganz um Berlin führt. Am zweiten Tag der Olympischen Spiele ist hier

erwartungsgemäss besonders viel los, zahlreiche Fahrgäste befinden sich auf dem Weg zu den Wettkämpfen. Die Menschen lachen und sind fröhlicher Stimmung. Erna bahnt sich ihren Weg durch die Wartenden und stellt sich in die erste Reihe. Sie befindet sich nun etwa einen halben Meter von den Gleisen entfernt. Von der Lautsprecheransage bekommt Erna nur Wortfetzen mit: «Achtung ... Einfahrt Ringbahn ... bitte zurücktreten!» Als der S-Bahnzug um 12.34 Uhr nur noch wenige Meter von ihr entfernt ist, macht Erna Rakel einen Schritt nach vorne.

Um 15 Uhr beginnt im Olympiastadion der Speerwurf der Frauen. Vierzehn Athletinnen treten an, darunter mit Otilie «Tilly» Fleischer, Luise Krüger und Lydia Eberhardt drei deutsche Sportlerinnen. Als Favoritinnen gelten Luise Krüger und die Österreicherin Herma Bauma. Bereits im zweiten Durchgang wirft Tilly Fleischer den Speer auf 44,69 Meter und übertrifft den Olympiarekord von Los Angeles um genau einen Zentimeter. Nach drei weiteren Versuchen erreicht Fleischer 45,18 Meter und stellt damit einen neuen olympischen Rekord auf. Tilly Fleischer, die Tochter eines Metzgers aus Frankfurt am Main, gewinnt so die erste Goldmedaille für die deutsche Olympiamannschaft. Den zweiten Platz belegt Luise Krüger, die Bronzemedaille geht an die Polin Maria Kwasniewska.

Adolf Hitler bittet die drei Sportlerinnen nach der Siegerehrung zum Fototermin in seine Loge, sehr zum Ärger des Internationalen Olympischen Komitees, das die Gastgeberrolle für sich beansprucht. Doch Hitler weiss um die Macht der Bilder. «Fast hätte ich vor dem Führer geweint», wird Tilly Fleischer in einer Zeitung zitiert. Die deutsche Presse schlachtet die Gratulationscour des Diktators weidlich aus, und es entstehen mehrere Fotos, die Hitler, Hermann Göring und Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten neben der vierundzwanzigjährigen Tilly zeigen. Tränen sind bei ihr auf diesen Fotos nicht

zu erkennen, doch sieht man die kleine, etwa fünfzig Zentimeter grosse Eiche, die jede Gewinnerin und jeder Gewinner einer Goldmedaille zuzüglich erhält. In ihrem Fotoalbum kommentiert Tilly trocken: «Adolf + ich mit Eiche».

Hubertus Georg Werner Harald von Meyerinck entstammt einer alten preussischen Offiziers- und Beamtenfamilie und sollte eigentlich die Militärlaufbahn einschlagen oder zumindest Geistlicher werden, doch ihn zieht es schon früh zum Theater und zum Film. Sein Spitzname Hupsi hätte einer Karriere als Offizier oder Pfarrer vermutlich auch im Weg gestanden, in der Schauspielerei ist Hupsi 1936 jedoch eine Marke. Mit öligem Pomadenhaar, Monokel und Menjou-Bärtchen verkörpert er vornehmlich aalglatte Bösewichte, skurrile Grossbürger, vertrottelte Adelige oder galante Exzentriker. Hupsi kann schnarren wie ein preussischer Spiess und näseln wie ein arroganter Fatzke. Das kommt gut an beim Publikum. Etwa zehn Filme dreht Hubert von Meyerinck im Jahr, Ende Mai feierte sein neuester Streifen im Primus-Palast an der Potsdamer Strasse Premiere. In der Komödie *Befehl ist Befehl* spielt Hupsi den Rittmeister von Schlackberg – einen windigen Hochstapler, der auf das schnelle Geld aus ist.

Als Filmstar ist Hubert von Meyerinck ein fester Bestandteil des Berliner Nachtlebens. Er besucht gerne das Restaurant Schlichter oder – soll es einmal besonders vornehm zugehen – das Horcher, man sieht ihn aber auch bei Aenne Maenz, bei Mampe, in der Taverne, in der Ciro-Bar und bei Sherbini. Am liebsten verbringt Hupsi seine Nächte jedoch im Quartier Latin. Man könnte es fast seine Stammkneipe nennen, verböte sich die Bezeichnung «Kneipe» nicht im Zusammenhang mit diesem Nobeletablisement. Das Quartier Latin an der Kreuzung Nürnberger Ecke Kurfürsten – Strasse ist der eleganteste und teuerste Club der Reichshauptstadt. Wer hier verkehrt, benötigt als Herr einen Smoking, als Dame ein Abendkleid und als Gast viel Geld. Auf die Einhaltung

dieses Dresscodes wird streng geachtet, Ausnahmen werden grundsätzlich nicht gemacht, auch nicht bei prominenten Zeitgenossen. Brauhemden und andere Uniformträger sucht man im Quartier Latin vergebens. Hier, so scheint es, ist die Zeit im Jahre 1926 oder vielleicht 1928 stehen geblieben, doch der Eindruck täuscht. Das Lokal ist keineswegs ein Überbleibsel der Goldenen Zwanziger: Erst Ende September 1931 ist es eröffnet worden und wird seine kurze Glanzzeit während des «Dritten Reiches» erleben.

Das Quartier Latin besteht aus einem winzigen Entree mit Garderobe sowie zwei ineinander übergehenden Räumen. Im ersten Teil befindet sich die Bar mit einigen Cocktailtischen samt den dazugehörigen Hockern, im zweiten Raum gibt es den Restaurantbereich, die Tanzfläche sowie ein Podium für die Kapelle. Selbstverständlich wird im Quartier Latin ausschliesslich Livemusik gespielt.

Sobald Hubert von Meyerinck oder ein anderer bekannter Gast die Bar betritt, ist Leon Henri Dajou sofort zur Stelle. Er bildet das Empfangskomitee, hilft einer Filmdiva aus ihrem Pelzmantel, führt eine Gruppe von Wirtschaftsbossen an ihre Tische und nimmt erste Wünsche entgegen. Nicht zuletzt ist Leon Henri Dajou der Besitzer des Quartier Latin. Als Chef ist er allgegenwärtig, mit einem schnellen Blick und wenigen Anweisungen steuert er die zahlreichen Mitarbeiter.

Hupsi nennt Dajou einen Freund, doch eigentlich weiss er nicht viel über ihn. Dajou soll aus Rumänien stammen, heisst es, andere behaupten, er sei aus Algerien oder Marokko nach Deutschland gekommen und habe im Hotel Adlon als Eintänzer gearbeitet. Hedda Adlon, die Gattin des Hoteldirektors, soll sich in den Gigolo verguckt und ihn ausgehalten haben. Das Geld für die Eröffnung der Bar stamme ebenfalls von Frau Adlon, munkelt man, doch nichts Genaues weiss man nicht.

Auch wenn Dajous Herkunft im Dunklen liegt, offensichtlich ist, dass seine Geschäfte glänzend laufen. Er kann sich eine teure Wohnung auf dem Kurfürstendamm sowie einen edlen Cadillac leisten. Er geniesst es, seine Nobelkarosse durch die Strassen zu steuern und direkt

vor dem Quartier Latin abzustellen. Leon Henri Dajou hat auch eine Freundin: Charlotte Schmidtke, Ende zwanzig, gutaussehend, blond, Typ Mannequin. Fräulein Schmidtke arbeitet nicht, bewohnt dafür aber eine luxuriös eingerichtete Fünf-Zimmer-Wohnung in einer Seitenstrasse des Kurfürstendamms. Das nötige Kleingeld für diesen Lebenswandel stammt von Dajou, hört man, doch Genaueres weiss man wieder nicht. Wann immer Hubert von Meyerinck seinem Freund Dajou eine private Frage stellt, lacht dieser. Dajou lacht Hupsi nicht aus, er lacht auch nicht über ihn, er lacht die Frage einfach weg. «Ach, Hupsi ...», sagt er dann – und schenkt ein Glas Champagner nach.

Die Besucher des Quartier Latin sind so schillernd, wie der Patron undurchsichtig ist. An einem Tisch sitzt die grosse Pola Negri, die soeben ihren neuesten Film *Moskau – Shanghai* abgedreht hat. Die Negri trägt einen Hermelinmantel mit langen schwarzen Handschuhen, das Gesicht ist weiss geschminkt, die Lippen leuchten blutrot. So sieht sie aus wie eine moderne Lucrezia Borgia. Doch in ihrer Hand hält sie keinen Giftcocktail, sondern ihr Lieblingsgetränk Whiskey (im Quartier Latin ab 2,25 Mark zu haben – ein kleines Vermögen). An einem anderen Tisch plaudern der Filmproduzent Willi Forst und die Schauspielerin Elsa Wagner, in einer Ecke unterhalten sich die Schriftstellerin Lally Horstmann, Tochter aus der jüdischen Bankiersfamilie von Schwabach, und ihr Gatte, der schwerreiche Kunstsammler Alfred Horstmann. An der Bar steht Wolf-Heinrich von Helldorff, Berlins Polizeipräsident. Der Graf gilt als brutaler Machtmensch, an seinen Händen soll Blut kleben. Doch davon ahnt man nichts, wenn man ihn in seinem Smoking im Quartier Latin stehen und Champagner trinken sieht. Zu den Stammgästen gehört auch Ernst Udet, hochdekoriertes Kampfflieger und Oberst der Luftwaffe, der stets nur an seinem Glas nippt, sich aber als eingefleischter Swing-Liebhaber entpuppt. Wann immer der vierundzwanzigjährige Verlegersohn Axel Springer in Berlin ist, besucht er das Quartier Latin. Der junge Springer ist ein Lebemann und Snob – und das Quartier Latin ganz nach seinem Geschmack.

Seine Frau Martha lässt er vorsichtshalber in Hamburg, während er in Berlin seinen nächtlichen Abenteuern nachgeht. Im August 1936 wird Springer häufig in Begleitung einer bildschönen Chilenin gesehen, bei der es sich, so hört man, um die Sängerin und Schauspielerin Rosita Serrano handelt, die seit kurzem in Berlin lebt und demnächst im Variété Wintergarten auftritt. Horst Winter, dessen kleine Jazzkapelle anlässlich der Olympischen Spiele im Quartier Latin engagiert ist, kann Axel Springer und seine Begleiterin oft beobachten, wie sie eng umschlungen die ganze Nacht durchtanzen. «Eines Abends kamen die beiden mit verbundenen Handgelenken», so erinnert sich Winter später. «Man munkelte Selbstmordversuch, unglückliche Liebe, doch sie schienen sich irgendetwas arrangiert zu haben.»

Leon Henri Dajou kennt die vielen kleinen und grossen Geheimnisse seiner Gäste – und schweigt. Diskretion ist oberstes Prinzip. Nur manchmal lässt er alle Achtsamkeit fahren und wird Teil der ausgelassen feiernden Menge. Dann ereignen sich im Quartier Latin Szenen, die man in einem so piekfeinen Etablissement in der Hauptstadt des «Dritten Reiches» nie für möglich hielt. Anfang Januar 1935 betritt beispielsweise eine Gruppe von Stammgästen den Club. Man kennt sich, Dajou spendiert eine Runde Kognak. Es folgen weitere Runden, bis alle mehr oder weniger angetrunken sind. Plötzlich springt eine Dame auf, geht zur Tanzfläche und beginnt, dort ekstatisch zu tanzen. Um sich besser bewegen zu können, zieht sie ihren Rock hoch, der allerdings immer wieder runterrutscht. Dajou erkennt das Problem, geht auf die Bühne und zieht der Dame den Rock kurzerhand aus. Der Schauspieler Ernst Dumke feixt: «Fräulein, wir holen die Polizei, Sie zeigen zu wenig.» Das Fräulein lässt sich nicht lange bitten. «Nun entblösste sich die Dame vollständig, indem sie auch noch die Bluse auszog», erinnert sich ein Zeuge. «Diese Sensation benutzte nun auch noch Seine Hoheit Prinz August von Hohenlohe dazu, um auch ein Tänzchen mit der Dame zu riskieren. Darauf fühlte sich Herr Dajou veranlasst, ein Weinglas in die

Hand zu nehmen und es der Dame von hinten zwischen ihre Beine zu halten, indem er dabei niederkniete. Er wollte wohl damit andeuten, dass die Dame das Glas vollp... sollte, denn er stand danach auf, und trank symbolisch dieses leere Glas aus». Seine übliche Zurückhaltung scheint Dajou nun völlig aufgegeben zu haben: Er geht zu seiner Kapelle, die die gesamte Zeit spielt, und nimmt einem Musiker die gurkenförmige Rumba-Rassel weg. «Dieses Instrument nahm sich Herr Dajou, klemmte es sich zwischen die Beine, sodass es wie ein riesiges Geschlechtsteil wirkte und ging von hinten an die Dame heran, die noch mit Herrn Dumke tanzte und machte die symbolischen Bewegungen des Geschlechtsaktes».

Das Quartier Latin ist ein Vulkan, und an dessen Abgrund tanzen die Gäste. Für ein paar Stunden am Tag scheint das «Dritte Reich» nicht zu existieren. Leon Henri Dajou ist leichtsinnig, doch er will die Gefahr nicht wahrhaben. Dabei liegt die Schlinge damals schon um seinen Hals. Während der Olympischen Spiele wird sie sich zuziehen.

*Im Olympiastadion wird zur
Durchführung der Spiele ein
bis dahin nicht gekannter
technischer und personeller
Aufwand betrieben.
Zum unangefochtenen Star
und Publikumsliebling
avanciert Jesse Owens.*



MONTAG, 3. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Wolkig, gelegentliche Schauer, schwache Luftbewegung,
etwas wärmer, 21 Grad.

Mascha Kaléko ist als Schriftstellerin vielleicht noch nicht so berühmt wie Thomas Mann, der vor sieben Jahren den Literaturnobelpreis erhielt, doch sie hat es trotz ihres jungen Alters von erst siebenundzwanzig Jahren bereits zu einigem Ansehen gebracht. Es ist noch nicht lange her, da zählte man Mascha zu den grossen Hoffnungen des deutschen Literaturbetriebs. Renommierter Tageszeitungen rissen sich um ihre Gedichte, die flott und zugleich voll zärtlicher Melancholie sind und so wundervoll das Lebensgefühl der frühen 1930er Jahre einfangen. Oft geht es um die Höhen und Tiefen zwischenmenschlicher Kommunikation, um das Auf und Ab in einer Partnerschaft und um das Leben in der Grossstadt. In Maschas Gedicht *Der nächste Morgen* heisst es:

Wir wachten auf Die Sonne schien nur spärlich
Durch schmale Ritzen grauer Jalousien.
Du gähntest tief... Und ich gestehe ehrlich:
Es klang nicht schön» – Mir schien es jetzt erklärlich,
Dass Eheleute nicht in Liebe glühen.

Ich lag im Bett. Du blicktest in den Spiegel,
Vertieftest ins Rasieren dich diskret.
Du griffst nach Bürste und Pomadentiegel.
Ich sah dich schweigend an. Du trugst das Siegel
Des Ehemanns, wie er im Buche steht.

Wie plötzlich mich so viele Dinge störten!
– Das Zimmer, du, der halbverwelkte Strauss,
Die Gläser, die wir gestern Abend leerten,
Die Reste des Kompotts, das wir verzehrten...
Das alles sieht am Morgen anders aus.

Beim Frühstück schwiegst Du,
(Widmend dich den Schrippen,)
– Das ist hygienisch, aber nicht sehr schön,
Ich sah die fette Röte deiner Lippen
Und sah dich Butterbrot in Kaffee stippen –
Und sowas kann ich auf den Tod nicht sehn!

Ich zog mich an, Du prüftest meine Beine,
– Es roch nach längst getrunkenem Kaffee,
Ich ging zur Tür, Mein Dienst begann um neune,
Mir ahnte viel .., Doch sagt ich nur das Eine:
«Ich glaub’, jetzt ist es höchste Zeit! Ich geh ..,»

Maschas Alltagslyrik kommt gut an – auch nach der Machtübernahme der Nazis, Im März 1933 erscheint im Rowohlt Verlag eine Auswahl ihrer Gedichte, Das Bändchen verkauft sich so gut, dass im Dezember 1934 ein weiteres Buch folgt, Doch irgendwann entdecken die Funktionäre der Reichsschrifttumskammer, dass Mascha Jüdin ist, Aus der grossen Nachwuchshoffnung wird im «Dritten Reich» eine unerwünschte Dichterin, Als wäre das nicht schon schlimm genug, geht es auch in Maschas Privatleben drunter und drüber, Kurzum: Im August 1936 steckt die Schriftstellerin in einer veritablen Lebenskrise,

Heute ist Mascha Kaléko in Eile, Sie nimmt ihren Schlüsselbund, zieht die Wohnungstüre hinter sich zu und geht durch das Treppenhaus nach unten, Jedes Mal, wenn sie dann das Gebäude verlässt, sieht sie als Erstes das Finanzamt Wilmersdorf-Nord, Die Behörde liegt genau auf der anderen Strassenseite – kalt und abweisend, wie Finanzämter zu sein pflegen, Mascha lebt seit knapp einem Jahr in der Lietzenburger Strasse 32 und hat sich mittlerweile an den Anblick des grauen Kastens gewöhnt, Doch jetzt hat sie für ihre Nachbarschaft ohnehin keine Augen, denn Mascha ist nicht nur in Eile, sie befindet sich in einem Zustand freudiger Erwartung, Mascha geht ein paar Meter nach rechts,

überquert die Sächsische Strasse und betritt nach einigen Schritten schliesslich das Haus Lietzenburger Strasse 35. Dort befindet sich ein weiteres Amt, nämlich das Postamt des Bezirks W15. Sie stellt sich an der Ausgabestelle für postlagernde Sendungen an, nennt ihren Namen und erhält kurze Zeit später einen Brief überreicht. So geht das nun schon seit Wochen. Meistens ist es nur ein Brief, den die Beamtin ihr übergibt, doch wenn Mascha es einmal nicht zur Post schafft, sammeln sich mehrere Schreiben an, und Mascha erhält bei ihrem nächsten Besuch einen kleinen Stapel ausgehändigt. Mascha hätte sich nie vorstellen können, dass der Besuch eines nach Linoleum riechenden Postamtes sie regelmässig in Entzücken versetzt. Doch im Postamt in der Lietzenburger Strasse ist das der Fall, denn hier holt sich Mascha Kaléko die Briefe ihres Liebhabers ab. Was wird Herr Kaléko dazu sagen?

Mit Magda kurz angebunden», heisst es in Goebbels Tagebuch. «Das ist auch das Beste.» Goebbels stürzt sich stattdessen in die Arbeit und empfängt zahlreiche Besucherinnen und Besucher, darunter Kronprinz Umberto von Italien samt Gemahlin, den italienischen Minister Dino Alfieri, die englische Diplomategattin Sarita Vansittart («bigotte Dame») sowie einige Schauspielerinnen. In der Rolle des Womanizers gefällt sich der Minister ohnehin am besten. So kühl sich Goebbels seiner Frau gegenüber auch gibt, die Sache Lüdecke geht ihm nicht aus dem Kopf. Immerzu stellt er sich die Frage, wie Magda nur so leichtsinnig sein und sich mit einer so zwielichtigen Figur wie diesem Lüdecke einlassen konnte.

Es ist nicht das erste Mal, dass Goebbels wegen seiner Ehefrau in politische Turbulenzen zu geraten droht. Die vierunddreissigjährige Magda ist eine Frau mit Vergangenheit. Johanna Maria Magdalena kommt im November 1901 in Berlin-Kreuzberg zur Welt. Die Familienverhältnisse sind ärmlich und ungeordnet: Auguste Behrend – Magdas Mutter – ist bei der Geburt ihrer Tochter zweiundzwanzig Jahre alt und arbeitet seit kurzem als Dienstmädchen bei einer wohlhabenden

Familie in der Bülow-Strasse. Magdas Vater scheint unbekannt zu sein, jedenfalls wird in ihrer Geburtsurkunde kein Erzeuger erwähnt. Auguste behauptet später, der reiche Bad Godesberger Bauunternehmer Dr. Oskar Ritschel sei Magdas Vater, ihn habe sie sogar geheiratet, um sich dann später aber wieder scheiden zu lassen. Doch das stimmt nicht – Auguste Behrend und Oskar Ritschel waren nie verheiratet, wie Magda erst Ende Oktober 1931 lernt. «Magda sitzt da, ganz zerschmettert», schreibt Goebbels in sein Tagebuch. «Sie hat von ihrer Mutter erfahren, dass sie mit ihrem Vater nicht verheiratet war. Magda wusste davon noch nichts. Nun ist sie trostlos.» Doch für Magda kommt es noch schlimmer: Ritschel ist allem Anschein nach auch nicht ihr Vater.

Die Wahrheit ist kompliziert. Oskar Ritschel, der aufstrebende Fabrikantensohn, und Auguste Behrend, die junge Frau aus einfachen Verhältnissen, treffen vermutlich im schicken Bad Godesberger Rheinhôtel Dreesen aufeinander, wo Auguste für eine Saison als Zimmermädchen arbeitet. Offensichtlich kommt es zwischen beiden zu einem intimen Kontakt, denn Ritschel schöpft keinen Verdacht, als Auguste den bevorstehenden Nachwuchs als sein – Ritschels – Kind bezeichnet. Er zahlt freiwillig monatlich dreihundert Mark und finanziert auch Jahre später Magdas Schulausbildung. Doch der leibliche Vater des kleinen Mädchens ist wohl nicht er, sondern der 1881 geborene jüdische Kaufmann Richard Friedländer, den Auguste aber erst im Dezember 1908 heiratet. Richard Friedländers amtliche Meldeunterlagen weisen Magda als seine Tochter aus. Das ist also die Wahrheit, vor der man sich im Hause Goebbels zu fürchten scheint: Magda hat einen jüdischen Vater.

Es ist nicht ganz klar, ob und wann Oskar Ritschel und Richard Friedländer Augustes Doppelspiel durchschauen. *Die Rote Fahne*, das Zentralorgan der KPD, lässt jedenfalls im Dezember 1931 keinen Zweifel mehr daran, wessen Lendenkraft Magda entsprungen ist. «Von Geburt heisst sie Friedländer», stichelt das Blatt. «Dieser nicht gerade ari-

sche Name passt gut zu dem reinen Ariergesicht ihres Gatten, Wir sind keine Judenfresser, aber dass Goebbels eine geborene Jüdin heiratet, sei des Vergnügens wegen festgehalten.»

Goebbels lässt die Meldung in seiner Parteileitung *Der Angriff* umgehend dementieren, doch ihm bleiben leise Zweifel an Oskar Ritschels Vaterschaft, Er spürt offensichtlich, dass er in eine schwierige Familie einheiratet, Seine Schwiegermutter empfindet Goebbels als «schaurige Person», die ihm «Brechreiz» verursacht, während Ritschel für ihn ein «Schubiak und elender Moralheuchler» ist, Im Juni 1934 erfährt er dann eine «schreckliche Sache von Magda», Goebbels ist so schockiert, dass er das Gehörte nicht aufzuschreiben wagt, Er zensiert sein eigenes Tagebuch und ergeht sich in vagen Andeutungen, «Furchtbare Szenen, Ich bin ganz erschüttert.» Und schliesslich: «Wir sind innerlich getrennt.» Ob Goebbels in diesem Moment erfährt, dass Richard Friedländer Magdas Erzeuger ist?

Doch zurück in den August 1936, Vielleicht denkt Joseph Goebbels gerade wieder einmal an die liebe Familie – an seine Schwiegermutter, an Oskar Ritschel oder Richard Friedländer, Und jetzt auch noch Magdas Affäre mit diesem Lüdecke, Goebbels im Tagebuch: «Ich werde lange brauchen, bis ich mich davon erhole.» Es dauert genau drei Tage.

AUSZUG AUS DEN TÄGLICHEN ANWEISUNGEN DER REICHPRESSEKONFERENZ:
«Die Zeitungen werden gebeten, sichtbar darauf hinzuweisen, dass in Berlin noch genügend Quartiere vorhanden sind, auch für einen eintägigen und zweitägigen Besuch.»

Der Mann der Stunde heisst Erich Borchmeyer – zumindest für Adolf Hitler, Das sieht die Mehrzahl der knapp hunderttausend Zuschauer im Olympiastadion vermutlich nicht so, für sie ist ein anderer der Star: Jesse Owens, der zweiundzwanzigjährige Wunderläufer aus Oakville im amerikanischen Bundesstaat Alabama.

Nach den Vorläufen sowie dem Viertel- und Halbfinale steht heute um 17 Uhr das mit Spannung erwartete Finale im Hundertmeterlauf der Männer auf dem Programm. Von dreiundsechzig Athleten haben sich sechs qualifiziert – sie sind die schnellsten Männer der Welt. Jesse Owens gilt als der Favorit, doch die Hoffnungen des «Führers» ruhen auf dem Deutschen Erich Borchmeyer.

Gebannt blickt das gesamte Stadion auf den Startplatz, wo sich mittlerweile die sechs Ausnahmesportler einfinden. Die Bahnauslosung hat ergeben, dass Jesse Owens ganz innen läuft, darauf folgen der Schwede Lennart Strandberg, der Deutsche Erich Borchmeyer, der Niederländer Martinus Osendarp sowie auf den Bahnen fünf und sechs die Amerikaner Frank Wykoff und Ralph Metcalfe. Franz Miller trägt einen langen weissen Kittel und sieht aus wie ein Zahnarzt oder wie der Besitzer einer gutgehenden Apotheke, doch weit gefehlt: Miller ist der Starter der Laufwettbewerbe und so etwas wie ein Unikum. Mit Seelenruhe erläutert der beliebte Mann jedem Athleten noch einmal das Startkommando. In Berlin kommt ein eigens von den Firmen Zeiss'Ikon und Agfa entwickeltes Zeitfilmgerät zur Anwendung. Miller löst mit dem Startschuss einen elektrischen Impuls aus, der den Zeitzähler sowie die Zielkamera einschaltet. Nach etwa zehn Minuten können die Fotos von den Schiedsrichtern ausgewertet werden.

Es ist kurz vor 17 Uhr, und die Läufer nehmen ihre Plätze ein. Martinus Osendarp scheint nervös zu sein und trippelt vor seinem Startloch auf und ab. Ralph Metcalfe bekreuzigt sich, bevor er zum Start niederkniet. Im Stadion ist es totenstill. Dann hört man Franz Millers Stimme: Auf die Plätze ... fertig ... und der Startschuss knallt durch das Stadion. «Stell Dir vor, du läufst über einen Boden aus loderndem Feuer», hat Jesses Trainer ihm kurz vorher noch zugeflüstert. Das scheint er nun zu beherrzigen. Owens läuft, als ob er den Boden gar nicht berühren würde. Er fliegt über die Aschenbahn und geht sofort in Führung. Nach halber Strecke hat Jesse bereits zwei Meter Vorsprung vor Osendarp und Wykoff. Niemand ist ihm gewachsen, doch plötzlich prescht Metcalfe her-

an und liefert sich mit Owens einen atemberaubenden Endspurt, Nach 10,3 Sekunden läuft Jesse Owens durch das Ziel, Ralph Metcalfe und Martinus Osendarp folgen jeweils 0,1 Sekunden später, Erich Borchmeyer, Adolf Hitlers grosse Hoffnung, landet nur auf Platz fünf.

Der Jubel im Olympiastadion kennt keine Grenzen mehr, «Jesse!» rufen die Zuschauer in Sprechchören, Der so Gefeierte blickt nahezu ungläubig in das grosse Stadionrund und winkt seinen Fans zu, In der Führerloge macht sich derweil Katerstimmung breit, Hitler dreht sich um und sagt irgendwas zu den hinter ihm sitzenden Männern, Die offizielle *Olympia-Zeitung* schreibt am nächsten Tag, was viele aus Hitlers Entourage in diesem Moment gedacht haben mögen: «Obwohl wir die Überlegenheit der Ausländer schon aus den Zeiten ersahen, die sie in der Vorentscheidung liefen –, konnte nicht ein Wunder geschehen? Konnte es nicht der Willenskraft des 32-jährigen Borchmeyer gelingen, sich unter den ersten Drei zu halten?» Offensichtlich nicht.

Über das, was nun geschieht, kursieren verschiedene Gerüchte, Hitler habe sich geweigert, Owens zu seinem Sieg zu gratulieren, heisst es, Doch an dieser Geschichte ist wohl nichts dran, Nachdem Hitler am ersten Tag der Spiele eigenmächtig die Siegerinnen im Speerwerfen in seiner Loge empfangen hat, teilt das Internationale Olympische Komitee ihm mit, dass die Glückwünsche des Staatsoberhauptes im Protokoll nicht vorgesehen seien, Hitler verzichtet fortan auf weitere Gratulationen.

Zur Wahrheit gehört aber auch, dass Hitler ein Zusammentreffen mit Owens unter allen Umständen vermieden hätte, Als Reichsjugendführer Baldur von Schirach Hitler vorschlägt, sich mit Owens fotografieren zu lassen, reagiert der «Führer» unwirsch: «Die Amerikaner sollten sich schämen, dass sie sich ihre Medaillen von Negeren gewinnen lassen, Ich werde diesem Neger nicht die Hand geben.»

Adolf Hitler, der ja auch Schirmherr der Olympischen Spiele ist, hat seine ganz eigene Vermutung, warum Jesse Owens heute gewonnen hat, Sein Lieblingsarchitekt Albert Speer erinnert sich an folgende Er-

klärung: «Menschen, deren Vorfahren aus dem Dschungel stammten, seien primitiv – athletischer gebaut als die zivilisierten Weissen, meinte er achselzuckend, sie seien eine nicht zu vergleichende Konkurrenz, und folglich müsse man sie von den zukünftigen Spielen und sportlichen Wettbewerben ausschliessen.» Doch es kommt für Hitler noch schlimmer: Es wird nicht bei der einen Goldmedaille für Jesse Owens bleiben.

Die Nachricht von Owens Sieg verbreitet sich in Windeseile, auch ins englische Southampton, wo ein mit «J.M. Loraine» unterzeichneter Brief an den Sprinter aufgegeben wird. Bei der Überreichung der Medaille möge der Athlet, so der Schreiber, folgende Worte sagen. «Es war mir eine Ehre, meine Nation hier zu vertreten und eine Freude, mich mit den Besten der Läufer zu messen. Den Preis aber Ihrer den Rassenhass predigenden Regierung muss ich mit Verachtung ablehnen.» Jesse Owens wird diesen Brief nie erhalten, da Post an die Sportler abgefangen und geöffnet wird. Das Original findet seinen Weg in die Akten der Gestapo, eine Kopie geht an Reinhard Heydrich.

AUSZUG AUS DEN TÄGLICHEN ANWEISUNGEN DER REICHSPRESSEKONFERENZ:
«So erfreulich die deutschen Siege sind, so wenig ist es angebracht, nur die deutschen Höchstleistungen in der Überschrift zu erwähnen. Die ausländischen Siege dürfen nicht verkleinert werden. Der Rassenstandpunkt soll in keiner Weise bei Besprechung der sportlichen Resultate Anwendung finden; vor allem sollen die Neger nicht in ihren Empfindlichkeiten getroffen werden. Auch die weniger bekannten Mitglieder des Internationalen und des Nationalen Olympischen Komitees sollen gelegentlich genannt werden.»

Ein Mann von Welt! Das denkt wohl ein jeder, der Mostafa El Sherbini zum ersten Mal begegnet. Die Schuhe sind auf Hochglanz poliert, der modische Anzug (1936 trägt man Zweireiher) sitzt perfekt, und die pechschwarzen, leicht lockigen Haare sind streng nach hinten frisiert. Keine Frage: Der achtundzwanzigjährige Ägypter stellt etwas dar, Wenn er doch nur nicht immerzu lächeln würde! Es ist dieses sardonische Lächeln, das in Mostafas schönem Gesicht störend wirkt, Wenn man den jungen Mann genauer betrachtet, könnte man ihn auch für einen Gigolo halten, Falsch ist das nicht, denn Sherbini beginnt seine Karriere ebenso wie Leon Henri Dajou als Tänzer, Leider wissen wir nicht, wann genau er aus seiner Geburtsstadt Kairo nach Berlin kommt, Irgendwann ist er jedenfalls da und lächelt sich fortan in die Herzen der Damenwelt, Zu den nicht wenigen, die dem Charme des gutaussehenden Dandys verfallen, gehört auch Yvonne Fürstner.

Yvones Eltern Alice und George Solman lassen sich früh scheiden, und Frau Alice heiratet in zweiter Ehe den schwerreichen Grafen Konrad von Frankenberg und Ludwigsdorf, Da der Adlige keine leiblichen Kinder hat, adoptiert er Yvonne und deren Schwester Lieselotte, macht die Mädchen zu Gräfinnen und stattet sie mit einem beträchtlichen Vermögen aus, Yvonne von Frankenberg, wie sie nun heisst, ist zwar eine gute Partie, binden mag sie sich aber nicht, Die Ehe mit dem Kaufmann Robert Treeck wird ebenso geschieden wie die mit dem wesentlich älteren Musikverleger Otto Fürstner, Mit Anfang dreissig lernt Yvonne Fürstner dann Mostafa El Sherbini kennen, und nach kurzer Zeit sind die beiden ein Paar.

Mostafa träumt von einer eigenen Bar, Es soll ein schickes Lokal sein – am besten eine Bar und ein Grill, wie es gerade modern ist, Und natürlich soll es Platz für eine Musikkapelle und für interessante kleine Varietéeinlagen geben, Ja, wenn es nach Mostafa ginge, wird sich bei ihm die High Society von Berlin treffen, Mostafas Ehrgeiz und Yvones Geld legen schliesslich den Grundstein für die Sherbini-Bar in der Uhlandstrasse 18, in bester Lage unweit des Kurfürstendamms. Das im Art-

Déco-Stil eingerichtete Etablissement öffnet im September 1933 seine Türen – zu dem Zeitpunkt ist Adolf Hitler bereits seit über einem halben Jahr Reichskanzler.

Hitler wird die Sherbini-Bar niemals betreten, ja, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wird er auch von ihrer Existenz nie erfahren. Alles, was in der Sherbini-Bar geschieht, lehnt der «Führer» zutiefst ab. «Hier hat sich die Zeit nicht geändert», urteilt das Nazi-Blatt *Berliner Herold*. «Hier sieht die Kurfürstendammwelt noch genau so aus wie vor 1933. Heisse Jazzmusik, Negertänze, Luxuspreise, fremde Sprachen – zuweilen glaubt man nicht in Berlin, sondern auf dem Montparnass zu sein.» Der Schreiberling des *Herold* versteht diese Bestandsaufnahme als vernichtendes Urteil, Yvonne und Mostafa begreifen sie als Kompliment. Der Sherbini-Bar gelingt es – obwohl erst nach der Machtübernahme der Nazis gegründet –, sich zu einem Gegenentwurf zur braunen Volksgemeinschaft zu entwickeln. Hier gedeiht im Kleinen eine Welt, die andernorts in Berlin bereits untergegangen ist.

Das Publikum der Sherbini-Bar besteht dementsprechend aus Künstlern, Schauspielern, Industriellen, Diplomaten und Politikern. Ernst Udet verkehrt dort ebenso wie der Tennisstar Gottfried von Cramm oder wie Martha Dodd, die Tochter des amerikanischen Botschafters in Berlin, die in der Uhlandstrasse ihre Liebschaften auszuführen pflegt. Die Bar ist aber auch der Treffpunkt der Exil-Ägypter, von denen es in Berlin nicht wenige gibt. Die Mitarbeiter der ägyptischen Botschaft in der Tiergartenstrasse sind regelmässig bei ihrem Landsmann Sherbini zu Gast. Gelegentlich schaut aber auch Ahmed Moustafa Dissouki, der Betreiber der Ciro-Bar, bei seinen Freunden Mostafa und Yvonne vorbei. Ein anderer Besucher ist der zweiundzwanzigjährige Student Aziz de Nasr aus dem ägyptischen Gharbia. Aziz wohnt zur Untermiete bei Frau Luise Oppenheim und kann sich die Einkehr in einem so teuren Etablissement eigentlich gar nicht leisten. Doch irgendwie hat Aziz seinen Weg zu Sherbini gefunden und

sich Hals über Kopf in Yvonne verliebt. Sooft es geht, besucht er die Bar und verfolgt seine Angebetete auf Schritt und Tritt mit romantischen Blicken.

Die Rollenverteilung in der Bar ist von Anfang an eindeutig geregelt: Sherbini gibt den Conferencier, organisiert das künstlerische Programm und leiht dem Unternehmen sein Gesicht, Yvonne hält sich als Geschäftsführerin eher im Hintergrund. Gleichwohl hat sie den Laden fest im Griff und scheut auch nicht davor zurück, im Notfall handfest zuzulangen. Manchmal gibt es Ärger, und ein Gast wird zudringlich oder will die Rechnung nicht bezahlen – für diese Fälle hat sie unter der Theke einen Gummiknüppel befestigt. Gott sei Dank muss sie ihn nicht oft einsetzen. Daheim fliegen dafür umso häufiger die Fetzen. Sherbini besitzt das Aussehen eines Dandys und das Temperament eines orientalischen Potentaten. Yvonne nennt ihn «das wilde Lieb», weil Mostafa sehr lieb, aber auch furchtbar wild sein kann. «Was das wilde Lieb anbetrifft, so glaube ich kaum, dass wir noch mal erleben werden, dass er sich bessert. Man muss Wilde eben mit einem anderen Massstabe werten», schreibt Yvonne einmal an ihre Schwester.

Im August 1936 gehört die Sherbini-Bar zu den begehrtesten Adressen im Berliner Nachtleben. Zwar entwickelt sich das Geschäft in den warmen Sommermonaten erfahrungsgemäss eher schlecht, doch während der Olympischen Spiele hofft Yvonne dank der vielen Besucher auf prächtige Umsätze. Mostafa wird die Gäste aus dem In- und Ausland begrüßen und durch den Abend geleiten, er wird viel lächeln, mit den Herren parlieren und mit den Damen flirten, die Geschäftsführerin wird sich derweil wie immer in der Nähe ihres Gummiknüppels aufhalten und sonst das Scheinwerferlicht meiden. Für Yvonnens Zurückhaltung gibt es drei Jahre nach der Machtübernahme der Nazis gute Gründe: Sie ist Jüdin.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«In der Salzburgerstrasse 6 wurde eine vom Balkon des Erdgeschosses herunterhängende Hakenkreuzfahne und in der Berchtesgadener-Stras-

se 14 ein dort angebrachtes Transparent mit Olympiaflagge in Brand gesetzt. Die Nachforschungen haben bisher nur ergeben, dass man mit den brennenden Fahnenresten versuchte, den Pkw IA 100 060 in Brand zu setzen. Als Täter kommt vermutlich der Bäcker Hermann Rönne, Bornemannstrasse 3 wohnhaft, in Frage.»

Bereits den gesamten Tag fühlt sich Thomas Mann nicht sonderlich wohl. Der Zauberer, wie ihn seine Kinder nennen, ist leidend. In seinem Wohnort Küsnacht bei Zürich herrscht offensichtlich besseres Wetter als in Berlin, denn Mann beklagt die Folgen der «drückenden Sonne». Selbst den täglichen Spaziergang mit Frau Katia kann er bei der «Treibhausluft» nicht geniessen. Erst am Abend bessert sich mit den kühleren Temperaturen auch das Befinden des Schriftstellers. Wie so oft verbringt er die späten Stunden des Tages vor seinem Radio. Thomas Mann hört zunächst ein klassisches Konzert mit Werken von Mozart und Schubert und erfreut sich dann an einem kleinen Klavierstück Richard Wagners. Dessen *Albumblatt* sei zwar «sehr echt in der sinnlich-sinnigen Schwelgerei», gleichwohl erscheint ihm die Komposition «etwas arm in der Füllung». Zu guter Letzt verfolgt Thomas Mann das aktuelle Geschehen in Berlin, wie er seinem Tagebuch anvertraut: «Platten vom Verlauf des sensationellen 100 m-Laufs, in dem zwei amerikanische Neger siegten. Hübsch!»

Dass Thomas Mann die Ereignisse im Berliner Olympiastadion auch in der fernen Schweiz miterleben kann, wird erst durch einen enormen technischen Aufwand möglich. Die Olympischen Spiele von 1936 sind ein weltweites Medienereignis, das alles bisher Gekannte in den Schatten stellt. Eintausendachthundertjournalisten aus neunundfünfzig Ländern berichten von den Wettkämpfen, darüber hinaus liefern hundertfünfundzwanzig akkreditierte Fotografen rund sechzehntausend Fotos. Neben der Tagespresse spielt der Rundfunk eine wichtige Rolle. Die technische Kommandozentrale befindet sich im Stadion direkt un-

terhalb der sogenannten «Führerloge». An einer über zwanzig Meter langen Schalttafel können achtzehn Leitungen quer durch Europa und zehn nach Übersee gleichzeitig hergestellt werden. Insgesamt übertragen zweiundvierzig Rundfunkanstalten die Wettkämpfe: Viele Berichte werden direkt in den Äther gesendet, andere zeichnet man zunächst auf, um sie später als Schallplatten abzuspielen. Alles in allem übertragen die deutschen Sender über fünfhundert Berichte, die ausländischen Einrichtungen bringen sogar dreitausend Reportagen. Wer in diesen Tagen das Olympiastadion betritt, entdeckt in der Nähe der «Führerloge» ein Gerät, das mit einer Länge von 2,20 Metern an ein véritables Flakgeschütz erinnert. Dabei handelt es sich um eine von drei elektronischen Kameras, die Livesendungen im noch jungen Medium Fernsehen ermöglichen. Zwei kräftige Männer sind vonnöten, um bei dem «Ikonskop» von Telefunken das fünfzig Kilogramm schwere Riesenobjektiv mit einem Linsendurchmesser von vierzig Zentimetern zu wechseln. Neu ist auch der sogenannte Zwischenfilm-Wagen der Reichspost. Bei diesem Gefährt handelt es sich um einen Mercedes-Lkw, auf dessen Dach eine Filmkamera installiert ist. Das belichtete Zelluloid läuft durch einen lichtdichten Schacht in das Wageninnere, wo es vollautomatisch entwickelt, fixiert, getrocknet und abgetastet wird. Die Sportereignisse flimmern dann mit einer Zeitverzögerung von lediglich fünf- undachtzig Sekunden über die Mattscheiben der mehr als zwanzig öffentlichen Fernsehstuben in Berlin, Potsdam und Leipzig. Dreimal täglich – von zehn bis zwölf, fünfzehn bis neunzehn und zwanzig bis zwei- undzwanzig Uhr – heisst es dann: «Achtung, Achtung! Hier ist der Fernsehsender Paul Nipkow, Berlin, mit Ton auf Welle 7,06 Meter und mit Bild auf Welle 6,77 Meter, mit der Olympia-Sondersendung.»

Die Nationalsozialisten setzen wirklich alles daran, die Welt zu beeindruckern. Je häufiger Thomas Mann in seinem Küssnacher Exil den Radioübertragungen aus Berlin folgt, desto grösser wird sein Unbehagen. Der Zauberer versteht, dass der enorme technische Aufwand nur betrieben wird, um die Ausländer zu beeindruckern, ja um sie zu über-

wältigen. Hitler will Macht demonstrieren: Mit einer Industrienation, die zu solchen Ingenieursleistungen fähig ist, sollte man sich besser nicht anlegen, so die unterschwellige Botschaft. Als Thomas Mann kurze Zeit später Aufnahmen von der Eröffnungszereemonie der Olympischen Spiele hört, wird ihm übel: «Unangenehme Geschichte. Strapazierte Nerven. Blinddarm-Besorgnis. Es wird aber wohl, wie gewöhnlich, der Dickdarm sein.»

Der amerikanische Schriftsteller Thomas Wolfe erlebt während der Olympischen Spiele in Berlin einen Sommer der Widersprüche, «Thomas Wolfe kam, und er wirkte wie eine Erschütterung.»



DIENSTAG, 4. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Wechselnd bewölkt und noch vereinzelt leichte Schauer.

Bei allmählich abflauenden westlichen Winden am Tage wieder wenig wärmer, 18 Grad.

Thomas Wolfe liegt erst seit wenigen Stunden im Bett, als am frühen Vormittag der Wecker klingelt, Deutsche Wecker klingen anders als die amerikanischen, denkt er – lauter, unerbittlicher und aggressiven Vielleicht stellt er, schlaftrunken wie er ist, den Störenfried einfach aus, vielleicht wirft er ihn vor Wut aber auch in die Ecke, Gut möglich, denn Thomas Wolfe ist nicht nur völlig übermüdet, als das Klingeln ihn aus dem Schlaf reisst, er hat, und das ist noch viel schlimmer, einen Kater, Dabei hatte am Vorabend doch alles ganz harmlos angefangen, als Wolfe seinen Verleger Ernst Rowohlt zum Abendessen besuchte, Langsam kommen die Erinnerungen zurück, und Tom realisiert, was geschehen ist.

Mr, Wolfe verlässt also gestern Abend sein Hotel und blickt wie immer zunächst kurz nach links zur Uhr der Gedächtniskirche, Dann wechselt er die Strassenseite, passiert die mondäne Kakadu-Bar, biegt rechts in die Joachimsthaler, dann sofort links in die Augsburger und schliesslich rechts in die Rankestrasse, Alles in allem geht er kaum mehr als fünfhundert Meter, Unterwegs kauft er noch einen Blumenstrauss für Rowohlts Frau Elli.

Ernst Rowohlt wohnt in der Rankestrasse in einem prachtvollen Gebäude aus dem Jahre 1898, Als Tom sein Ziel erreicht und vor der reich verzierten, hoch aufragenden Stuckfassade des Hauses mit der Nummer 24 steht, beschleicht ihn ein merkwürdiges Gefühl, Es ist nicht etwa Angst, die er vor dem Wiedersehen mit Rowohlt empfindet, es ist vielmehr eine Mischung aus Vorsicht und Respekt, Tom ist achtsam, weiss er doch noch vom Vorjahr, dass eine Einladung zum Abendessen im Hause Rowohlt einem imposanten Naturereignis gleichkommt, Der 1887 in Bremen geborene Rowohlt ist eine Kraftnatur, ein Gigant von Mann, ein Riese mit blondem Haar, blauen Augen und einem prankenhaften Händedruck, der Steine zermahlen kann. Ernst Rowohlt besitzt

die Energie, das Leben zum schwindelerregenden Karussell zu machen. Doch zur rauschhaften Ausschweifung gehört für Rowohlts zunächst das kultivierte Understatement. «Heute Abend», hatte Rowohlts seinem Gast erklärt, «kommen Sie zu mir zum Essen. Es wird kein Mensch da sein, niemand, nur meine Frau und ich, wir werden ein geruhsames Gespräch, einen friedlichen Abend haben», erinnert sich Wolfe später. «Wir werden essen», fuhr Rowohlts fort und nickte bestätigend mit einem Ausdruck ungeheurer Zufriedenheit, «wir werden essen und wir werden uns unterhalten, aber Drinks gibt es nicht, keinen Alkohol. Sie haben zuviel von dem Zeugs bekommen, oder vielleicht», erklärte er, indem er mit seinen massiven Fingern durch die Luft mit einer beschwichtigenden Geste wedelte, «werden wir einen einfachen Wein trinken. Ja, ich glaube», sagte er gedankenvoll, «wir werden einen einfachen Wein trinken, keinen Schnaps, verstehen Sie, nur eben einen einfachen, leichten Rheinwein. Ich trinke gelegentlich ein Glas, weil es gut für meine Nieren ist. Wir werden dafür sorgen, dass Sie früh nach Hause kommen.» Der Abend verläuft wie angekündigt: Frau Elli hat prächtig gekocht – Hausmannskost, wie Rowohlts sie bevorzugt –, man trinkt zum Wohle der Nieren das eine oder andere Glas Wein, und Tom kommt in der Tat früh nach Hause, nur etwas anders als gedacht. Es ist schon taghell, als die Stundenglocke der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche 5 Uhr schlägt und Tom die Rankestrasse verlässt und über die Augsburger- und Joachimsthaler Strasse zum Kurfürstendamm wankt. Das Hausmädchen der Rowohlts entsorgt derweil «vierzehn zierliche, schlanke und wunderbare Flaschen Rudesheimer».

Während Thomas Wolfe dank einer Tablette Alka.Seltzer langsam wieder zu Kräften kommt, denkt er mit einer Mischung aus Faszination und Angst an das, was ihm in den kommenden Tagen in Berlin bevorsteht: ein wilder, fantastischer Wirbel von Partys, Teegesellschaften, Dinners, nächtlichen Saufgelagen, Zeitungsgesprächen, Radioprojekten, Fotositzungen, eine unaufhörliche Aneinanderreihung von Gesprächen und Eindrücken.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Die italienischen Olympiakämpfer waren auf dem Anhalter Bahnhof mit 10 Wagen eingetroffen, die aussen Bilder Mussolinis und mehrfach die Aufschrift ‚Duce‘ trugen. Am 4.8.36 wurde festgestellt, dass ein Bild Mussolinis durch Kopierstift mit einem Schnurrbart versehen worden war und ein Plakat die Aufschrift ‚Heil Moskau‘ erhalten hatte. Wann und wo Schrift und Bemalung angebracht wurden, konnte noch nicht festgestellt werden, zumal der Sachverhalt sich erst bei dem Eintreffen der Wagen auf dem Verschiebebahnhof Tempelhof herausgestellt hat.»

Holt Owens sich heute die 2. Goldene?», rätselt die *B.Z. am Mittag* auf der Titelseite, nachdem der amerikanische Athlet bereits am Vortag einen neuen Rekord erzielt hatte. Am dritten Tag der Wettspiele dreht sich im Olympiastadion alles nur um einen Mann: Jesse Owens. Um 10.30 Uhr beginnt die Vorrunde im Weitsprung. Nur wer die Weite von 7.15 Meter erreicht, darf am Nachmittag an der Ausscheidung teilnehmen. Etwas mehr als sieben Meter – das ist für Owens eigentlich ein Klacks. Seit seiner Zeit in der Highschool springt er regelmässig weiter. Die zweite Goldmedaille scheint ihm sicher. Doch Owens hat einen gefährlichen Konkurrenten: den Leipziger Carl Ludwig Long, genannt Luz, dreiundzwanzig Jahre alt, gross, blond und von einer beängstigenden Selbstsicherheit. Jesse glaubt in Luz zunächst seinen Erzfeind zu erkennen, argwöhnisch beobachtet er ihn aus den Augenwinkeln. «Wie kann der Kerl so ruhig sein», raunt Jesse seinem Trainer zu. «Weiss er nicht, mit wem er es zu tun hat?» Das weiss Luz sehr wohl, doch hat er starke Nerven und beschloss, sich nichts anmerken zu lassen. Während Jesse sichtlich nervös ist und hektisch mit seinem Trainer spricht, wartet Luz in aller Seelenruhe auf seinen Aufruf.

Über das Duell Jesse gegen Luz kursieren viele Gerüchte. Jesse selbst hat die Geschichte in die Welt gesetzt, dass er in der Qualifika-

tionsrunde am Vormittag nach einem ungültigen und einem zu kurzen Sprung von Luz den entscheidenden Tipp erhalten habe, wie er sicher den Balken treffe. In Wahrheit haben beide Athleten die geforderte Weite bereits im zweiten Versuch übersprungen. Als Jesse Owens Jahrzehnte später darauf angesprochen wird, zeigt er sich arglos: «Das sind Geschichten, die die Leute hören wollen.»

Am Nachmittag kommt es zum Showdown. Gut hunderttausend Zuschauer warten auf den Beginn des Wettkampfes, darunter Hitler, Göring, Goebbels sowie der italienische Kronprinz Umberto. Das Wetter hat sich verschlechtert. Es ist kühl, ein unangenehmer Wind weht durch das Stadionrund, die Sportler frieren. Atemlose Spannung. Long beginnt – 7.54 Meter, dann Owens mit 7.74 Meter. Long verbessert auf 7.84 Meter. Owens springt drei Zentimeter weiter: 7.87 Meter – neuer Europarekord. Long geht wieder in die Startposition, läuft an und springt ebenfalls 7.87 Meter. Remis. «Jesse», erinnert er sich, «kommt sofort gelaufen und gratuliert.» Während der Jubel auf den Tribünen aufbrandet, umarmen sich Jesse und Luz und gehen lachend ein paar Meter nebeneinander. Aber noch einer ist voller Freude. «Ein Blick ins Publikum, das sich nicht beruhigen will, dann ein Blick zur Führerloge, wie? Die ganze Loge in Aufruhr. Der Führer klatscht begeistert», so Luz Long. «Ich stelle mich dankend grüssend unter meinen Führer. Und ich glaube es kaum, er erhebt sich, grüsst mit seinem gütigen, väterlichen Lächeln zu mir herab, in seinem Auge liegt der einzige Wunsch, dass ich siegen möchte.» Doch die Freude kann er ihm nicht machen. Owens geht nun ein letztes Mal an den Start: 8.06 Meter. Neuer Weltrekord. Luz: «Ich kann nicht anders, ich laufe zu ihm, bin der Erste, der ihn beglückwünscht, umarmt. Er antwortet mir: ‚You forced me to give my best!‘»

Noch während des Wettkampfs entsteht ein berühmtes Foto, das die beiden Athleten bäuchlings auf dem Stadionboden liegend zeigt. Zwei junge Männer von Anfang zwanzig, unbeschwert und vergnügt, die nichts zu trennen scheint. Dann kommt die Siegerehrung. Die Bilder, von zahllosen Kameras eingefangen, gehen um die Welt: Jesse

Owens, ein schwarzer Student aus Columbus, Ohio, hat zum zweiten Mal alle besiegt und schaut in Richtung der US. Flagge, die unter den Klängen der amerikanischen Nationalhymne, des «Star-Spangled Banner», gerade in den Berliner Wolkenhimmel gezogen wird. Jesse salutiert – und Joseph Goebbels schäumt vor Wut: «Wir Deutschen erringen eine Goldmedaille, die Amerikaner drei, davon zwei durch Neger. Das ist eine Schande. Die weisse Menschheit müsste sich schämen. Aber was gilt das dort unten in diesem Lande ohne Kultur.»

Goebbels versteht sofort, dass Owens erneuter Sieg eine starke politische Botschaft darstellt. Für ihn ist das ein maximaler Affront gegen die behauptete Überlegenheit der «weissen Rasse». Auch noch so gläubige Nationalsozialisten können angesichts der überragenden Leistungen von Jesse Owens auf die Idee kommen, dass es mit der vermeintlichen arischen Vormachtstellung nicht so weit her sein könne. Jesse und Luz scheint das aber nicht zu interessieren. Nach dem Verklingen der Nationalhymnen verlassen sie Arm in Arm den Innenraum des Stadions. Dieses freundschaftliche Miteinander wird Luz allerdings Ärger einbringen. Kurze Zeit später erhält er Besuch von einem Abgesandten des «Führer»-Stellvertreters Rudolf Hess: Long solle es nie wieder wagen, droht man unumwunden, «einen Neger zu umarmen».

ANORDNUNG DES BERLINER POLIZEIPRÄSIDENTEN: «In zahlreichen Stadtteilen von Berlin hat sich das Trocknen von Wäsche und Kleidungsstücken und das Bettensonnen auf Vorderbalkonen, Loggien, Dächern, sowie an offenen Fenstern, die strassenwärts gelegen sind, zu einer Unsitte entwickelt, die bei der ordnungsliebenden Bevölkerung in immer steigendem Masse Unwillen und Empörung auslöst. Diese Unsitte kann, namentlich in der Zeit der Olympiade, nicht mehr geduldet werden.»

JL homas Wolfe hat die Nachwehen des Vorabends mittlerweile überwunden und erwartet einen Journalisten des *Berliner Tageblatt* zum Interview. Die gleichgeschaltete deutsche Presse gibt sich im Umfeld der Olympischen Spiele bewusst international. So klärt der *Berliner Lokalanzeiger* in der Rubrik «Olympia-Speisekarten» über die kulinarischen Bräuche im In- und Ausland auf: «Wie werden Spaghetti und Makkaroni zubereitet?», kann man etwa erfahren, während den Gästen aus dem Ausland die Vorzüge der Berliner Küche schmackhaft gemacht werden sollen: «Das Berliner Eisbein in seiner Vollendung hat immer, besonders bei Skandinaviern, Engländern und Holländern, Beifall gefunden.» Ob das wohl der Wahrheit entspricht?

Das *Berliner Tageblatt* wiederum veröffentlicht Interviews mit prominenten Besuchern, darunter der Fürst und die Fürstin von Tripura, der Verleger William N. Jones aus Baltimore sowie der britische Spitzendiplomat Sir Robert Vansittart samt Gattin Lady Sarita.

Thomas Wolfe ist in Deutschland mittlerweile so bekannt, dass es Ernst Rowohlt nicht schwerfällt, die Zeitungsredaktion davon zu überzeugen, auch ihn zu interviewen. Das Gespräch soll der Einfachheit halber in Toms Hotelzimmer stattfinden und sein Verhältnis zu Deutschland thematisieren. Der Verleger reibt sich die Hände: Ein Interview im *Berliner Tageblatt* ist eine sehr effektive und obendrein kostenlose Werbung für Toms Bücher. Rowohlt weiss, dass sein Autor im Umgang mit Journalisten hochprofessionell ist. «To speak in a polished style» nennt man im Englischen die Gabe, druckreif zu sprechen. Das beherrscht Tom aus dem Effeff. Ach ja, ob der Interviewer eine Pressezeichnerin mitbringen dürfe, will man vorab noch wissen. Er darf.

Als es zur verabredeten Zeit klopft und Tom die Türe öffnet, erblickte er einen unscheinbaren Mann, der sich als Journalist des *Berliner Tageblatt* vorstellt, sowie eine junge Frau, die ganz offensichtlich die angekündigte Pressezeichnerin ist. Höflich, fast schüchtern nennt sie ihren Namen: Thea Voelcker. Tom reicht der Unbekannten die

Hand und blickt ihr dabei tief in die Augen. Der Journalist scheint die Spannung, die sich zwischen Tom und Thea entwickelt, nicht zu bemerken und kommt schnell zur Sache. Routiniert stellt er dem amerikanischen Autor die ersten Fragen: Wie ihm Deutschland gefalle? «Wunderbar», so Tom, der nur mit Mühe seine Gedanken sortieren kann. «Gäbe es Deutschland nicht, so müsste es erfunden werden. Es ist ein magisches Land. Ich kenne Hildesheim, Nürnberg und München, die Architekturen, die Innerlichkeit, den Glanz der Geschichte und Kunst.» Während Tom von Deutschland schwärmt, was dem Journalisten sichtlich zu gefallen scheint, beobachtet Thea aus dem Hintergrund das Geschehen. Aufmerksam versucht sie sich jeden Zug von Toms Mienenspiel einzuprägen. Mit dünnen Bleistiftstrichen macht sie dabei eine erste Skizze, die sie dann später ausarbeiten wird.

Tom erzählt derweil die Anekdote, wie er einmal auf dem Münchner Oktoberfest in eine Prügelei geraten ist und auf seinem Kopf ein Bierkrug zu Bruch ging. Anschliessend musste er für einige Tage in die chirurgische Universitätsklinik. Obwohl dieser Zwischenfall mittlerweile acht Jahre zurückliegt, hat Tom den Namen des ihn damals behandelnden Arztes nicht vergessen: Geheimrat Lexer. Wunderbar, feuert der Journalist Tom an. Das seien die Geschichten, die die Leserinnen und Leser des *Tageblatts* interessierten. Doch Tom ist spürbar abgelenkt, immerzu muss er Thea anschauen.

Thea stellt in der Tat eine eindrucksvolle Erscheinung dar. Für eine Frau ist sie aussergewöhnlich gross und hat üppiges, goldblondes Haar, das sie zu einer Art Krone frisiert trägt. «Walküre!», ist Toms erster Gedanke bei ihrem Anblick. Er versteht zwar nicht viel von der nordischen Mythologie – auch von Richard Wagners gleichnamiger Oper hat er keine Ahnung –, aber so wie Thea stellt er sich eine Walküre vor. Die stattliche Blondine ist offensichtlich ganz nach seinem Geschmack. «Dabei hatte ihre phantastisch gute Figur durchaus nichts abstossend Männliches», so Tom. «Sie war so durch und durch leidenschaftliches Weib, wie eine Frau es nur sein kann.» Auch Thea zeigt sich von ihrem Gegenüber begeistert.

«Ich kannte weder Deine Bücher, noch hatte ich jemals Deinen Namen gehört», gesteht sie Tom etwas später, «doch als ich Dein Zimmer betrat und Dich sah, wusste ich intuitiv, dass ich keine Angst haben muss» Ich fühlte: hier ist ein Freund».

Thea Voelcker hatte es bis dahin nicht leicht gehabt in ihrem Leben: Eine unglückliche Kindheit, frühzeitige psychische Probleme, ein erfolgloses Kunststudium, eine freudlose Ehe, die bereits nach vier Jahren wieder geschieden wird – das alles hat sie zu einer labilen und verletzlichen Frau werden lassen» Doch das kann Tom noch nicht wissen» Als das Interview vorbei ist, verfolgt ihn für den Rest des Tages nur noch ein Gedanke: wie es ihm gelingen kann, Thea bald wiederzusehen.

Was trägt die Frau von Welt zu den Olympischen Spielen? Die Zeitschrift *Die Dame*, eine Art *Brigitte* der 1930er Jahre, gibt Ratschläge: «Besonders am Vormittag ist auf den verschiedenen Sportplätzen, in den Stadien sowie in der Deutschlandhalle die sportliche Kleidung am Platze, sportlich vom Hut bis zum Schuh!» Aber auch am Nachmittag sei man im sportlichen Kostüm noch richtig gekleidet» Doch man beachte: «Rock und Bluse, ohne Jäckchen getragen, sind immer noch kein Strassenkleid». Als Frau habe man schliesslich eine Vorbildfunktion zu erfüllen, redet *Die Dame* ihren Leserinnen ins Gewissen: «Der Eindruck, den eine Stadt oder ein Land macht, liegt zu einem grossen Teil an den Frauen, die man dort sieht».

Victor Müller-Hess geht einem Beruf nach, den viele Menschen als unheimlich empfinden» Dabei ist Herr Müller-Hess als Professor an der Berliner Universität ein weithin geachteter Zeitgenosse, der regelmässig zu Kongressen eingeladen wird, in renommierten Fachzeitschriften publiziert und eine grosse Schülerschar ausbildet» Das vielfach Abschreckende an seiner Tätigkeit besteht darin, dass er sich mit dem Tod

beschäftigt, besser gesagt: Er geht der Frage nach, wie und warum jemand vom Diesseits ins Jenseits gewechselt ist. Kurzum: Victor Müller-Hess ist Gerichtsmediziner

An dem von Professor Müller-Hess geleiteten Institut für gerichtliche Medizin und Kriminalistik werden im Jahr etwa fünfhundert amtlich angeordnete Obduktionen durchgeführt. Hinzu kommt eine stetig steigende Zahl universitärer Sektionen, die aus wissenschaftlichen Gründen erfolgen. Alles in allem führen die Mitarbeiter des Instituts im Jahr 1936 gut dreitausend Leichenöffnungen durch, bei einer Sechstageswoche sind das rund zehn am Tag. Um dieses Aufkommen bewältigen zu können, wurden im Vorjahr eigens sieben neue Sektionstische angeschafft. Die Ärzte begutachten die Körper zunächst äusserlich, danach folgt die innere Besichtigung, in deren Verlauf die Schädel-, Brust- sowie die Bauchhöhle geöffnet werden.

Auffällig sind die ungeklärten Todesfälle, die das Sektionsbuch in der ersten Augushälfte 1936 verzeichnet. Da ist etwa der Pensionär Herbert Fluder, der sich am 1. August im Bahnhof Treptow vor den Zug wirft. Der achtundfünfzigjährige August Heinemeyer wird am 2. August erhängt aufgefunden, am selben Tag nimmt der Arzt Dr. Wilhelm Iwan aus dem Berliner Bezirk Zehlendorf eine Überdosis des Schlafmittels Veronal. Am heutigen Dienstag sterben die Eheleute Adolf und Erika Hahn in ihrer Schöneberger Wohnung an einer Gasvergiftung. Frau Bertha Theil, geborene Haak, siebenunddreissig Jahre alt, wird morgen ihrem Leben ein Ende setzen. In der Zeit vom 1. bis 16. August 1936 sterben insgesamt siebenundzwanzig Menschen durch Gasvergiftungen, dreiundzwanzig durch Erhängen, zwölf durch Ertrinken, sechs durch Schusswaffengebrauch, vier werden vom Zug überfahren, drei nehmen eine Überdosis Medikamente, und zwei gehen am Alkohol zugrunde.

Empfindsam darf man als Gerichtsmediziner nicht sein, gleichwohl gibt es immer wieder Fälle, die selbst hartgesottenen Ärzten zu schaffen machen. Unter den Sektionen, die heute von Professor Müller-Hess‘

Mitarbeitern durchgeführt werden, befinden sich auch die Körper von Martha und Gertrud Geidel. Die Todesursache steht schnell fest, die Rekonstruktion der Todesumstände gestaltet sich indes schwieriger.

Martha Geidel ist sechsunddreissig Jahre alt, arbeitet als Schneiderin und wohnt mit ihrer neunjährigen Tochter Gertrud in der Scharnweberstrasse in Reinickendorf im Norden Berlins. Die Ehe mit ihrem Mann Ernst Emil, der als Bügler in einer Grossreinigung sein Geld verdient, ist vor wenigen Tagen geschieden worden. Martha und Ernst Emil hielten es einfach nicht mehr miteinander aus – die Liebe, die sie einst zusammenführte, ist tiefer Abneigung gewichen. Wann immer die beiden nun Zusammentreffen, gibt es Streit, selbst vor dem Scheidungsrichter kommt es zu unschönen Szenen. Auf den Richter macht Martha einen labilen Eindruck, mehr noch, er kommt zu dem Schluss, dass das Wohl der kleinen Gertrud bei der Mutter nicht gewährleistet sei. Das Kind wird schliesslich dem Vater zugesprochen.

Martha Geidel bricht nach dem Urteilsspruch zusammen. Ihr Kind hergeben ...? Niemals. Martha fasst einen Plan. Am Abend des 31. Juli bringt sie Gertrud ins Bett. Vielleicht liest sie ihrer Tochter noch ein Märchen vor und gibt dem Mädchen anschliessend einen Gutenacht-kuss – wir wissen es nicht. Fest steht, dass Martha wartet, bis Gertrud eingeschlafen ist. Dann geht sie in die Küche und schliesst einen Schlauch an den Gasherd an, öffnet das Ventil und zieht den Schlauch von der Küche durch den Flur in das Schlafzimmer. Sie schliesst die Türe, so gut es geht, klemmt den Schlauch an das Kopfende des Bettes, legt sich dann zu ihrer Tochter und nimmt sie in den Arm.

Als am darauffolgenden Tag, dem 1. August, starker Gasgeruch durch das Haus zieht und die besorgten Nachbarn Martha Geidels Wohnung aufbrechen, geht im Olympiastadion gerade die Eröffnungsfeier zu Ende.

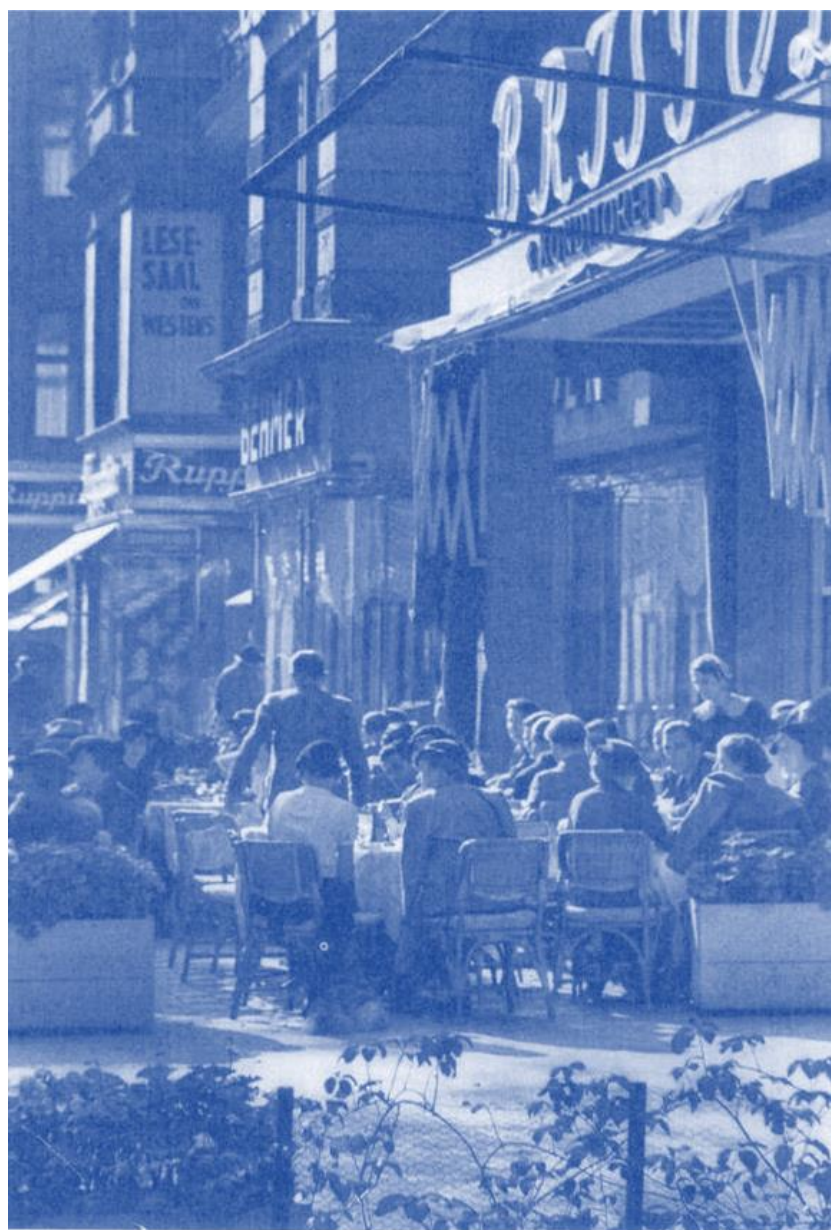
TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Am 4.8,1936 ist Seine Majestät der König von Bulgarien und die Königin der Bulgaren inkognito unter dem Namen Graf und Gräfin Rylski im Personen-Kraftwagen in Berlin eingetroffen. Seine Majestät der König nahm Wohnung im Hotel Bristol, wogegen die Königin sich in die Universitäts-Frauenklinik Berlin, Monbijoustrasse 2, begeben hat.»

Um 17,30 Uhr beginnt für die deutsche Mannschaft das olympische Fussballturnier, Im Achtelfinale trifft die Mannschaft von Reichstrainer Otto Nerz auf die Equipe aus dem Herzogtum Luxemburg, Zwölftausend Zuschauerinnen und Zuschauer erwarten im Poststadion an der Lehrter Strasse den Anpfiff, unter ihnen auch Rudolf Hess in seiner Funktion als «Stellvertreter der Führers». Es dauert sechzehn Minuten und Adolf Urban vom FC Schalke 04 schießt das erste Tor, in der dreissigsten Minute verwandelt der Münchner Wilhelm Simetsreiter ein Passspiel zum zweiten Tor. Noch scheint das Spiel offen, da die Luxemburger sich als energische Gegner erweisen. Doch das ändert sich nach der Pause, Schiedsrichter Pal von Hertzka hat die Partie soeben wieder angepfiffen, als Simetsreiter bereits in der 48, Minute das 3:0 schießt, Jetzt fallen die Tore nahezu im Minutentakt: 50., 52., 74., 75., 76, und 90, Minute. Das Match Deutschland gegen Luxemburg endet 9 : 0, Die Gastgeber qualifizieren sich somit für die nächste Runde der olympischen Spiele, die Gäste aus Luxemburg müssen das Turnier verlassen, «Es war der Kampf eines Riesen mit einem Zwerg», heisst es selbstbewusst in der deutschen Presse, «Brave, tapfere Kämpfer die Luxemburger, die nach bestem Können die Partie beendeten.» Doch Hochmut kommt bekanntlich vor dem Fall, Das müssen die Fans der deutschen Mannschaft drei Tage später erfahren.

Die ersten Tage der Olympischen Spiele ist das Wetter wenig hochsommerlich: Es regnet, und die Temperaturen bleiben kühl. Doch wem der Sinn trotzdem nach einem Erfrischungsgetränk steht, für den hat die *B.Z.* einen Tipp: «Asbach Uralt mit Mineralwasser».

Das Café Bristol auf dem Kurfürstendamm ist ein beliebter Ort für Flaneure. «Die Terrassen der Cafés waren dicht besetzt und die Luft dieser goldfunkelnden Tage schien wie Musik zu schwingen.»



MITTWOCH, 5. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Fortbestand des kühlen und zu einzelnen Schauern neigenden Wetters, bei lebhaften westlichen Winden wechselnd wolkig.
18 Grad.

Ledig, Sie fauler Kopp, am Fuffzehnten ist der Erste!» Wie oft hat Ledig diesen Satz schon von Ernst Rowohlt gehört. Mal baut sich der Chef drohend vor ihm auf, mal knurrt er die Worte im Vorbeigehen, ein anderes Mal brüllt er sie durch das gesamte Büro: «Ledig, Sie fauler Kopp, am Fuffzehnten ist der Erste!» Was so viel bedeutet wie: Ledig, Sie sind entlassen! Ledig antwortet dann kleinlaut: «Jawohl, Herr Rowohlt!» Heinrich Maria Ledig, den alle nur Heinz nennen, ist ein unscheinbarer junger Mann von Ende zwanzig. Seine Mutter Maria Ledig stand unter dem Künstlernamen Maria Lee als Schauspielerin in Leipzig auf der Bühne, von seinem Vater ist nichts bekannt, zumindest offiziell. Seit gut fünf Jahren arbeitet Ledig im Rowohlt Verlag, hat dort zunächst die Absatzstatistik betreut, dann die Pressestelle und durchläuft nach und nach auch alle anderen Abteilungen. Sooft Rowohlt auch droht, Ledig vor die Türe zu setzen, so wenig kann er auf den jungen Mann verzichten.

Heinrich Maria Ledig ist Ernst Rowohlts wichtigster Mitarbeiter – und er ist sein unehelicher Sohn. Dieses Geheimnis versuchen die beiden zu hüten, vor allem vor dem jeweils anderen. «Er hat natürlich keine Ahnung davon, dass er mein Sohn ist», versichert Rowohlt dem Schriftsteller Ernst von Salomon. «Schwören Sie mir, dass Sie den Schnabel halten!» Er schwört. Kurze Zeit später zieht auch Heinrich Maria Ledig Ernst von Salomon ins Vertrauen. «Er hat natürlich keine Ahnung davon, dass er mein Vater ist. Schwören Sie mir, dass Sie den Schnabel halten werden!» Ernst von Salomon schwört abermals. Zu guter Letzt spricht ihn auch noch Hans Fallada auf das kuriose Miteinander im Hause Ledig-Rowohlt an, wie sich Salomon erinnert: «,Wissen Sie eigentlich’, fragte mich Hans Fallada, ‚dass Ledig Rowohlts Sohn ist?’ Ich sagte: ‚Ach nee!’ Fallada sagte: tatsächlich. Rowohlt hat es mir er-

zählt. Er glaubt, dass Ledig es nicht weiss» Dann erzählte es mir Ledig, er glaubt, dass Rowohlt es nicht weiss» Ich musste heilige Eide schwören» Aber der ganze Verlag weiss es» Und der ganze Verlag amüsiert sich darüber, dass die beiden nicht wissen, dass es der ganze Verlag weiss.‘»

Der altehrwürdigen Preussischen Akademie der Wissenschaften steht um 11 Uhr hoher Besuch ins Haus. Sven Hedin, der berühmte schwedische Entdecker und Forschungsreisende, hält auf Einladung des Organisationskomitees der Olympischen Spiele einen wissenschaftlichen Vortrag. Ursprünglich sollte jeweils ein Forscher von jedem der teilnehmenden Kontinente sprechen, doch dieser Plan zerschlägt sich früh. Übrig bleibt Sven Hedin, der als Freund Deutschlands und Verehrer Adolf Hitlers gilt. Joseph Goebbels Propagandaministerium erklärt den Besuch des Einundsiebzighjährigen zu einer Sensation. Bereits am Vortag darf sich der alte Herr im Olympiastadion in einer Wettkampfpause wortgewaltig «An die Jugend der Welt» wenden. Das Thema seines heutigen Referates ist indes weniger spektakulär: «Die Rolle des Pferdes in der Geschichte Asiens». Hitler und Goebbels lassen sich freundlich entschuldigen – man habe wichtige Termine und sei an der Teilnahme gehindert. Am Ende der langen Veranstaltung beweist Theodor Lewald unfreiwillig Humor. Er sei sich sicher, lobt er den Gast aus Stockholm, dass man sich auch noch in zweitausend Jahren an den Vortrag von Sven Hedin in der Preussischen Akademie der Wissenschaften erinnern werde.

Der österreichische Gesandte in Berlin, Stephan Tauschitz, an den Staatssekretär des Äusseren in Wien: «Der Führer der österreichischen Mannschaft, Baron Seyffertitz, ist unglücklich darüber, dass die Leute im Olympischen Dorf zu sehr verwöhnt werden, da man ihnen, vielleicht ohne Absicht, nahezu jeden Wunsch von den Augen abliest».

Am Vormittag sitzt Thomas Wolfe im Café Bristol und trinkt sein erstes Glas Bien Es ist nicht der letzte Drink, den er heute zu sich nehmen wird. In der Frühe ist es Bier, zum Lunch bevorzugt er Weisswein, nachmittags darf es Whisky und zum Dinner wieder Weisswein sein. Manchmal ändert er auch die Reihenfolge, Man könnte annehmen, dass Thomas Wolfe ein Alkoholproblem hat, Doch das würde er selbst nie so sehen – in seiner Wahrnehmung trinkt er vielmehr aus purer Lebensfreude, Tom kennt seit dem Vorjahr in Berlin eine ganze Reihe von Cafés, Restaurants und Bars, die er regelmässig aufsucht, Von allen Berliner Cafés liebt Tom das Bristol ganz besonders, Es liegt nur wenige Hundert Meter von seinem Hotel entfernt und besitzt eine grosse Terrasse, die sich zur Strasse hin öffnet, Tom fühlt sich dort wie in der Loge eines Theaters, von der man einen perfekten Blick auf das Bühnengeschehen hat, Das Stück, das hier täglich zur Aufführung kommt, heisst: Kurfürstendamm im Sommer, Hunderte Menschen ziehen in jeder Minute an der Terrasse des Bristols vorbei, Sie kommen von links und von rechts, sie laufen ineinander, weichen sich aus oder bleiben stehen, Man sieht Alte und Junge, Frauen mit Kinderwagen, Geschäftsleute, die zu ihren Terminen eilen, Hitlerjungen, Flaneure sowie zahllose Besucher aus aller Herren Länder.

Für die Zeit der Olympischen Spiele hat man in den Zweigen der Bäume, die den Kurfürstendamm säumen, Lautsprecher installiert, die das Geschehen im Stadion übertragen. Während Tom im Bristol sitzt und sein Bier trinkt, hat er das Gefühl, dass die Bäume zu ihm sprechen. In den Strassenlärm und in das Gemurmel der Passanten mischen sich mit blecherner Stimme Sportausdrücke wie «Vorlauf», «Zwischenlauf» oder «Endlauf» sowie die Namen der Athleten. Das Treiben auf dem Kurfürstendamm sowie die sprechenden Zweige üben auf Tom eine seltsame Magie aus, der er sich nicht entziehen kann.

Mittlerweile ist Heinz Ledig eingetroffen. Ernst Rowohlt hat seinem Sohn und Mitarbeiter aufgetragen, sich während der Olympiatage um den Besucher aus Amerika zu kümmern. Rowohlts Fürsorge resul-

tiert aus ganz praktischen Erwägungen: Tom liebt Deutschland zwar heiss und innig, die Sprache beherrscht er aber nur ungenügende Sein «taxi-drivers German», wie Tom es selbst nennt, ist gut genug, um einen Drink zu bestellen oder eben dem Taxifahrer das Ziel zu nennen. Mehr nicht. Tom braucht also einen Dolmetscher. Heinz spricht gutes Englisch, wenn auch mit einem starken Akzent, der mitunter komisch wirkt. Tom kann ihn perfekt imitieren: «Zis Littel Man with hiss pipe – do you not sink it str-a-a-nge.»

Doch Heinz ist nicht nur Toms Übersetzer. Die beiden Männer haben sich bereits im Vorjahr kennengelernt und spontan Freundschaft geschlossen. Dabei sind sie auf den ersten Blick grundverschieden: Auf der einen Seite Tom, körperlich ein Riese mit überströmender Energie und kaum stillbarem Lebensdurst, auf der anderen Seite Heinz, gut acht Jahre jünger, schwächling, schüchtern und eher unscheinbar. Doch es sind genau diese Unterschiede, die sie füreinander einnehmen. Wenn Thomas Wolfe und Heinrich Maria Ledig im Café Bristol sitzen, über den Kurfürstendamm schlendern, ein Restaurant aufsuchen oder sich durch das nächtliche Berlin trinken, dann wirken sie wie zwei ungleiche Brüder.

Im Trubel vor dem Café Bristol entdeckt Heinz plötzlich einen Zeitungsjungen. «*Tageblatt...das Berliner Tageblatt*», ruft der Knirps und reckt ein Exemplar der Zeitung in die Höhe. Wie eine Marktfrau, die ihre Auslage offeriert, preist der Kleine vollmundig die Schlagzeilen der Titelseite an: «Sechs Goldmedaillen! Vier USA – eine Deutschland – eine Italien! Der Führer wieder im Stadion!» Mit eindeutiger Geste beordert Heinz den Jungen zu sich. «Das *Tageblatt*, bitte!» – «20 Pfennige, der Herr.» Sofort breitet Heinz die Zeitung vor sich aus, wendet aufgeregt Seite um Seite, bis er das Interview mit Tom findet. Hastig überfliegt er den Artikel: Die Anekdote mit Toms Oktoberfestbesuch ist ebenso enthalten wie dessen Lob der deutschen Innerlichkeit. Sehr gut, denkt Heinz, der nun ganz Verleger ist, der Artikel ist sehr gute Werbung für den Rowohlt-Autor Thomas Wolfe sowie für dessen Bü-

cher. Heinz faltet die Zeitung zusammen und schiebt sie zufrieden nickend Tom zu. Doch der interessiert sich nicht für sein Interview und steckt die Zeitung wortlos in sein Jackett. Tom hört lieber den Bäumen zu. Viel Zeit hat er ohnehin nicht mehr. Am Nachmittag hat Mister Wolfe eine Verabredung im Olympiastadion.

Um 15 Uhr beginnen die Entscheidungskämpfe im Florettfechten der Damen. Von den acht Athletinnen, die sich für die Endrunde qualifiziert haben, tritt jede gegen jede an. Jede Fechterin muss also insgesamt sieben Kämpfe austragen. Ilona Schacherer-Elek aus Ungarn kann sich mit sechs Siegen und einer Niederlage an die Spitze setzen. In der Endrunde treffen Helene Mayer für Deutschland und Ellen Preis für Österreich aufeinander. Im Kuppelsaal herrscht atemlose Spannung, denn der Wettkampf ist noch völlig offen. Gewinnt Helene Mayer, so zieht sie mit ebenfalls sechs Siegen und einer Niederlage gleich und muss in ein Stechen mit Ilona Schacherer-Elek. Gewinnt aber Ellen Preis, ist der Ungarin die Goldmedaille sicher. Achtzehn Jahre nach dem Untergang des Habsburgerreiches scheint die alte k.u.k.-Monarchie für einen Moment noch zu existieren – zumindest im Sport. Die Österreicherin gewinnt und verhilft der Konkurrentin aus Budapest zum olympischen Gold. «Helene Mayer hat den entscheidenden Kampf verloren», resümiert die *Olympia-Zeitung*. «Na, die Silberne für Deutschland ist auch nicht zu verachten.» Der zweite Platz ist in der Tat respektabel – aber wurde die Medaille wirklich für Deutschland errungen?

Helene Mayer gehörte einmal zu den grossen Hoffnungen des deutschen Fechtports. Bei den deutschen Meisterschaften 1925 gewinnt sie ihre erste Goldmedaille – da ist sie erst vierzehn Jahre alt. Auch bei den deutschen Meisterschaften der Jahre 1926 bis 1930 belegt Helene jeweils den ersten Platz. 1928 nimmt sie in Amsterdam erstmals an den Olympischen Spielen teil und gewinnt auch dort eine Goldmedaille. Zwei Jahre später schreibt sie sich an der Universität in Frankfurt a.M.

ein und studiert Rechtswissenschaften. Wenn sie ihre Sportkarriere einmal beenden würde, erklärt sie in einem Interview, wolle sie Diplomatin werden. Zu diesem Zeitpunkt ist sie bereits ein Star. Helene verfügt über etwas, das man weder erlernen noch erwerben kann: Charisma. Man spürt es förmlich, wenn die «blonde Hee» eine Sportstätte betritt. In ihrem weissen Fechtkostüm und mit den zu modischen Zöpfen frisierten blonden Haaren sieht sie obendrein blendend aus.

Lange ist Deutschland stolz auf Helene Mayer. Als Anerkennung erhält sie sogar den «Ehrenpreis der Reichsregierung», der ihr im Rahmen einer Teestunde bei Reichspräsident Paul von Hindenburg überreicht wird. Doch dann kommt der 30. Januar 1933. Danach dauert es keine drei Monate, und der Offenbacher Fechtclub – Helenes Heimatverein – streicht sie von der Mitgliederliste. Nach der Ideologie der neuen Machthaber ist Helene «Halbjüdin». Helene erfährt davon in Kalifornien, wo sie mittlerweile dank eines Stipendiums als Austauschstudentin studiert. Sie entscheidet, vorerst nicht nach Deutschland zurückzukehren, zumal sich an einem College in Oakland unerwartet eine berufliche Perspektive für sie ergibt. Im Herbst 1934 beginnt sie dort Deutsch und Fechten zu unterrichten.

Damit hätte die Geschichte eigentlich ein Ende finden können. Helene wäre in den Vereinigten Staaten geblieben, sie hätte irgendwann die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten und ihre sportliche Karriere unter amerikanischer Flagge fortsetzen können. Doch es soll anders kommen.

In Venedig nimmt Mitja Nikisch Abschied von seinem Leben. Es gab Zeiten, da war Mitja in Berlin eine Berühmtheit und trat mit seinem Tanzorchester in den elegantesten Clubs der Stadt auf. Unter normalen Umständen würde er auch jetzt zu den Olympischen Spielen an der Spree gastieren und Erfolge feiern, doch was sind schon normale Umstände, wenn der Reichskanzler Adolf Hitler heisst und man im Sterben liegt.

Mitja ist der Sohn des berühmten Arthur Nikisch, des ehemaligen Chefdirigenten des Berliner Philharmonischen Orchesters. Unter den strengen Augen seines alten Herrn war Mitja am Leipziger Konservatorium zum Pianisten ausgebildet worden. Als er 1917 mit achtzehn Jahren sein Debüt bei den Berlinern gibt – der Vater führt den Taktstock –, beginnt eine steile Karriere. Mitja spielt mit allen grossen Musikern seiner Zeit, seine Paradedisziplin sind die schweren Schinken der Klavierliteratur – etwa die Konzerte von Franz Liszt, Johannes Brahms, Peter Tschaikowsky oder Sergej Rachmaninow. Wenn der junge Mann mit dem aristokratischen Äusseren und den traumverlorenen, traurigen Augen das Podium betritt, schmilzt so manches Frauenherz dahin.

Mitte der 1920er Jahre entdeckt Mitja den Jazz für sich und feiert fortan mit dem Mitja-Nikisch-Tanzorchester grosse Erfolge. Für nicht wenige Musikliebhaber ist er der beste Bandleader der frühen dreissiger Jahre. Klavierkonzerte spielt er in dieser Zeit nur noch selten. Doch mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Januar 1933 zerfällt die Band. Viele der Musiker sind Juden und müssen nun emigrieren. Mitja wendet sich wieder verstärkt dem Klavierspielen zu und hofft, an seine frühere Karriere als Konzertpianist anknüpfen zu können. Zunächst sieht es auch gut aus. Im Dezember 1933 musiziert Mitja zum ersten Mal seit acht Jahren wieder mit dem Berliner Philharmonischen Orchester, am Pult steht kein Geringerer als Wilhelm Furtwängler. Kurze Zeit später nimmt er sogar mit dem Ensemble ein Klavierkonzert von Wolfgang Amadeus Mozart für die Telefunken auf. Auch privat geht es wieder bergauf. Alexandra Mironoff heisst die neue Angebetete, sie stammt aus Moskau, ist zwölf Jahre jünger als Mitja und wirkt unter dem Künstlernamen Barbara Diu als Soubrette am Berliner Schillertheater. Mitja liebt seine Alexandra heiss und innig, doch ihren russischen Namen mag er nicht, er nennt sie lieber Barbara. Mitja und Barbara wollen bald heiraten, doch dann schlägt das Schicksal zu.

Mitja ist in der Sommerfrische in Norditalien, als bei ihm Lymphdrüsenkrebs diagnostiziert wird. Er spürt, dass er nicht mehr lange zu

leben haben wird, und beginnt trotzdem, ein grosses Klavierkonzert zu komponieren» Die Krankheit setzte enorme Energien frei, und wie im Rausch arbeitete er jeden Tag mehrere Stunden an seinem Opus Magnum. Entstanden ist ein gut vierzigminütiges Werk in drei Sätzen: *Andante et Romanza*, *Scherzo* sowie *Fantaisie Pathétique*. Man muss kein Psychologe sein, um die autobiographischen Spuren zu erkennen.

Die einleitende *Romanza* ist eine Liebeserklärung an Barbara, so zärtlich und innig perlt die Musik dahin. Im *Scherzo* erinnert sich der Komponist an sein reiches musikalisches Wirken und an die vielen Erfolge. Der Satz ist mit einer Spieldauer von nur knapp vier Minuten die musikalische Reminiszenz an ein viel zu kurzes Leben. Die abschliessende *Fantaisie Pathétique* beginnt mit einer schneidenden Dissonanz, in der man die Verkündung der Krebsdiagnose erkennen kann. Was dann folgt, ist ein Meisterwerk der Trauer. Mal ist die Musik an Tristesse kaum zu übertreffen, dann wieder hochfahrend bis zur Aggressivität, ein anderes Mal voll schmerzerfüllter Zärtlichkeit. Mitjas Verzweiflung ist mit Händen zu greifen, wenn Akkorde sich zu Kaskaden verdichten und zu fragen scheinen: Warum? Warum ich? Nach einer wilden Solokadenz des Klaviers beginnt ganz leise das Ende. Die Grosse Trommel und die Militärtrommel geben im Orchester den unerbittlichen Takt vor, Celli und Bratschen intonieren eine geheimnisvolle Melodie, und das Klavier mischt sich mit arabeskenhaften Figuren in das Geschehen. Dann schreibt Mitja «Maestoso» in die Partitur: In maximaler Lautstärke schlagen die Trommeln nun den Takt, die Klänge schichten sich übereinander und die Musik scheint ihrem düsteren Ende unaufhaltsam entgegenzumarschieren. Der Komponist hat sprichwörtlich die Fassung verloren.

Am heutigen Mittwoch beendet Mitja Nikisch seine Arbeit an dem Klavierkonzert – und stirbt noch am selben Tag. Er ist erst 37 Jahre alt. In Berlin sind die Zeitungen voll mit Meldungen über sportliche Höchstleistungen und Tipps für Amusements. Den Tod eines der besten und bekanntesten Musiker, die die Stadt vor 1933 hatte, wird mit keiner

Zeile vermeldete Barbara ist beruflich in London, als ihr Verlobter stirbt. Bei ihrer Rückkehr nach Venedig findet sie die handschriftliche Partitur des Klavierkonzertes und liest folgende Widmung:

Für meine Frau Barbara Nikisch

Halt inne, Wanderer,
Ich bin zuhause.
In meiner Sphäre
leuchten die Sterne hell.
Denk an Dich,
der Du nur Gast bist
auf dieser Erde,
wo alles vergeblich ist.
Ruh' Dich aus, pflücke eine Blume
und gehe weiter Deinen Weg.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Die am 5.8.36 auf dem Anhalter Bahnhof um 15.30 Uhr und 20.45 Uhr eingetroffenen Züge wurden einer genauen Durchsicht unterzogen. Klebezettel oder Hetzschriften wurden nicht vorgefunden.»

Aus dem Tagebuch von Joseph Goebbels: «Nachm. Stadion. Läufe und Springen. Wir erben nicht viel. Ich stauche die Riefenstahl zusammen, die sich unbeschreiblich benimmt. Eine hysterische Frau. Eben kein Mann!» Leni Riefenstahl dreht den offiziellen Film über die Olympischen Spiele. Ein Jahr zuvor hat sie von Hitler den Auftrag dazu erhalten, doch genau genommen erfüllt der Diktator eine Vorgabe des IOC, wonach das gastgebende Land das Sportereignis auf Zelluloid zu bannen hat. Die dreiunddreissigjährige Leni ist Hitlers erste Wahl in Filmfragen. In den Jahren zuvor hat sie zur grossen Zufriedenheit des Dikta-

tors drei Dokumentationen über die Reichsparteitage der NSDAP gedreht, die Hitler zur gottähnlichen Erscheinung stilisieren. Der Olympia-Film muss sich natürlich ebenfalls in den propagandistischen Dienst des Regimes stellen, doch mit Rücksicht auf das Ausland soll das nicht allzu offensichtlich sein. Nach Hitlers Willen soll der Streifen möglichst kunstvoll der gesamten Welt das scheinbar objektive Bild eines weltoffenen und friedlichen Deutschlands suggerieren. Dazu lässt sich Leni Riefenstahl von Hitler einen Blankoscheck ausstellen: Niemand ist berechtigt, ihr in das Projekt hineinzureden, auch nicht Joseph Goebbels. Das schmeckt dem Propagandaminister gar nicht, der die Riefenstahl nun argwöhnisch beobachtet.

Leni Riefenstahl erhält für den Dreh des Olympia-Films im Laufe der Zeit die enorme Summe von 2,8 Millionen Reichsmark. Ihr persönliches Honorar beträgt zunächst zweihundertfünfzigtausend Reichsmark und wird später auf vierhunderttausend Reichsmark erhöht. Um die Reichsregierung als Auftrag- und Geldgeber zu verschleiern, gründet man eine Tarngesellschaft mit dem Namen Olympiade-Film GmbH, als deren Gesellschafter Leni und ihr Bruder Heinz auftreten. Mit so viel Geld ausgestattet, kann die Regisseurin einen einzigartigen Aufwand betreiben. Etwa zweihundert Mitarbeiter sind im Einsatz – darunter alleine fünfundvierzig Kameraleute –, die während der Olympischen Spiele rund vierhunderttausend Meter Film belichten werden. Leni lässt im Olympiastadion Türme errichten und Gruben ausheben, um aussergewöhnliche Kameraperspektiven zu ermöglichen. Eine eigens konstruierte Katapultkamera flitzt auf Schienen montiert parallel zu den Läufern und liefert völlig neue Bilder. Leni benutzt Handkameras, um ganz nah an die Sportler heranrücken zu können, sie befestigt ihre Apparate an kleinen Fesselballons, die sie hoch über das Stadion aufsteigen lässt, sie verwendet im Schwimmbecken Unterwasserkameras und experimentiert mit Zeitlupenaufnahmen.

Dieser gigantische Aufwand hat nicht nur finanziell seinen Preis. Leni Riefenstahls Kameraleute stehen eigentlich ständig im Weg: Mal

behindern sie die Sportler oder die Schiedsrichter, ein anderes Mal verstellen sie mit ihren technischen Ungetümen dem Publikum und selbst den Ehrengästen die Sicht. Es ist Leni völlig egal, ob ihre gleissenden Scheinwerfer und die grellen Blitzlichter die Athleten blenden oder bei den Reitturnieren die Pferde scheu machen. Mehrfach kommt es zwischen Leni Riefenstahl und Joseph Goebbels zu lautstarken Auseinandersetzungen. Der Minister staucht sie dann zusammen, wie er es nennt, doch Leni lässt sich nichts gefallen und brüllt zurück. Frau Riefenstahl scheint diese Auftritte sogar zu genießen. Sie trägt eine lange graue Flanellhose, einen modischen Blazer und eine Artjockeymütze und sieht aus wie ein Hollywoodstar. In ihrer Nähe befinden sich ständig zwei Fotografen, deren einzige Aufgabe darin besteht, sie bei ihrer Arbeit abzulichten. Gekonnt ist gekonnt.

«Ab und zu nimmt sie neben ihrem Führer Platz», erinnert sich die jüdische Journalistin Bella Fromm, «ein geronnenes Lächeln wie auf dem Umschlagbild einer Illustrierten auf dem Gesicht, ihr Haupt von einem Heiligenschein von Wichtigkeit umstrahlt». Wenn Leni sich nicht gerade demonstrativ an Hitlers Seite zeigt, läuft sie mit weit ausladender Geste von Kamerateam zu Kamerateam und gibt Anweisungen. Ihre Mitarbeiter machen derweil gute Miene zum eitlen Spiel. Entdeckt Leni auf der Pressetribüne allerdings Fotografen, die ihr die Schau zu stehlen drohen, schickt sie einen Boten mit einem ihrer gefürchteten Zettel los: «Leni Riefenstahl fordert Sie auf, Ihren Platz nicht zu verlassen, wenn Sie Aufnahmen machen. Gehen Sie nicht umher. Im Falle der Nichtbeachtung wird Ihnen die Presseerlaubnis entzogen». Kein Wunder, dass die Regisseurin im Olympiastadion nicht viele Freunde hat. Manche Besucher machen sich eine besondere Freude daraus, Leni bei ihrer Eitelkeit zu packen. «Leni, Leni ... zeig dich mal», rufen sie. Und wenn die Regisseurin sich dann in Szene setzt und ihren vermeintlichen Fans zuwinkt, feixen diese: «Buh, alte Kuh, alte Kuh!»

Für den Schriftsteller Carl Zuckmayer ist Leni Riefenstahl, die ursprünglich durch Berg- und Skifilme bekannt geworden ist, nur die

«Reichsgletscherspalte». «Ihr ist zu gute zu halten dass sie keine Renegatin ist, sondern immer an Hitler glaubte als an den Erlöser», notiert Zuckmayer 1943/44 im amerikanischen Exil «Als Hitler ihr für ihre Inszenierung des Olympiade- und eines Nürnberger Parteitag Films persönlich das Goldene Ehrenabzeichen oder sowas überreichte, fiel sie auf der Bühne vor Aufregung in die Freissen (in Ohnmacht), wobei es ihr misslang dem Führer in die Arme zu sinken – sie sank ihm zu Füßen, und er musste, sichtlich angewidert, über sie wegsteigen, um abzugehen.»

Miller guten Dinge sind drei. Jesse Owens zweifelt keine Sekunde daran, dass er heute seine dritte Goldene gewinnen wird. Um 18 Uhr steht das Finale im Zweihundertmeterlauf auf dem Programm. In dieser Disziplin fürchtet Owens nur zwei Konkurrenten: Eulace Peacock und Ralph Metcalfe. Peacock kuriert über sechstausend Kilometer von Berlin entfernt in New Jersey eine Oberschenkelverletzung aus, Metcalfe hat sich für diesen Wettbewerb nicht qualifizieren können. Was sollte also schiefgehen? Einzig das Wetter bereitet Jesse Sorgen, denn am frühen Abend ist es bereits empfindlich kühl. Als einer der Schiedsrichter kurz vor dem Startschuss auf das geeichte Thermometer schaut, liest er nur 13,3 Grad Celsius ab. Darüber hinaus ist es feucht, da es am Nachmittag kurz geregnet hat. Das sind alles in allem nicht die besten Voraussetzungen.

Mittlerweile ist auch Thomas Wolfe in Begleitung einer hübschen Brünetten im Stadion eingetroffen. Bei der jungen Dame handelt es sich um Martha Dodd, die Tom bereits während seines ersten Besuches in Berlin im vergangenen Jahr kennengelernt hat. Martha ist die Tochter des amerikanischen Botschafters in Berlin und lebt mit ihren Eltern seit gut drei Jahren in der Reichshauptstadt. William Edward Dodd, Marthas Vater, ist ein Intellektueller, ein renommierter Historiker und verdienter Hochschullehrer – ein versierter Diplomat ist er nicht. Nachdem Präsident Franklin D. Roosevelt bei der Besetzung des wichtigen

Berliner Postens zahlreiche Absagen kassiert hatte, fiel die Wahl auf Dodd, der in Leipzig studiert hat, fließend Deutsch spricht und die deutsche Kultur liebt. «Oh, er gilt drüben als der beste Kenner der deutschen Geschichte – bis 1870!», lästert einer von Dodds Botschaftsmitarbeitern. Man tut Professor Dodd wohl kaum unrecht, wenn man ihn als diplomatische Verlegenheitslösung bezeichnet. Auch er selbst empfindet das nicht anders; viel lieber als in Berlin würde er auf seiner kleinen Farm in Virginia leben und seine mehrbändige Geschichte der amerikanischen Südstaaten zu Papier bringen.

Die siebenundzwanzigjährige Martha unterstützt ihren Vater bei den vielfältigen Repräsentationspflichten. Mit grosser Freude veranstaltet sie in den Räumen der Botschaft Partys und Empfänge, auf denen sich ein bunt gemischtes Publikum tummelt: Journalisten, Künstler, Militärs, Diplomaten und Geheimdienstleute. Martha geht zum Leidwesen ihres Vaters der Ruf voraus, männlichen Avancen gegenüber aufgeschlossen zu sein. Zu ihren Liebhabern sollen so zwielichtige Figuren wie Rudolf Diels, der erste Chef der Gestapo, ebenso zählen wie Ernst «Putzi» Hanfstaengl, der Leiter des Auslandspreseamts der NSDAP. Er ist es auch, der ein Treffen zwischen Hitler und Martha Dodd im Hotel Kaiserhof arrangiert. «Hitler braucht eine Frau», redet «Putzi» ihr zuvor ins Gewissen» «Martha, Sie sind die Frau!» Martha ist es bekanntlich nicht. Stattdessen stürzt sie sich in eine leidenschaftliche Affäre mit Boris Winogradow, dem Ersten Sekretär der sowjetischen Botschaft.

An diesem Mittwoch im August 1936 nehmen Tom und Martha in der Diplomatenloge des Olympiastadions Platz, zu der Fräulein Dodd als Tochter des amerikanischen Botschafters Zutritt hat. William Edward Dodd befindet sich auf der Rückreise aus den USA und wird erst in wenigen Tagen in Berlin erwartet. Ohne väterlichen Aufpasser umgarnt Martha ihren Tommy, wie sie Thomas Wolfe nennt, nach allen Regeln der Kunst. Tom scheint das zu gefallen. Martha sei, gesteht er einem Freund, «wie ein Schmetterling, der um meinen Penis flattert».

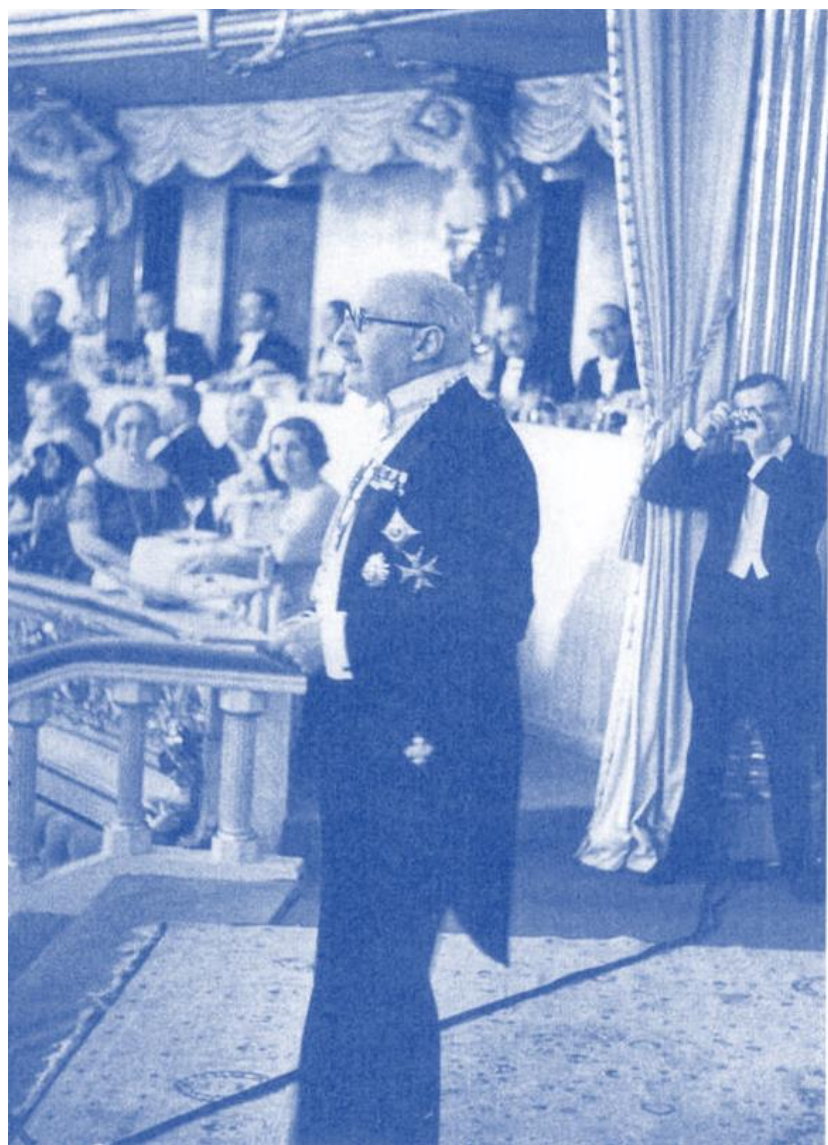
An Thea Voelcker, die Walküre, die ihn tags zuvor so beeindruckt hat, denkt er offensichtlich gerade nicht.

Tom ist zum ersten Mal im Olympiastadion, das einen überwältigenden Eindruck auf ihn macht. Für ihn ist die Arena die vollkommenste und schönste ihrer Art, wie er Martha gesteht. Von seinem Platz aus hat Tom nicht nur einen perfekten Blick auf die Wettkampfstätte, sondern auch auf die etwas oberhalb der Diplomatenloge liegende «Führerloge». Tom dreht seinen Kopf ein klein wenig und erkennt sofort Hitler, wie er unruhig auf seinem Stuhl hin- und herrutscht. Der kleine Mann links von Hitler muss Joseph Goebbels sein. Hinter Hitler sitzt jemand im weissen Anzug, deutet Martha an, das ist Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten. Und der ältere Herr mit der Glatze? Der heisst Theodor Lewald und ist der Vorsitzende des Organisationskomitees der Olympischen Spiele. Tom schaut gebannt auf Hitler, er fixiert ihn regelrecht, doch dann künden die Lautsprecher den Beginn des Wettkampfes und Tom wendet seinen Blick wieder nach vorne.

Zwei Amerikaner, zwei Niederländer, ein Schweizer und ein Kanadier stehen im Finale des Zweihundertmeterlaufs. Auch jetzt herrscht in den Sekunden vor dem Start eine Stille, in der man das sprichwörtliche Fallen einer Stecknadel hören könnte. Dann knallt der Schuss, und sofort bricht Jubel aus. Jesse Owens geht sogleich in Führung und biegt mit deutlichem Vorsprung in die Zielgerade ein. Mit einem Abstand von vier Metern vor seinem Landsmann Mack Robinson durchtrennt Jesse schliesslich das Band. Nun wartet das gesamte Stadion auf die Bekanntgabe der Zeiten. Nach ein paar Augenblicken verkündet der Sprecher: 20,7 Sekunden – neuer olympischer Rekord. In diesem Moment springt Tom von seinem Sitzplatz auf und stösst einen erderschütternden Jubelschrei aus. Tom brüllt so laut, er gibt seiner Begeisterung über Jesses dritte Goldmedaille so urtümlichen Ausdruck, dass ihn die Menschen in seiner Nähe halb verängstigt, halb belustigt ansehen. Auch Adolf Hitler vernimmt Toms Freudengesänge – es sind ja nur ein paar Meter zur «Führerloge». Martha kann sehr genau beobachten, wie Hit-

ler aufsteht, sich leicht über die Brüstung beugt und stirnrunzelnd nach dem Missetäter Ausschau hält. Tom ist ja ohnehin körperlich ein Riese, doch auf der Bank stehend kann man ihn wirklich nicht übersehen. Für wenige Sekunden treffen sich Hitlers und Toms Blicke. Hitler schaut ihn grimmig an, mehr noch, er straft ihn mit seinen Augen regelrecht ab. Doch das ist Tom völlig egal. «Owens war pechschwarz», erinnert sich Tom, «aber er gehört verdammt noch mal zu unserer Mannschaft, und er war wunderbar. Ich war stolz auf ihn, also jubelte ich.»

*Der Präsident des Internationalen
Olympischen Komitees Henri de
Bailies Latour beim offiziellen
Empfang der Reichsregierung in
der Berliner Staatsoper.
«Die Olympianer sehen aus wie
Direktoren von Flohzirkussen.»*



DONNERSTAG, 6. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Bei abflauenden westlichen Winden langsame Wetterberuhigung, jedoch immer noch recht kühl und meist stärker bewölkt. Nachmittags Neigung zu leichten Regenfällen. 18 Grad.

Auf dem Kurfürstendamm herrscht bereits der übliche Trubel, als Thomas Wolfe in seinem Hotelzimmer die Vorhänge mit Schwung zur Seite zieht und das Fenster öffnet. Er liebt diesen Moment, wenn die Geräusche wie ein Windstoss in sein Zimmer wehen. Jede Stadt hat ihren eigenen Klang – Berlin klingt anders als New York und New York wiederum ganz anders als etwa Paris. Tom besitzt ein feines Gespür für den Sound einer Stadt. Auf dem Kurfürstendamm verkehren beispielsweise drei Strassenbahnlinien, die im Minutentakt sein Hotel passieren. Während Tom am offenen Fenster stehend die cremefarbenen Züge beobachtet, fällt ihm auf, dass diese fast kaum zu hören sind. Wie kleine Spielzeugeisenbahnen gleiten die Waggons dahin. Ab und zu knistern ein paar Funken an den Oberleitungen – das ist alles. Keine Spur von dem Lärm, den amerikanische Strassenbahnen verursachen. In Deutschland funktioniere eben alles perfekt, sagt er sich und muss unwillkürlich lächeln: «Sogar die kleinen Pflastersteine zwischen den Schienen waren so tadellos sauber, als wäre jeder einzelne eben erst gründlich mit dem Besen abgekehrt worden, und die Grasstreifen zu beiden Seiten der Schienen waren so samtgrün wie ein Oxforder Rasenplatz».

Wenn Tom sich ein klein wenig aus seinem Fenster lehnt, blickt er auf die Terrasse der Alten Klause, eines beliebten Bierrestaurants direkt neben dem Hotel am Zoo. Hier wird er sich gegen Mittag mit Heinz auf ein oder zwei Drinks treffen. Ein neuer Tag in Berlin kann beginnen, denkt Tom und nimmt gleichsam mit einem tiefen Atemzug die grosse Stadt in sich auf. Es klopft. Tom schliesst das Fenster und ruft «Come in!». Das nun folgende Schauspiel kann Tom allmorgendlich beobachten: Nach ein paar Sekunden öffnet sich die Tür, und der Zimmerkellner

rollt mit leisem Klappern einen Servierwagen in die Raummitte. «Good morning, Sir!» Der junge Mann sagt seinen Satz mit kräftiger Stimme, wie jemand, der stolz ist, ein paar Brocken Englisch zu beherrschen. Tom schmunzelt, denn in seinen Ohren klingt die Begrüßung wie «Goot morning, Sör!». Nach einer artigen Verbeugung beginnt der Kellner, den Teller und die Tasse, das Besteck, die Serviette, die Kanne mit der heißen Schokolade, den Korb mit den Brötchen und den süßen Hörnchen sowie die Butter und die Konfitüre vom Servierwagen auf den Tisch zu stellen. Der Junge muss diese Arbeitsschritte sehr genau eingeübt haben, denn er positioniert die verschiedenen Dinge immer an exakt derselben Stelle. Die Serviette und das Besteck liegen selbstverständlich rechts vom Teller, der Brötchenkorb befindet sich in der Tischmitte, daneben die Kanne mit der Schokolade. Niemals käme er auf den Gedanken, beispielsweise die Brötchen rechts vom Teller anzuordnen oder etwa die Konfitüre dort hinzustellen, wo die Butteröllchen hingehören. Diese Prozedur dauert nicht länger als zwei Minuten und wird mit «If you please, Sir!» abgeschlossen. Ebenso unscheinbar, wie der Kellner den Raum betrat, verlässt er ihn auch wieder. Kurz bevor er die Türe hinter sich schliesst, verabschiedet er sich mit «Thank you very much, Sir». Das ist für Tom der komischste Moment, denn er versteht «Dank you ferry much, Sör».

Tom hat das Frühstück und die Morgentoilette beendet und ist bereit, das Zimmer zu verlassen, als ihm zufällig die Tageszeitung, die Heinz ihm am Vortag im Café Bristol zugesteckt hat, in die Hände fällt. Beim Durchblättern entdeckt er das Interview, doch bevor er den deutschen Text zu lesen versucht, entfährt es ihm: «Sweinsgesicht!» Es ist Thea Voelckers Porträtzeichnung, die ihn geradezu entsetzt. Die Walküre habe ihm, so sagt er sich, ein hässliches Schweinsgesicht verpasst. Dass er nun das schlimme Wort ebenso ulkig ausspricht, wie der Hotelkellner kurze Zeit zuvor seine Höflichkeitsfloskeln hervorbringt, fällt ihm in seiner Erregung gar nicht auf. Voller Groll macht Tom sich nun auf den Weg zur Alten Klause, wo Heinz bereits auf ihn wartet. Nor-

Malerweise hat Tom für die Dame an der Rezeption, die ihn stets so freundlich grüsst, sowie für den Pagen, der ihm beim Verlassen des Hotels immer die Türe aufhält, ein freundliches Wort, Doch heute geht er grusslos. Amerika ist verärgert.

Vor der Terrasse der Alten Klausen stehend, lässt Tom seine Blicke über die dort sitzenden Menschen schweifen. Nach wenigen Sekunden entdeckt er Heinz. Ob er die Zeichnung gesehen habe, fährt Tom den armen Heinz an. Noch bevor Heinz antworten kann, sprudelt es nur so aus ihm heraus: Nach der nicht unwesentlichen Meinung seiner Mutter sei er der Hübscheste der Wolfe-Brüder, sie müsse es doch wissen, wie komme die Blonde nur dazu, ihn so darzustellen, und so weiter und so fort. Nein, er wolle die Walküre keinesfalls wiedersehen. Gestikulierend und laut schimpfend, nimmt Tom Heinz an die Hand, zieht ihn in Richtung einer Fensterscheibe, schaut in das spiegelnde Glas und fragt: «Habe ich ein Schweinsgesicht?» Heinz würde seinen Freund gerne beruhigen und ihm versichern, dass er kein Schweinsgesicht hat. Er würde ihm auch gerne recht geben, dass das Porträt selbstredend völlig verunglückt und die Blonde einfach keine gute Zeichnerin ist. Last, but not least, würde er darauf hinweisen, dass man die Sache auch nicht dramatisieren dürfe, dass es sich dabei doch nur um eine unbedeutende Zeichnung handele und dass das schöne Interview, in dem Tom eine hervorragende Figur mache, viel wichtiger sei. Doch das alles will Mister Wolfe nicht hören. Plötzlich behauptet er, dass die Gestapo dahinterstecke, ja, er ist davon überzeugt, dass Heinrich Himmler oder ein anderer finsterer Geselle Thea Voelcker gezwungen haben müsse, ihn so unvorteilhaft darzustellen. Den Nazis sei doch alles zuzutrauen, ereifert sich Tom, vielleicht haben sie Thea mit irgendetwas erpresst? Dann kippt die Stimmung. Die arme Thea, seufzt Tom auf einmal, was haben sie ihr nur angetan. Thea müsse unbedingt zu der Party eingeladen werden, die Herr Rowohlts morgen Abend für ihn gebe. Heinz verspricht es – und schüttelt zugleich den Kopf. Er ist von Tom ja schon manche Kapriole gewöhnt, doch dieses Hin und Her geht ihm zu schnell.

Damit nicht genug, kommt Tom nun auf die Idee, mit Heinz und dessen Freundin nach Potsdam fahren zu wollen. Er sei noch nie in Potsdam gewesen, erklärte er mit Stentorstimme, heute sei der richtige Tag, einen Ausflug zu machen. Gesagt, getan. Doch die Landpartie entwickelt sich zu einem argen Misserfolg. «Uneins mit sich selber, hardete er auch mit uns», erinnert sich Heinz, «für nichts schien er ein Auge zu haben, und schliesslich fragte er, warum wir ihn eigentlich in diesem nüchternen Pomp der preussischen Könige herumschleiften.»

Wenn die Nationalsozialisten einen ausländischen Gast beeindrucken wollen, quartieren sie ihn im Eden-Hotel ein. Das Haus an der Kreuzung Budapester Ecke Nürnberger Strasse gehört zu den luxuriösesten und teuersten Herbergen der Stadt. Legendär ist der piekfeine Fünf-Uhr-Tee auf der grossen Dachterrasse, zu dem bekannte Tanzorchester aus dem In- und Ausland aufspielen. Kellner in weissen Smokings servieren kleine dreieckige Gurkensandwiches sowie opalisierende Cocktails. Der Clou ist die Minigolfanlage, die sich ebenfalls auf der Terrasse befindet. Über den Dächern Berlins schwofen oder Minigolf spielen – das ist im Sommer 1936 der Inbegriff von Mondänität.

Sir Henry Channon und seine Gattin Lady Honor Guinness, die gestern im Eden-Hotel eingetroffen sind, verlassen soeben ihre Suite. Die Eheleute sind Gäste von Hitlers aussenpolitischem Berater Joachim von Ribbentrop und werden von ihm nach allen Regeln der Kunst verwöhnt. Channon erhält sogar einen Aide-de-camp, einen persönlichen Flügeladjutanten, darüber hinaus stellt man ihm eine Limousine samt Chauffeur mit SA-Dienstgrad zur freien Verfügung. Die Besucher zeigen sich für diese protokollarischen Aufmerksamkeiten sehr empfänglich.

Sir Henry – Spitzname «Chips» – ist eine schillernde Figur: In Chicago geboren, hat er sich früh von seiner amerikanischen Heimat distanziert und dem britischen Empire zugewandt. Seit Mitte 1933 besitzt

er die englische Staatsangehörigkeit, zwei Jahre später wird er in das House of Commons, das Unterhaus, gewählt. Der konservative Politiker tritt auch als Schriftsteller in Erscheinung: Seine Biographie der Wittelsbacher (*The Ludwigs of Bavaria*) wurde sogar ins Deutsche übersetzt und erhielt freundliche Besprechungen. Der feinsinnige Lord ist ein Mann von Bildung, Stil und perfekten Umgangsformen. Er kann so glänzend wie intelligent unterhalten und parlieren, er sprüht vor Charme und Witz. Manche halten Channon für einen parfümierten Dandy und Salonlöwen – ein Eindruck, der wohl nicht ganz unzutreffend ist. Die Ehe mit der zwölf Jahre jüngeren Lady Guinness, die aus der gleichnamigen Brauereidynastie stammt, ist vermutlich nicht mehr als eine Zweckbeziehung, denn Sir Henry ist homosexuell.

«Chips» ist nicht der einzige einflussreiche Engländer, der Joachim von Ribbentrops Einladung zu den Olympischen Spielen annimmt. Der Pressemagnat Harold Harmsworth, Besitzer so bedeutender Blätter wie der *Daily Mail* und des *Daily Mirror*, sein Konkurrent Max Aitken, Eigentümer des *Evening Standard* und des *Daily Express*, der hochdekorierte General Francis Rodd – sie alle residieren im Eden-Hotel. Hitler verfolgt mit dem Besuch der Briten in der Reichshauptstadt ehrgeizige politische Ziele, träumt er doch von einem engen Schulterschluss zwischen Berlin und London: Einerseits will Hitler damit die Allianz der Engländer und Franzosen aufbrechen, andererseits hofft er, so den nötigen politischen Spielraum für seine Expansionspläne im Osten zu gewinnen. Die Zeiten scheinen dafür wie gemacht, denn nicht wenige britische Konservative plädieren angesichts der Krise und des beginnenden Bürgerkriegs in Spanien nun ihrerseits für eine Annäherung an Berlin. Zu dieser deutschfreundlichen Gruppe an der Themse gehört auch Sir Henry «Chips» Channon. Kein Wunder, dass Ribbentrop ihm und seiner Frau den roten Teppich ausrollt.

Als sogenannter «Appeaser» nimmt Channon innerhalb der englischen Politik die Gegenposition zu Robert Vansittart ein. Der fünfund-

fünfzigjährige Sir Robert (Spitzname «Van») hat seit 1930 das Amt des «Permanent Undersecretary of State for Foreign Affairs» inne und zählt damit zu den einflussreichsten britischen Diplomaten» Dabei steht er dem «Dritten Reich» ausgesprochen argwöhnisch gegenüber: Seit vielen Jahren warnt Vansittart vor Hitler, dem man keinesfalls trauen dürfe und der Europa über kurz oder lang in einen neuen Krieg stürzen werde. Dass es Joachim von Ribbentrop nun gelungen ist, ausgerechnet Robert Vansittart samt Gattin Sarita zu den Olympischen Spielen nach Berlin zu locken, darf man getrost als Überraschungscoup bezeichnen. Damit hat niemand gerechnet. In Paris sieht man den Besuch dann auch mit Sorge.

Offiziell unternehmen Sir Robert und Lady Vansittart nur eine Urlaubsreise. Cecil, ihr Sohn aus erster Ehe, sei ganz sportverrückt und freue sich besonders über den Trip an die Spree, erklärt Sarita Vansittart in einem Interview. Darüber hinaus könne sie bei dieser Gelegenheit auch ihre Schwester Frances, die mit Sir Eric Phipps, dem britischen Botschafter in Berlin, verheiratet ist, wiedersehen. Trotz aller Privatheit besitzt «Vans» vierzehntägiger Aufenthalt in Nazideutschland natürlich einen enormen politischen Charakter. Der urlaubende Spitzendiplomat trifft mit Adolf Hitler, Reichsaussenminister Konstantin von Neurath, Rudolf Hess, Hermann Göring und Joachim von Ribbentrop zu persönlichen Gesprächen zusammen. Vansittart begegnet seinen deutschen Kollegen vom Auswärtigen Amt, er empfängt Unternehmer und Journalisten, besucht das Olympiastadion und nimmt an den zahlreichen Empfängen und Partys teil. Kurzum: Der Aufenthalt der Vansittarts ist im politischen Berlin in aller Munde.

Heute Vormittag steht für Sir Robert ein Besuch bei Joseph Goebbels auf dem Programm. Der Propagandaminister begegnet seinem englischen Gast zunächst skeptisch: «Ein übernervöser Herr, der klug ist, aber nicht energisch, dem noch viele Eierschalen anhaften, der aber zweifellos für uns gewonnen werden kann. Ich bearbeite ihn eine Stun-

de lang». Am Ende sei Vansittart, so Goebbels, «tief beeindruckt» gegangen: «Dem habe ich ein Licht aufgesteckt.»

Auch Hitlers Chefideologe Alfred Rosenberg will von «Van» erstaunliche Dinge erfahren haben: «Über die Neger aus U.S.A. ist er – nebst allen Briten – sehr böse, drücken sie doch die Engländer in Olympia ganz an die Wand. Ich fragte lachend: ‚Warum diese «Rassenvorurteile?» – V [ansittart] galt u. gilt – mit Recht als unser Gegner. Katholisch – frankophil. Jetzt scheint selbst dieser selbstgefällige Herr – durch Spanien – an seiner Weisheit etwas zu zweifeln. Ich versuchte bei seiner Frau inbezug auf die behauptete jüdische Versippung etwas herauszukriegen. Als auch sie über die schwarzen Läufer aus U.S.A. zeterte, sagte ich, dass diese ja ganz allgemein eine Gefahr für die U.S.A. darstellten: die kommunistische Reserve. Und dass einst die Juden diese kommunistische schwarze Revolte bezahlen würden. – Ich war erstaunt, als Antwort zu hören: ‚Sie haben recht.‘»

Eine Finte? Schmeichelt Vansittart seinen Gastgeber, um ihnen zu gefallen? Sicher ist, dass Sir Robert von dem, was er in Berlin zu sehen bekommt, ehrlich begeistert ist. Die Organisation der Spiele, das Reichssportfeld mit seinen vielen neuen Gebäuden, die sportlichen Leistungen des deutschen Teams, die glanzvollen Empfänge, die vielen kleinen und grossen Aufmerksamkeiten – das alles macht Eindruck auf ihn. «Diese konzentrierten und willensstarken Leute lassen uns wie eine drittklassige Nation aussehen», schreibt «Van» in seinem streng vertraulichen Bericht an das Foreign Office in London. Von allen Naziführern komme er mit Joseph Goebbels am besten aus. Goebbels sei durchaus charmant, so Vansittart: «Ein hinkender, wortgewaltiger, schwächlicher Jakobiner, blitzgescheit und ebenso gefährlich.» Goebbels sei aber auch berechnend und deshalb ein Mann, mit dem man verhandeln könne. «Meine Frau und ich mochten ihn und seine Gattin auf Anhieb.»

Die Nationalsozialisten geben sich die grösste Mühe, die deutsche Politik als friedliebend und verlässlich darzustellen. Diese Inszenierung ist so verführerisch, dass Robert Vansittart beginnt, seine ursprüngliche

Haltung in Frage zu stellen. Vielleicht tut er Hitler unrecht? Was, wenn das «Dritte Reich» gar kein Kriegstreiber ist? Vansittart zeigt sich nachdenklich, insofern entsprechen Goebbels und Rosenbergs Notizen über die Begegnungen mit dem Besucher aus England vermutlich der Wahrheit. Die aufwändige Charmeoffensive scheint sich also für die deutsche Regierung auszuzahlen. Doch dann ereignet sich ein Zwischenfall, der den britischen Diplomaten hinter die mühsam errichteten Fassaden blicken lässt. Vansittart und Ribbentrop sitzen beim Lunch, man plaudert, isst und trinkt und lotet die Möglichkeiten zukünftiger Politik aus. Mitten im Gespräch scheint Ribbentrop plötzlich für wenige Minuten die Kontrolle zu verlieren und zu sagen, was er wirklich denkt, wie Vansittart in seinem Bericht schildert: «Bei dieser Gelegenheit bemerkte Herr von Ribbentrop, dass es zweifellos einen vernichtenden Krieg geben werde, falls England die Deutschen in ihren ‚Lebensmöglichkeiten‘ beschränke» Ich war klug genug, nicht zu fragen, was er damit meint».

AUSZUG AUS DEN TÄGLICHEN ANWEISUNGEN DER REICHSPRESSEKONFERENZ:
«Es wird dringend gewarnt, die Berichterstattung der Olympischen Spiele mit rassistischen Gesichtspunkten zu belasten».

Die Ehekrise im Hause Goebbels ist beigelegt. Nicht zum ersten Mal ist es Adolf Hitler, der zwischen den Kontrahenten vermittelt. «Nachher noch lange mit dem Führer», schreibt Goebbels in sein Tagebuch, «er lobt Magda sehr, findet sie bezaubernd, die beste Frau, die ich finden konnte». Hitlers Anteilnahme resultiert aus ganz eigennützigem Gründen: Er ist nämlich ein Teil des Problems. Die Eheleute Goebbels führen mit ihrem «Führer» eine komplizierte Dreiecksbeziehung, in der Privates und Berufliches eng miteinander verknüpft sind. Hitler lernt

Magda 1931 kennen und verliebt sich in sie. Als sie dann seinen Paladin Joseph Goebbels heiratet, reagiert Hitler verständlicherweise enttäuscht, was Goebbels wiederum existentielle Sorgen bereitet: «Armer Hitler! Ich schäme mich fast, dass ich so glücklich bin. Hoffentlich trübt das unsere Freundschaft nicht». Doch bereits am folgenden Tag kann Goebbels Entwarnung vermelden: «Magda liebt er» Aber er gönnt mir mein Glück». Und schliesslich der entscheidende Satz: «Wir werden alle drei gut zueinander sein». Man verständigt sich auf eine Art Arrangement: Hitler willigt in die Ehe von Goebbels und Magda ein, Goebbels gestattet seiner Frau eine platonische Sonderbeziehung zu Hitler, was wiederum zu einer besonderen Nähe der beiden Männer führt. Magda schlüpft derweil in die Rolle der First Lady des «Dritten Reiches» – sie ist Hitlers Ratgeberin und verbringt immer wieder Zeit mit ihm alleine. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass Goebbels in eine totale Abhängigkeit von Hitler gerät. Hitler ist nicht nur der «Chef», wie er ihn im Tagebuch nennt, er ist auch das heimliche Familienoberhaupt. Goebbels scheint das durchaus zu realisieren, doch wie so oft, wenn es um Hitler geht, idealisiert und verkitscht er die Verhältnisse: «Er ist ganz reizend zu mir. Wenn ich mit ihm allein spreche, spricht er wie ein Vater zu mir. Ich habe ihn so am liebsten».

Die Affäre Lüdecke ist nun also passé, die erste Woche der Olympischen Spiele nähert sich ihrem Ende, und am heutigen Abend steht Goebbels im Mittelpunkt eines festlichen Empfangs in der Staatsoper. Der Minister ist mit sich zufrieden, alles scheint wieder in geordneten Bahnen zu laufen. Doch in wenigen Tagen wird Joseph Goebbels eine Frau treffen, die sein und Magdas Leben völlig entgleisen lassen wird.

Kurze Sätze sagen mehr als lange», Schachtelsätze seien der deutschen Sprache artfremd, erklärt Reichsinnenminister Wilhelm Frick im *Berliner Lokal-Anzeiger*: «Zumal heute, wo ein Wort wieder ein Wort ist, ein Befehl ein Befehl und zahllose Tatbestände unseres modernen Le-

bens rasch, knapp und eindeutig mitgeteilt und aufgefasst werden müssen – heute muss unsere Sprache besonders übersichtlich sein». Der Jurist Wilhelm Frick erwarb seinen Dokortitel übrigens 1901 an der Universität in Heidelberg. Damals bedurfte es dort für eine Promotion keiner schriftlichen Arbeit.

Es vergeht während der Olympischen Spiele kein Tag, an dem in Berlin nicht ein vornehmer Empfang, eine schicke Party oder ein anderes gesellschaftliches Event auf dem Programm stünde. Jeder Repräsentant des «Dritten Reiches», der etwas auf sich hält, gibt während der Sommerspiele eine eigene Festlichkeit. Reichsinnenminister Wilhelm Frick lädt in das Pergamon-Museum und Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten in seine Dienstvilla, Hitler empfängt mehrfach in der Reichskanzlei, Reichsaussenminister Konstantin von Neurath öffnet seinen Gästen die historischen Räume des Charlottenburger Schlosses, während Berlins Polizeipräsident Wolf-Heinrich von Helldorffin das Gebäude des Preussischen Landtags bittet. In den nächsten Tagen stehen noch die privaten Empfänge von Hermann Göring, Joachim von Ribbentrop und Joseph Goebbels ins Haus, doch heute Abend geht es zunächst in die Staatsoper, wo der offizielle Festakt der Reichsregierung und der Preussischen Staatsregierung stattfindet.

Seit Wochen wird das Gebäude für dieses Ereignis umgebaut. Eine eigens konstruierte Freitreppe führt nun aus dem Vestibül ins Parkett, wofür Teile des ersten und zweiten Ranges abmontiert werden mussten. Fragen des Denkmalschutzes spielen offensichtlich keine Rolle. Sämtliche Logen und Boudoirs sind mit cremefarbener Seide bespannt, der Zuschauerraum wurde angehoben und bildet nun zusammen mit der Bühne einen grossen Bankett- und Tanzsaal. Überall stehen Lakaien, die auf langen Stäben befestigte Leuchten halten. Dazu tragen sie rote Fräcke, Kniebundhosen und gepuderte Perücken. «Die Ausländer wer-

den verwöhnt, verhätschelt, umschmeichelt und getäuscht», notiert die Journalistin Bella Fromm in ihr Tagebuch. «Indem man die Olympischen Spiele als Vorwand benutzt, versucht die Propagandamaschine bei den Besuchern einen günstigen Eindruck vom Dritten Reich zu schaffen.» Das geflügelte Wort «Brot und Spiele» erhält in diesen Wochen eine ganz aktuelle Bedeutung.

Hermann Göring in seiner Funktion als Preussischer Ministerpräsident und Joseph Goebbels als Vertreter der Reichsregierung begrüßen die zahlreichen Gäste, darunter nahezu das gesamte diplomatische Corps, die Vertreter von Partei und Regierung, die Mitglieder des Nationalen und Internationalen Olympischen Komitees sowie zahlreiche Künstler und Ehrengäste. Um sich nicht ins Gehege zu kommen, beziehen die beiden Gastgeber die sich gegenüberliegenden repräsentativen Proszeniumslogen, wo sie mit ihrer jeweiligen Entourage Hof halten. Die Schauspielerin Jenny Jugo sieht man neben Goebbels, während Jugos Kollegin Carola Höhn bei Göring antichambriert. Gustaf Gründgens und Wilhelm Furtwängler sind schlaue genug, beiden Herren einen Besuch abzustatten.

Der Abend beginnt zunächst mit Musik: Nach einem Fanfarenmarsch, gespielt vom Musikkorps der «Leibstandarte SS Adolf Hitler», intoniert das Berliner Philharmonische Orchester – wie sollte es anders sein? – Richard Wagners Meistersinger-Vorspiel. «Göring und ich sprechen», vermerkt Joseph Goebbels in seinem Tagebuch. «Jeder 3 Minuten. Ich in Hochform. Da sitzt jeder Satz.» Goebbels kurze Rede ist ein Meisterwerk der Demagogie und Manipulation. Es falle ihm nicht leicht, sich offenherzig an die ausländischen Gäste zu wenden, säuselt Goebbels, da viele Menschen in seinen Worten immer nur Propaganda für das «Dritte Reich» sähen. Dabei liege ihm doch die Propaganda heute Abend völlig fern. Deutschland habe lediglich zu einem «Fest der Freude und des Friedens» eingeladen, versichert der kleine Doktor: «Ich habe den Eindruck, dass dieses Fest vielleicht wichtiger ist als manche Konferenz, die in der Nachkriegszeit abgehalten worden ist.» Und wei-

ter: «Wir wollen uns kennen und schätzen lernen und dadurch eine Brücke bauen, auf der die Völker Europas sich verständigen können.» Adolf Hitlers Deutschland als europäischer Friedensstifter? Goebbels zeigt sich von seiner eigenen Sprachakrobatik begeistert. Sein entlarvender Kommentar im Tagebuch: «Eine grosse Propagandatat.»

Und Adolf Hitler? Der Reichskanzler nimmt an dem Empfang seiner Regierung nicht teil, Wie alles in diesen Olympiatagen, so ist auch Hitlers Fernbleiben Teil einer Inszenierung, Er kultiviert das Bild des unermüdlich arbeitenden «Führers» und treusorgenden Übervaters, dem Amusement und Geselligkeiten nichts bedeuten, Hitlers Popularität erreicht im Sommer 1936 einen Höhepunkt und wirkt nun auch tief in die Arbeiterschaft hinein, Das bestätigt kein Geringerer als Willy Brandt, der in jenen Wochen aus seinem norwegischen Exil heimlich nach Berlin reist: «Warum sich nicht klarmachen, dass auch Menschen, die früher links gewählt hatten, sich beeindruckt zeigten?»

Aussenpolitisch war Hitlers Regentschaft bis zum Sommer 1936 geprägt durch eine Reihe tollkühner politischer Provokationen und Erpressungen, Mitte Oktober 1933 erklärte Deutschland den Austritt aus dem Völkerbund sowie der Genfer Abrüstungskonferenz und gab damit den Startschuss für eine massive Wiederaufrüstung, Keine zwei Jahre später – Mitte März 1935 – führt Hitler die allgemeine Wehrpflicht ein, womit er gegen eine der wichtigsten Bestimmungen des Versailler Vertrages verstösst. Statt 100'000 Mann soll die neue Wehrmacht künftig 550'000 Mann stark sein, Anfang März 1936 landet Hitler seinen vorerst dreitesten Coup, als er deutsche Truppen in das entmilitarisierte Rheinland einmarschieren lässt, «Wiederherstellung der nationalen Ehre und Souveränität des Reiches», nennt Hitler seinen Schachzug, in Wahrheit verletzt er auch jetzt internationale Abkommen, In den Verträgen von Versailles und Locarno ist es dem Reich nämlich untersagt,

militärische Stellungen im Rheinland zu unterhalten; der so entstehende Puffer dient hauptsächlich dem Sicherheitsbedürfnis Frankreichs. Verstösse gegen diese Bestimmung stellen feindliche Handlungen dar und werden als Störung des Weltfriedens interpretiert. Mit anderen Worten: Die deutsche Regierung liefert den übrigen Vertragspartnern mit ihrem Vorgehen einen veritablen Kriegsgrund.

Hitler setzt im Frühjahr 1936 alles auf eine Karte – entsprechend nervös ist der Diktator. «Die 48 Stunden nach dem Einmarsch ins Rheinland sind die aufregendste Zeitspanne in meinem Leben gewesen», gesteht er Jahre später. Wie wird sich Paris verhalten? Kommt es zum Krieg? Hitler: «Wären die Franzosen damals ins Rheinland eingedrückt, hätten wir uns mit Schimpf und Schande wieder zurückziehen müssen, denn die militärischen Kräfte, über die wir verfügten, hätten keineswegs auch nur zu einem mässigen Widerstand ausgereicht.» Doch nichts geschieht – bis auf den Austausch von Protestnoten verhalten sich die Regierungen in London und Paris ruhig. So stellt Hitler die Unentschlossenheit der Westmächte bloss, er demütigt sie und führt sie am Nasenring durch die politische Arena. Mit den Olympischen Spielen in Berlin zeigt Hitler dann wenige Wochen später wieder sein vermeintlich freundliches Gesicht. Es ist für die nationalsozialistische Diktatur in den ersten Jahren charakteristisch, dass auf Provokationen und Vertragsbrüche scheinbare Zeichen der Zurückhaltung und der Verlässlichkeit folgen. In diesem Sinne adelt das Sportfest in Berlin den Rechtsbruch im Rheinland.

Die Olympischen Spiele in Berlin sind der Höhepunkt dieser grossen Heuchelei. Trotz der eklatanten Vertragsbrüche der Vormonate gelingt es Hitler, sich als friedliebenden Staatsmann zu gerieren. Was der Diktator wirklich plant, bringt er in jenen Tagen in einer Denkschrift zu Papier. Leider kennen wir das genaue Datum der Aufzeichnung nicht, als sicher gilt aber, dass das Dokument im August 1936 entsteht. Vielleicht formuliert Hitler seine monströsen Ideen gerade heute Abend, während Joseph Goebbels in der Staatsoper vollmundig den Völkerfrie-

den beschwört? In Hitlers Augen ist ein Krieg mit der Sowjetunion unvermeidlich, Deutschland sei «übervölkert» und brauche neuen «Lebensraum». «Ich stelle damit folgende Aufgabe», heisst es am Ende des streng geheimen Memorandums: «1) Die deutsche Armee muss in 4 Jahren einsatzfähig sein. 2) Die deutsche Wirtschaft muss in 4 Jahren kriegsfähig sein.» In drei Jahren beginnt der Zweite Weltkrieg.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

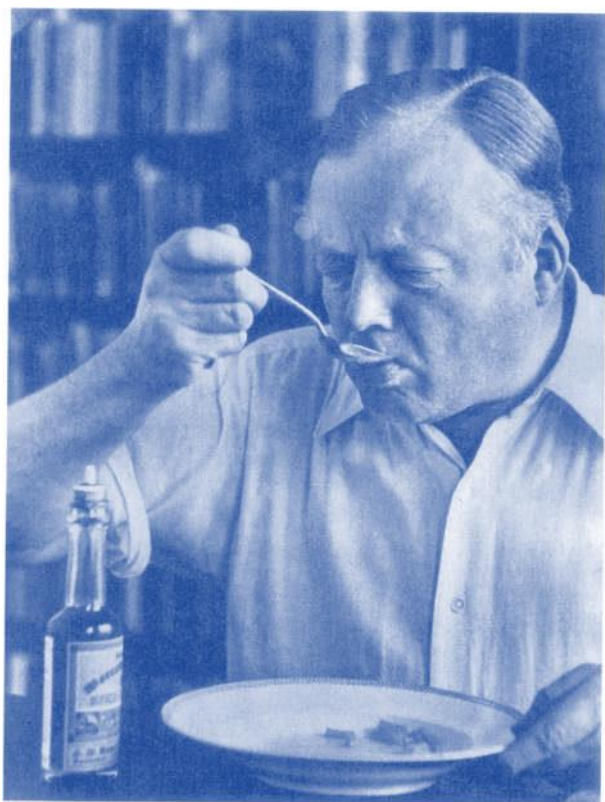
«22.10 Uhr wurden in Fernsprechzelle Charlottenburg, Kant-Ecke Wielandstrasse, KPD-Propagandazettel in Grösse von 3x8 cm angeklebt vorgefunden. Ausserdem war Olympia-Fernsprechteilnehmerverzeichnis abgerissen. Zettel entfernt. Täter nicht ermittelt.»

Thomas Wolfe, Heinz Ledig sowie dessen Freundin sind am Abend immer noch in Potsdam. Das Schloss Sanssouci haben sie aber mittlerweile verlassen und sind in ein rustikales Gasthaus eingekehrt. Jetzt sitzen die drei vor einer grossen Platte mit allerlei deftigen Wurstspezialitäten, trinken Bier und lachen viel, was darauf hindeutet, dass sich Toms Stimmung gebessert hat. «Aber auch auf dem Rückweg zum Bahnhof blieb er immer wieder minutenlang vor einem Schaufenster oder vor einer spiegelnden Reklamescheibe stehen», erinnert sich Heinz, «um mit komisch vorgerecktem Hals, nachdenklich und verärgert, seinen machtvollen, schönen Kopf mit dem ‚Sweinsgesicht‘ zu vergleichen, mit dem die Zeichnerin die Ansicht seiner Mutter Lügen gestraft hatte.»

AUS DEM BERLINER LOKAL-ANZEIGER:

«Olympiade-Besucherin aus Dänemark, Dreissigerin, Witwe, mittelgross, schick, häuslich, schönes Heim, sucht Heirat mit weltmännischem Mann gleichen Alters in guter Stellung, in Berlin ansässig. Nur ernstgemeinte persönliche Antworten erbeten.»

*Der Verleger Ernst Rowohlt ist
ein Freund der deftigen Küche,
«Plötzlich erschienen auf seiner
Stirn Schweißströpfchen, wie sonst
nur, wenn er mehrere Teller
Schweinebauch mit Möhren zu
sich nahm.»*



FREITAG, 7. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Hochdruckwetter, vorwiegend heiter und freundlich mit starker Tageserwärmung, schwachwindig, trocken. 23 Grad.

In den Büroräumen des Rowohlt Verlages in der Eislebener Strasse 7 herrscht heute Chaos. Seit dem frühen Vormittag wird verpackt, verstaut und verschoben. Bücherstapel, die praktisch jeden Quadratmeter der grossen Altbauetage bedecken, werden zur Seite geräumt oder zu Sitzgelegenheiten umfunktioniert. Selbst die Schreibtische, an denen sonst Manuskripte gelesen und Druckfahnen korrigiert werden, erhalten eine neue Funktion. Ernst Rowohlt ist sichtlich nervös. Er irrlüchert durch die Räume, gibt erregt Anweisungen, sucht dringend irgendwelche wichtigen Papiere, die er natürlich in dem Tohuwabohu nicht findet, und ruft nicht nur einmal: «Ledig, Sie fauler Kopp, am Fuffzehnten ist der Erste!» Doch Heinz Ledig und die anderen Mitarbeiter kennen ihren Chef und nehmen dessen Aufregung nicht allzu ernst. Irgendwann murmelt Rowohlt, dass das alles ihn noch einmal ins Grab bringen werde, dann verlässt er das Büro zum Mittagessen. Fräulein Siebert und Fräulein Ploschitzky. Rowohlts Sekretärinnen, die Lektoren, der Lehrling und nicht zuletzt Heinz räumen derweil weiter auf.

Zweck der Übung ist nicht etwa ein bevorstehender Umzug, wie man meinen könnte, sondern die Vorbereitung eines Ereignisses, das regelmässig wie ein Naturschauspiel über den Verlag hereinbricht. Die Rede ist von den sogenannten Autorenabenden, zu denen Ernst Rowohlt etwa alle Vierteljahre bittet. Diese Veranstaltungen sind im Grunde nichts anderes als feucht-fröhliche Partys, doch da dies zu trivial klingt, bevorzugt Rowohlt den Begriff Autorenabend. Wo vor wenigen Stunden noch an Manuskripten gefeilt wurde, türmen sich nun Teller, Gläser und Bestecke. In einer Ecke steht bereits ein riesiges Fass Bier, in einer anderen zahlreiche Kisten Wein. Das Essen bestellt Rowohlt beim Restaurant Schlichter in der nahen Augsburgstrasse. Wenn es nach dem

Geschmack des Verlegers ginge, würde er fetten Schweinebauch mit Möhren oder dicke Bohnen mit Speck servieren lassen. Der Chef hat aber ein Einsehen mit den feineren Gaumen seiner Gäste und ordert weniger schwerwiegende Speisen – hauptsächlich leichte Salate, Gemüse, Schinken und Roastbeef. Doch bevor Schlichter die vielen Schüsseln und Platten mit den verschiedenen Köstlichkeiten anliefern und zu einem beeindruckenden Buffet arrangieren kann, müssen Heinz und die anderen die letzten Umräumarbeiten beenden. Die Zeit drängt.

Sven Hedin besucht ein Arbeitsdienstlager», heisst es heute im *Berliner Lokal-Anzeiger*. Der Informationswert des kurzen Artikels geht zwar kaum über diese Schlagzeile hinaus. Joseph Goebbels ist indes jedes Mittel recht, den Aufenthalt des berühmten schwedischen Forschers in Deutschland publizistisch auszuschlachten. In der Kleinstadt Werder bei Potsdam unterhält der sogenannte Reichsarbeitsdienst ein Frauenarbeitslager. Die im Lager Elisabethhöhe lebenden Mädchen – im NS-Sprachgebrauch die «Arbeitsmädchen» – helfen bei der Garten- und Feldarbeit, bei der Versorgung des Viehs und bei der Beaufsichtigung der Kinder. «Ehrendienst am deutschen Volke» nennen das die nationalsozialistischen Ideologen. Worüber Sven Hedin mit den Bewohnerinnen spricht, geht aus dem Artikel leider nicht hervor. Die ihm zuge dachte Rolle des «nützlichen Idioten» – des Intellektuellen, der sich aus Idealismus vereinnahmen lässt –, spielt er jedenfalls überzeugend: «Es war mir eine unvergessliche Freude, die jungen Mädchen in Elisabethhöhe zu sehen und kennenzulernen», schreibt der Schwede zum Abschied in das Gästebuch. «Es leben die Mädchen Deutschlands!»

Etwa sechzig Kilometer von Werder entfernt liegt die Stadt Oranienburg. Dort wird momentan ein Lager errichtet, das man internationalen Gästen wie Sven Hedin keinesfalls zeigen möchte. Hier gibt es keine Besucher und auch keine Gästebücher. Seit Mitte Juli roden Häft-

linge aus dem Konzentrationslager Esterwegen im Emsland ein riesiges, an die kleine Gemeinde Sachsenhausen grenzendes Waldgebiet. Mit einfachsten Mitteln müssen die Gefangenen massive Bäume fällen und deren Wurzeln metertief ausgraben, sie müssen Strassen anlegen, Baracken und Wachtürme bauen sowie Stacheldrahtzäune ziehen. So wächst in den kommenden Wochen eine monströse Anlage aus dem Boden, in der im Laufe der Zeit mehr als zweihunderttausend Menschen inhaftiert werden sollen. Hier entsteht im Sommer 36 das Konzentrationslager Sachsenhausen.

Die Lebensbedingungen sind von Anfang an unmenschlich. «Während der Nacht darf kein Häftling die Baracke verlassen», erinnert sich ein Gefangener der ersten Stunde, «und da ein Abort in den Baracken noch nicht vorhanden ist, stehen in einem der leeren kleinen Räume zwischen den beiden Barackenhälften zahlreiche alte Marmeladeneimer, Margarinekübel und dergleichen, die bis zum Morgen oft übertoll geworden sind. Diese müssen nun mehr als 100 Meter weit zur nächsten Abortgrube getragen werden – eine fiese Arbeit, die keiner freiwillig übernimmt.» Auch die Wasserversorgung funktioniert im August 1936 noch nicht, sodass das Trinkwasser in Fässern aus dem nahen Oranienburg herbeigeschafft werden muss. Die Häftlinge sind derweil der steten Willkür ihrer SS-Bewacher ausgesetzt. Misshandlungen und Folter prägen den Alltag. Aus nichtigen Gründen müssen die Inhaftierten bei Wind und Wetter stundenlang strammstehen, sie werden mit Stockhieben traktiert oder mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen an einem Pfahl aufgehängt. Nicht wenige Häftlinge brechen unter der schweren Arbeit oder dem Terror der SS zusammen. Das alles geschieht etwa acht Kilometer vom Berliner Stadtrand und vierzig Minuten mit der S-Bahn von der Berliner Stadtmitte entfernt.

Die nationalsozialistische Propaganda während der Olympischen Spiele ist offensichtlich so perfekt, dass man von der internationalen Öffentlichkeit unbemerkt ein Konzentrationslager errichten kann. Dabei wären Sven Hedin und die zahllosen anderen Olympiagäste durch-

aus in der Lage, sich im Sommer 1936 ein ungeschöntes Bild von Adolf Hitlers Deutschland zu machen. Die deutsche Exil-Presse berichtet in ihren Zeitungen beispielsweise ausführlich von Willkür und Unrecht im NS-Staat. So schmuggelt etwa die in Prag ansässige *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung* im Juli eine sechzehenseitige Broschüre ins Land mit dem unschuldigen Titel: *Lernen Sie das schöne Deutschland kennen. Ein Reiseführer, unentbehrlich für jeden Besucher der Olympischen Spiele zu Berlin*. Auf der Vorderseite erkennt man eine idyllische deutsche Landschaft, doch im Innenteil erscheint eine Deutschlandkarte, die fast alle damals existenten Konzentrationslager, Strafanstalten und Gefängnisse lokalisiert. «Nicht verzeichnet sind die SA-Folterkeller», heisst es in einer Fussnote, «deren Zahl zu gross ist.»

Das ist Cadiz», sagt der Kapitän der Usaramo und deutet geradeaus. Hannes Trautloft befindet sich auf der Brücke und schaut auf die vor ihm liegende Küste. Die Sonne spiegelt sich auf der Wasseroberfläche und blendet, sodass Hannes die Augen zusammenkneifen muss, um überhaupt etwas erkennen zu können. In einiger Entfernung sieht er unzählige weissgetünchte Häuser, aus deren Mitte die Kathedrale aus dem achtzehnten Jahrhundert emporsteigt. Das ist also Cadiz, murmelt Hannes nahezu ungläubig, das Tor zu Afrika. Nach gut einer Woche auf See werden er, Max und die übrigen Teilnehmer der Reisegesellschaft Union in Kürze ihre spanische Mission antreten. Die anderen Passagiere haben mittlerweile das Schiff verlassen, als die Besatzung mit dem Löschen der Ladung beginnt. Hannes beobachtet, wie ein Kran eine grosse Kiste nach der anderen aus dem Bauch der Usaramo holt und auf dem Kai abstellt. Doch plötzlich löst sich ein Frachtstück aus seiner Befestigung und saust aus zehn Metern Höhe auf das Hafepflaster. Die Kiste zerbricht, und zum Vorschein kommt eine riesige, zweihundertfünfzig Kilogramm schwere Luftbombe, die nun wie auf dem Präsentierteller in der spanischen Mittagssonne daliegt. Man kann froh sein, dass die

Bombe nicht explodiert ist und am belebten Hafen ein grosses Unglück verursacht hat. «Nach diesem kleinen Zwischenfall sitzen wir am Radio und lauschen den Ergebnissen der Olympischen Spiele in Berlin», erinnert sich Hannes.

Spätestens nach der Havarie im Hafen von Cadiz ist klar, dass die Reisegesellschaft Union nicht aus Touristen und deren Reisegepäck nicht aus leichter Sommerkleidung besteht. Hannes Trautloft, Max von Hoyos und die anderen gehören zu einer Gruppe deutscher Soldaten, die man später als Legion Condor bezeichnen wird.

In Spanien hat sich Mitte Juli ein Militärputsch ereignet: Unter Führung des Generals Francisco Franco haben sich weite Teile der spanischen Armee gegen die erst im Februar demokratisch gewählte Regierung der Zweiten Republik erhoben. Ende Juli – Hitler befindet sich gerade bei den Wagner-Festspielen in Bayreuth – entscheidet der Diktator, dass sich deutsche Flugzeuge an Truppentransporten aus der Kolonie Spanisch-Marokko aufs Festland beteiligen sollen. Zu diesem Zweck lässt er sechzehn Flugzeuge sowie anderes militärisches Gerät in den Süden der iberischen Halbinsel verschiffen. Damit rettet Hitler den Aufstand der Nationalisten vor dem drohenden Aus, und der Spanische Bürgerkrieg beginnt.

Die Putschisten werden neben der deutschen hauptsächlich von der italienischen Regierung unterstützt, während die Republik von der Sowjetunion sowie von Mexiko Hilfe erhält. Hitler verfolgt in Spanien ganz eigennützige Ziele: Zusammen mit Benito Mussolini will er eine rechte Allianz gegen die europäische Linke schmieden. Darüber hinaus besitzt das Land Rohstoffe, die für die deutsche Rüstungsindustrie von Bedeutung sind. Doch zunächst sieht alles nach einem zeitlich begrenzten Abenteuer aus. Die Deutschen verordnen sich strengste Geheimhaltung, schliesslich soll die Inszenierung als friedliebender Gastgeber der Olympischen Spiele nicht durch die Unterstützung eines Militärputsches konterkariert werden. «Nach der Olympiade werden wir rabiati», vertraut Joseph Goebbels heute seinem Tagebuch an. «Dann wird geschossen».

Im Olympischen Dorf herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Neue Athleten ziehen ein, andere, deren Wettkämpfe bereits beendet sind, verlassen die Anlage schon wieder. Am heutigen Freitag ist mit 4'275 Sportlern die höchste Belegung erreicht. Hinzu kommen 1'241 Angestellte, die etwa in der Verwaltung, in den Küchen, als Bedienung oder im Sanitätsdienst tätig sind. Alles in allem müssen heute 5'516 Personen verpflegt werden. Derartig hohe Zahlen erfordern eine ausgeklügelte Logistik, wobei man ganz auf Dezentralisierung setzt. Jeder Nation steht eine eigene Küche zur Verfügung, und manche Nation bringt sogar eigene Köche mit. So lassen sich landestypische Vorlieben realisieren, denn die Geschmäcker sind ja bekanntlich verschieden: Peruanische Sportler essen am Tag bis zu zehn Eier. Athleten von den Philippinen mögen keinen Blumenkohl, keinen Honig und auch keinen Käse. Die Polen lieben Kohlgerichte, die Ungarn bevorzugen Schweinefleisch, die Türken essen nur Lammfleisch, und die Luxemburger fallen durch einen hohen Gemüseverbrauch auf. Amerikaner essen wiederum jede Art von Fleisch (vor dem Kampf sehr roh gebratene Steaks), dafür keinen Räucherfisch. Als Beilagen schätzen Jesse Owens und seine Kollegen gebackene Kartoffeln und Gemüse sowie Englische Creme und Eis zum Dessert. Die Japaner verzehren täglich dreihundert Gramm Reis sowie viel Fisch; die unverzichtbaren Sojaprodukte bringen sie aus ihrer Heimat mit. Den Argentinern ist der Fleischkonsum besonders wichtig: Zur Sicherheit haben sie vorab viertausend Kilogramm bestes Rindfleisch nach Berlin verschiffen lassen. So können die Südamerikaner täglich «Steak à la plancha» oder «Empanada à la Creole» genießen. Die deutschen Sportler erhalten zum Frühstück vier Eier, Milch mit Traubenzucker, Tomatensaft, Quark mit Leinöl sowie Brot mit viel Butter. Darüber hinaus essen sie viel Fleisch (etwa gehackte rohe Leber), Kartoffeln sowie mit Mehl gebundenes Gemüse. Alkohol ist im Olympischen Dorf nicht verboten, wird aber kaum getrunken. Nur die Italiener und die Franzosen möchten auf ihren Chianti und ihren Vin rouge nicht verzich-

ten. Die Sportler der «Grande Nation» zeigen sich ohnehin anspruchsvoll und legen Wert auf feine Filets und Ragouts – die Köche des Olympischen Dorfes machen es möglich.

Alles in allem verzehren die Athleten im Laufe der Olympischen Spiele 80'261 Kilogramm Fleisch, 3'047 Kilogramm frischen Fisch, 8'858 Kilogramm Teigwaren, 60'827 Kilogramm Brotprodukte, 58'622 Kilogramm frisches Gemüse, 55'220 Kilogramm Kartoffeln, 2'478 Kilogramm Kaffee, 72'483 Liter Milch, 232'029 Eier, 24'060 Zitronen sowie 233'748 Apfelsinen.

DIE NATIONALSOZIALISTISCHE PARTEIKORRESPONDENZ,
DER PRESSEDIENST DER NSDAP, MELDET: «Die Minister Nenné und Cale des Maharadscha von Baroda (Indien) statteten dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP einen Besuch ab, um sich über den nationalsozialistischen Standpunkt in der Rassenfrage und der Rassengesetzgebung des neuen Deutschland zu unterrichten. Besonders interessierte die beiden Gäste die Arieresetzgebung. Es erwiesen sich in grundsätzlichen Fragen übereinstimmende Auffassungen.»

Das Poststadion an der Lehrter Strasse platzt aus allen Nähten. Fünf- und fünfzigtausend Zuschauer sind gekommen, um das zweite Viertelfinalspiel im Fussball zu erleben: Deutschland gegen Norwegen. Die deutsche Mannschaft unter Reichstrainer Otto Nerz gilt als einer der Favoriten im olympischen Fussballturnier. Nach dem sensationellen 9:0-Sieg über Luxemburg ist es keine Frage, dass man nun auch die Norweger schlagen wird. Bereits das Halbfinale fest im Blick, will Nerz heute die Leistungsträger schonen und lässt stattdessen eine Mannschaft mit vielen Reservespielern auflaufen. Pünktlich um 17.30 Uhr pfeift Schiedsrichter Arthur Barton aus England die Partie an – und das Drama nimmt seinen Lauf.

Ein schwerer Deckungsfehler der Deutschen ermöglicht dem norwegischen Rechtsausen Odd Frantzen bereits in den ersten Minuten einen ungehinderten Angriff Alf Martinsen übernimmt, spielt ab an Reidar Kvammen, der wiederum an Magnar Isaksen übergibt. Die Stadionuhr zeigt 17.37 Uhr, und Isaksen schießt das 1:0. Nach diesem frühen Tor erscheinen die Deutschen wie in Schockstarre. Die Verteidigung ist schwach, und der Angriff bleibt glücklos, woran sich auch in der zweiten Spielhälfte nichts ändert. In der 83. Spielminute verwandelt Isaksen erneut eine Vorlage von Martinsen und Kvammen zu einem weiteren Tor. Das ist das 2:0-Norwegen kommt ins Halbfinale, und Deutschland scheidet aus dem Wettkampf aus. «Der Führer ist ganz erregt, ich kann mich kaum halten», schreibt Joseph Goebbels in sein Tagebuch. «Ein richtiges Nervenbad. Das Publikum rast. Ein Kampf wie nie. Das Spiel als Massensuggestion.»

Die Schuld trägt natürlich, wie immer, der Trainer. Otto Nerz wird zwangsbeurlaubt, das Amt des Reichstrainers übernimmt sein bisheriger Assistent. Der heisst im Sommer 1936 Sepp Herberger.

AUSZUG AUS DEN TÄGLICHEN ANWEISUNGEN DER REICHPRESSEKONFERENZ:
«Der italienische Sieger heisse nicht Georgio Oberweger, sondern Georg Oberweger. Die Sportschriftleiter möchten aufpassen, dass solche Entdeutschungen der Vornamen nicht vorkommen.»

In der Eislebener Strasse ist die Transformation der Verlagsräume mittlerweile abgeschlossen, und die Gäste können eintreffen. Ernst Rohwelts Autorenabende erfreuen sich grosser Beliebtheit, nicht selten kommen bis zu einhundert Personen. Neben den eigenen Autoren erscheinen oft auch Autoren anderer Verlage sowie Journalisten, Künst-

ler, Wissenschaftler, Geschäftsleute und allerlei weitere Personen, die dem Verlag irgendwie verbunden sind oder nützlich sein könnten.

Der heutige Abend findet zu Ehren von Thomas Wolfe statt, Rowohlts ist stolz auf seinen amerikanischen Erfolgsautor und will ihn nun ebenso stolz seinen Gästen präsentieren, In radebrechendem Englisch begrüßt Rowohlts die Anwesenden und setzt zu einer kleinen Rede an, Er und sein «husband» seien froh, dass sie alle gekommen seien, Tom grinst, und Heinz schüttelt verzweifelt den Kopf, Wie oft hat er dem Verleger schon erklärt, dass seine Ehefrau nicht sein «husband» ist, doch Rowohlts kann sich das einfach nicht merken, Er sei sich sicher, fährt Rowohlts selbstbewusst fort, dass auch Tom eines Tages einen «good husband» finden wird, Dabei spricht er das Wort auch noch falsch aus, sodass es wie «Hosenband» klingt, Mit ähnlichen Wortkapriolen eröffnet er sodann Schlichters Buffet, auf das sich die Anwesenden umgehend stürzen.

Auf Toms Bitte hin hat Rowohlts neben Thea Voelcker, der Tom nicht mehr böse ist, und Martha Dodd auch Mildred Harnack und ihren Gatten Arvid eingeladen, Mildred stammt aus Milwaukee im amerikanischen Bundesstaat Wisconsin und arbeitet in Berlin als Literaturwissenschaftlerin und Übersetzerin, Arvid ist Ökonom und im Reichswirtschaftsministerium tätig, Tom mag die Harnacks, er schätzt insbesondere Mildreds besonnene und ruhige Art, die sich so sehr von seinem eigenen impulsiven Temperament unterscheidet, Überhaupt ist Mildred eine Frau, die einen exotischen Reiz auf Tom ausübt, Sie ist vergleichsweise gross, trägt das Haar glatt nach hinten frisiert und hat einen strengen Gesichtsausdruck, In ihrer stets grauen Kleidung wirkt sie fast wie eine Nonne, Dass die Eheleute Harnack seit dem Vorjahr für den sowjetischen Nachrichtendienst arbeiten, ahnt Tom freilich nicht,

Über Literatur wird bei Rowohlts Autorenabenden merkwürdigerweise fast nie gesprochen, meistens geht es um aktuelle gesellschaftliche Fragen oder um Politik, Selbstverständlich sind heute Abend auch die Olympischen Spiele ein Thema, Tom ist voll des Lobes: «Ohne ir-

gendwelche Erfahrungen auf diesem Gebiet hatten die Deutschen ein gewaltiges Stadion errichtet, das schönste und vollkommenste seiner Art», notiert er späten «Die Organisation war prachtvoll. Nicht nur, dass die sportlichen Ereignisse bis in die kleinste Einzelheit jedes Wettkampfes mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks begannen und abliefen; auch die Menschenmassen wurden mit einer verblüffenden Ruhe, Ordnung und Geschwindigkeit gelenkt – Menschenmassen, mit denen keine andere Grossstadt je hatte fertig werden müssen und die sicherlich den New Yorker Verkehr hoffnungslos und unentwirrbar durcheinandergebracht und zum Wahnsinn getrieben hätten.» Mildred Harnack hört sich Toms Loblied auf das Organisationsgeschick der Nazis äusserlich ungerührt an. Und doch liegt in ihrem Blick ein deutlicher Widerspruch, der Tom irgendwann verstummen lässt. Man müsse sehr vorsichtig sein, deutet Mildred schliesslich an, doch bevor sie den Satz fortführen kann, gesellen sich andere Gäste hinzu, die ebenfalls ein paar Worte mit dem berühmten Autor wechseln möchten. Während sie Tom ganz aufgeregt versichern, wie beeindruckend sein letztes Buch *Von Zeit und Strom* sei, muss er an Mildreds Warnung denken. Was wollte sie ihm sagen?

Der Abend nimmt seinen Lauf, und die Stimmung wird immer ausgelassener. Plötzlich stimmt Ernst Rowohlt im Fortissimo ein Lied an: «Ich habe da ein Möselchen ... ein Möööööselchen ...!» Hat es bislang nur Bier und klare Schnäpse gegeben, lässt Rowohlt nun seinen über alles geliebten Moselwein servieren. Jede Flasche, die geöffnet wird – es sind derer viele –, wird mit «Ich habe da ein Möselchen...» freudig begrüsst. Rowohlt entwickelt einen kindischen Spass daran, Tom allen möglichen ordinären Unsinn beizubringen. «Lecke du, lecke du, lecke du die Katz am Arsch...» lautet eines der unflätigen Lieder, das Rowohlt seinem Autor eine Flasche Mosel schwingend vorsingt. Tom hat natürlich keine Ahnung, was er da papageienhaft wiederholt. Das sind die Stunden, erinnert sich Ernst von Salomon, «in welchen auf den Schlachtfeldern noch die Verbrüderung stattfand, dies waren die Zeiten

rührender Bekenntnisse, tiefster persönlicher Wahrheiten und spontaner Umarmungen für das ganze Leben».

Nur Thea Voelcker kann den Abend im Hause Rowohlt nicht geniessen. Sie hat Tom ja erst einmal gesehen und kennt ihn im Grunde gar nicht, doch nun muss sie beobachten, wie er mit Martha Dodd kleine Vertraulichkeiten austauscht. Die vielen fremden Menschen, Mildreds strenge Erscheinung, Ernst Rowohlts Hemmungslosigkeit, überhaupt die ausgelassene Stimmung – das alles macht auf Thea einen zutiefst verstörenden Eindruck. Sie fühlt sich unwohl, empfindet sich unter den zahlreichen Gästen als ein Fremdkörper, als nicht dazugehörend. Damit nicht genug, gewinnt Thea mehr und mehr den Eindruck, dass Heinz sie argwöhnisch mustert. Einmal treffen sich zufällig ihre Blicke, und instinktiv glaubt Thea, Heinz tiefe Abneigung zu spüren. Tom hat für derlei Animositäten kein Verständnis. Dass sich zwei Menschen, die sich im Grunde gar nicht kennen, von vornherein misstrauen, ist in seinen Augen ein typisch deutsches Phänomen. An keinem anderen Ort der Welt ist ihm jemals Ähnliches begegnet. Doch was, wenn es sich hierbei nicht nur um individuelle Feindseligkeiten handelt? Was, wenn Deutschland von einer heimtückischen Krankheit befallen ist, die sich in die Gesellschaft frisst und die zwischenmenschlichen Beziehungen vergiftet? Noch bevor Tom darüber weiter nachdenken kann, stimmt Ernst Rowohlt einmal mehr sein Loblied auf den Moselwein an und zieht Tom in den Strudel des Autorenabends zurück.

Der Morgen graut bereits, als die letzten Gäste die Eislebener Strasse verlassen. Für Tom sind es nur wenige Hundert Meter zu seinem Hotel am Kurfürstendamm. Während er durch das erwachende Berlin schlendert, geht ihm Mildreds mysteriöse Andeutung nicht aus dem Kopf.

Joseph Goebbels Tagebuch: «Früh ins Bett. Heute eine Woche Olympiade. Hoffentlich gehts bald zu Ende.»

*Blick in eine andere Welt:
In die Ciro-Bar scheint der
Terror der Nationalsozialisten
nicht vordringen zu können.*



SAMSTAG, 8. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Stark bewölkt mit einzelnen gewittrigen Regenschauern.

Bei schwachen nordwestlichen Winden etwas kühler. 21 Grad.

AUSZUG AUS DEN TÄGLICHEN ANWEISUNGEN DER REICHSPRESSEKONFERENZ:

«Es wird gebeten, bei ausländischen Übersetzungen deutscher Artikel und Sonderseiten besonders grosse Sorgfalt zu verwenden. Ausländer haben sich vielfach darüber moquiert, dass das Französisch und Englisch der übertragenen Aufsätze ausserordentlich schlecht sei.»

Elisabeth L. ist zehn Jahre alt und lebte mit ihren Eltern bis vor kurzem in einer schönen Wohnung. Die L.s besaßen Tische und Stühle, Betten und Kleiderschränke, eine Kommode und manches andere mehr. Es gab auch eine kleine Küche, in der Elisabeths Mutter das Essen für die Familie zubereitete. Über der Wohnzimmertür war ein Kreuz angebracht – man ist katholisch –, an den Wänden hingen Bilder, und auf dem Sofa lagen Kissen. Die Fenster hatten Gardinen und Vorhänge, auf den Tischen standen Blumen. Die Eltern gingen tagsüber arbeiten, die Kinder besuchten die Schule. Man könnte Elisabeth, ihre Eltern und Geschwister also für eine ganz normale deutsche Familie halten. Nicht so Wilhelm Frick. Der Reichsinnenminister hat Menschen wie Elisabeth schon seit geraumer Zeit im Visier, für ihn ist die Kleine ein Ärgernis, mehr noch, der Minister fühlt sich durch das zehnjährige Mädchen geradezu belästigt. Im Sprachgebrauch der Nazis sind die L.s «Zigeuner» – und für «Zigeuner» darf in der Olympiastadt Berlin kein Platz mehr sein. Mit seinem Erlass «Zur Bekämpfung der Zigeunerplage» vom Juni 1936 ermächtigt Frick den Polizeipräsidenten von Berlin, einen «Landfahndungstag nach Zigeunern» zu halten. Ziel ist es, alle Berliner Sinti und

Roma aus ihren Wohnungen oder von ihren Stellplätzen zu holen und an einem zentralen Ort ausserhalb der Innenstadt zu internieren.

Am 16. Juli 1936 – zwei Wochen vor der Eröffnung der Olympischen Spiele – rollt die Aktion an: An jenem Donnerstag wird die Familie L. zusammen mit sechshundert weiteren Sinti und Roma in aller Frühe verhaftet und in den Berliner Bezirk Marzahn verschleppt. Marzahn gehört seit 1920 zu Gross-Berlin, hat aber noch viel von seinem ursprünglichen dörflichen Charakter bewahrt. Es gibt eine kleine Kirche aus dem neunzehnten Jahrhundert sowie ein schmuckes Schulgebäude aus der späten Kaiserzeit. Doch so idyllisch ist es nicht überall in Marzahn. An der Bahnlinie nach Ahrensfelde und Werneuchen existieren Rieselfelder, wo die Abwässer Berlins gereinigt werden. Ständig kommen Wagen, die Jauche in Gräben pumpen, was einen furchtbaren Gestank verursacht. Genau dort – zwischen der Bahntrasse, den Rieselfeldern und dem städtischen Friedhof – werden die Sinti und Roma in einem Lager inhaftiert. Viele Familien, die wie die L.s bislang in festen Häusern lebten, finden sich plötzlich auf einer durchnässten Wiese wieder. «In Marzahn gab es ein paar Holzbaracken und ein paar Wohnwagen, bei denen die Räder abgemacht waren, die standen auf Steinen», erinnert sich Elisabeth. «Und wir kamen von unserer schönen Wohnung in so einen alten Wohnwagen, da sollten wir drin wohnen, die ganze Familie. Wir durften aus unserer Wohnung nichts mitnehmen. Aber selbst wenn, dort in Marzahn waren ja gar keine Wohnungen, in die wir hätten etwas reinstellen können. Da war nichts.»

Die Lebensbedingungen in dem Lager sind katastrophal. So stehen den etwa sechshundert Insassen lediglich zwei Toilettenanlagen zur Verfügung. Innerhalb kurzer Zeit nach der Eröffnung des Lagers häufen sich Haut- und Infektionskrankheiten. Die Menschen sind völlig auf sich gestellt, eine wie auch immer geartete Verpflegung existiert nicht. Ihre Lebensmittel müssen die Sinti und Roma bei den örtlichen Händlern kaufen. Da das Lager über keine funktionierende Trinkwasserversorgung verfügt, sind Elisabeth und die anderen gezwungen, auch zum

Wasserholen in die etwa zwei Kilometer entfernte Dorfmitte von Marzahn zu marschieren. Dort angekommen, schlägt ihnen nicht selten Hass entgegen. Die Ablehnung geht so weit, dass mancher Händler ihnen nur widerwillig ein paar Essensreste verkauft, Elisabeth lernt nun ein Gefühl kennen, das ihr bislang völlig unbekannt war: Hunger.

Das Lager ist zwar im August 1936 noch nicht umzäunt, doch die zuständige Polizei kontrolliert mit harter Hand, wer kommt und geht: Das Areal darf nur zum Arbeiten und zum Einkäufen verlassen werden. Dazu müssen sich die Internierten ab- und pünktlich wieder anmelden; nach 22 Uhr besteht eine Ausgangssperre. Wer gegen die Vorschriften verstösst, bekommt es mit den Gummiknüppeln oder den scharfen Hunden der Wachmannschaften zu tun. «Im Grunde lebten wir dauernd in Angst», erinnert sich ein anderer Bewohner. «Wir hatten Angst vor den Polizisten, vor den Dorfbewohnern, irgendwie vor allem und jedem.»

Etwa fünfundzwanzig Kilometer von Marzahn entfernt befindet sich das Olympiastadion. Elisabeth hat gehört, dass viele fröhliche Menschen aus der ganzen Welt dort ein grosses Fest feiern – ein Fest der Freundschaft und Völkerverständigung. Doch davon bekommt sie in ihrem klapprigen Wohnwagen nichts mit. Das Lager liegt am anderen Ende der Stadt, an einem Ort, wohin sich kein Tourist verirrt, um mit einem kleinen Mädchen fröhlich zu sein. Elisabeth ist sowieso nicht zum Lustigsein zumute. Sie weiss zwar nicht genau, was das komplizierte Wort Völkerverständigung bedeutet, doch wenn es heisst, dass unschuldige Menschen aus ihrem Zuhause geholt und an so einen Ort verschleppt werden, dann ist das eine schlechte Sache.

Elisabeth will mit ihren Eltern zurück nach Hause, in die eigene Wohnung, sie will endlich wieder in ihrem eigenen Bett schlafen. Wie sollte sie ahnen, dass ihrer Familie und ihr noch weit Schlimmeres bevorsteht?

Im Stadion am Gesundbrunnen beginnt um 1730 Uhr das letzte Viertelfinalspiel im Fussball: Die österreichische Mannschaft trifft auf die Equipe aus Peru. Obwohl das Stadion Platz für sechshunderttausend Personen bietet, finden sich aber nur etwa fünftausend Zuschauer ein. Das Duell gilt offensichtlich als nicht sonderlich interessant, zumal das Team des Andenstaates erstmals an einem Turnier ausserhalb Südamerikas teilnimmt. Die Peruaner gelten als unbeschriebenes Blatt, doch unterschätzen sollte man sie besser nicht: Im Achtelfinale haben sie die Finnen mit 7:3 vom Platz gefegt.

Er erwarte ein faires Spiel, nimmt Schiedsrichter Thoralf Kristiansen aus Norwegen die beiden Mannschaftskapitäne kurz ins Gebet, woraufhin er die Partie pünktlich anpfeift. Nach neunzig Minuten steht es 2:2, was eine Verlängerung nötig macht. Dann geschieht das Unerwartete: In der Nachspielzeit stürmen plötzlich peruanische Anhänger das Spielfeld und attackieren einen österreichischen Spieler. Der gibt später zu Protokoll, dass er sogar gesehen habe, wie ein gegnerischer Schlachtenbummler mit einer Waffe herumgefichtelt habe. In der Arena herrscht Anarchie. Thoralf Kristiansen ist völlig perplex – so etwas hat er noch nie erlebt. Bevor er das Tohuwabohu ordnen und das Match abbrechen kann, schießen die Peruaner innerhalb von zwei Minuten zwei weitere Tore, und es steht nun 4 : 2. Doch das wollen sich die Österreicher nicht gefallen lassen und legen Protest ein. Mit Erfolg – der für die Organisation des olympischen Fussballturniers zuständige Internationale Fussballverband FIFA kassiert das Ergebnis und ordnet ein Wiederholungsspiel ohne Zuschauer an. Tu felix Austria!

Und die Peruaner? Die wittern eine Verschwörung: Nazi-Deutschland habe auf die Entscheidung der FIFA Einfluss genommen, um die peruanische Mannschaft, zu der fünf Schwarze gehören, um ihren Sieg zu bringen. Doch das ist wohl eine Räuberpistole. «Peinlicher Sportzwischenfall mit Peru», notiert Joseph Goebbels in sein Tagebuch. «Aber Deutschland ganz unschuldig daran.» Auch IOC-Präsident Henri de Baillet-Latour hält die peruanischen Anschuldigungen für Nonsens:

Die Verantwortung liege einzig und alleine beim Schiedsgericht der FIFA, in dem Deutschland aber mitnichten vertreten sei, erklärt er in einem Interview.

Die Peruaner ziehen es daraufhin vor, zum Nachholspiel erst gar nicht zu erscheinen. Stattdessen brechen sie ihre Teilnahme an den Olympischen Spielen ab und verlassen Berlin. Aus Solidarität schliesst sich die kolumbianische Mannschaft an, deren fünf Athleten bis zu dem Zeitpunkt noch keinen einzigen Wettkampf gewinnen konnten. Die österreichischen Fussballer kommen so kampfflos ins Halbfinale – und die Olympischen Spiele haben ihren Skandal.

Der Angriff, die Tageszeitung der Berliner NSDAP, macht sich über das Basketballspiel Gedanken: «Basketball steht nun zum ersten Mal auf dem Programm der Olympischen Spiele und ist für weite Kreise bei uns in Deutschland noch so etwas wie ‚Schwarze Kunst‘. Das ist schade, denn diese Sportart ist nicht nur als Ausgleichssport ausgezeichnet geeignet, sondern bringt so wechselvolle Kampfphasen, so viele immer neue Möglichkeiten, dass nicht nur Spieler, sondern auch Zuschauer schnell mitgerissen werden.»

Eduard Duisberg ist der künstlerische Leiter der Scala, Berlins berühmtem Varieté-Theater in der Lutherstrasse, und offensichtlich ein pragmatischer Mensch. Die Amerikaner sind in der Stadt, sagt er sich, also bieten wir ihnen ein amerikanisches Programm. Unter dem vielsagenden Titel *Herrliche Welt* präsentiert Duisberg im Olympiamonat August eine grosse Revue, die sich bewusst international gibt. Neben den beliebten Scala-Girls – einer Gruppe von vierundzwanzig zumeist leicht bekleideten Tänzerinnen – findet man auf dem Programmzettel die Namen auffallend vieler amerikanischer Künstler: die Tänzerin Mathea Merryfield aus Kalifornien («Amerikas schönste Revuetänzerin»), der kleinwüchsige Pantomime Fred Sanborn, der mit atemberaubender Vir-

tuosität Xylophon spielt, die Four Trojans, eine Artistengruppe, die in schwindelerregender Höhe schwindelerregende Kunststücke aufführt, sowie die Akrobaten Jack und George Dormonde, die auf ihren Einrädern allerlei Slapstick darbieten. Die Tänzerin Dinah Grace ist trotz ihres amerikanisch klingenden Namens keine Amerikanerin. Sie heisst eigentlich Käthe Gerda Johanna Ilse Schmidt, ist die Tochter eines Offiziers und stammt aus Berlin.

Zweimal täglich – um 17.15 und 20.45 Uhr – führen die Schauspieler und Kabarettisten Georg Alexander, Anita Spada und Trude Hesterberg durch das Programm. Die Berliner Presse ist erwartungsgemäss voll des Lobes, wollen die Nazis doch aller Welt zeigen, dass man auch im Variete zur Spitzenklasse gehört. Ein Redakteur des *Berliner Lokal-Anzeigers* beweist vermutlich eher unfreiwillig feinen politischen Humor, als er seinem Artikel über die aktuelle Scala-Saison eine Überschrift voranstellt, die auch auf die gesamten Olympischen Spiele gemünzt sein könnte: «Herrliche Welt des Scheins».

Bier und Waffen. Wenn man Clara und Paul von Gontard fragen würde, wie sie zu ihrem immensen Vermögen gekommen sind, müssten sie wahrheitsgemäss antworten: durch den Verkauf von Bier und Waffen. Doch natürlich stellt man Multimillionären wie den Gontards derartig triviale Fragen nicht. Tatsache ist, dass sie zu den reichsten Familien Deutschlands gehören. Frau Clara ist die Tochter des Brauereibesitzers Adolphus Busch, des legendären Gründers der deutsch-amerikanischen Brauerei-Dynastie Anheuser-Busch. Von Haus aus bereits millionenschwer, heiratet Clara Paul von Gontard, der über zwanzig Jahre die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken leitet und in zahlreichen Aufsichtsräten sitzt. Es gibt im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts wohl keine kriegerische Auseinandersetzung, an der der Baron nicht gut verdient hätte. Denn der Einfachheit halber verkauft Paul von Gontard seine Waffen an alle Parteien und steht so immer auf der Ge-

winnerseite. Die Provisionen – sieben Prozent vom Reingewinn – fließen jedenfalls üppig.

Zur Familie von Gontard gehört auch die sechszwanzigjährige Tochter Lillyclaire, die so etwas wie ein «It-Girl» der dreissiger Jahre darstellt. Als Fräulein Lillyclaire im Dezember 1930 den Kaufmann Werner Schieber heiratet, stürzen sich die Boulevardblätter begeistert auf die vermeintliche Traumhochzeit des Jahres. Nur Carl von Ossietzky hält dagegen: «Er [Gontard] hat seiner Tochter eine Hochzeit bereitet, die 40'000 Mark gekostet haben soll und mit jenem aufdringlichen Luxus vor sich ging, zu dem reiche Leute mit schlechtem Geschmack durch die Lektüre von Modejournalen angeregt werden.» Trotz der aufwändigen Feier hält die Ehe nicht lange. Den nächsten Gatten für Lillyclaire scheint ihr Vater ausgesucht zu haben: Bernhard Berghaus – ein strammer Nazi und überaus erfolgreicher Industrieller, der über beste Kontakte zur Regierung und zu Heinrich Himmlers SS verfügt. Berghaus besitzt zahlreiche metallverarbeitende Firmen; im Sommer 1936 gründet er zudem die Berlin-Lübecker Maschinenfabrik, die in den folgenden Jahren eine wichtige Rolle bei der massiven Aufrüstung des «Dritten Reiches» spielen wird. In Lübeck lässt Berghaus das Standardgewehr der Wehrmacht, den Karabiner 98k, herstellen – und verdient damit Unsummen. Bernhard Berghaus ist ein Mann, wie Paul von Gontard ihn sich immer für seine Lillyclaire gewünscht hat: wohlhabend, ehrgeizig und im Geschäftlichen so rücksichts- wie skrupellos. Die Hochzeit findet 1935 statt.

Falls das nationalsozialistische Berlin eine feine Gesellschaft hat – die Gontards gehören dazu. Regelmässig bitten sie zu vornehmen Empfängen in ihre pompöse Villa in der Bendlerstrasse im Tiergartenviertel. Clara von Gontard und Tochter Lillyclaire sieht man in diesen Tagen aber auch häufig in der Ciro-Bar. Das kleine Lokal in der Rankenstrasse zählt neben dem Quartier Latin und der Sherbini-Bar zu den begehrten Adressen im Berliner Nachtleben. Auch hier verkehren Filmstars, Diplomaten, Politiker und Geschäftsleute. Viele Besucher kommen wegen

der exzellenten Jazzmusik, wie der Pianist der *Ciro*-Band sich erinnert: «Wir hatten eine gewisse Narrenfreiheit, weil wir ja internationales Publikum hatten, und dieses internationale Publikum legte natürlich grossen Wert darauf, das Repertoire zu hören, was sie auch im Ausland geboten kriegten, und wir hatten ziemliche Schwierigkeiten, da auf dem Laufenden zu sein. Wir hatten ein paar Gäste von den Botschaften, die kamen dann zu uns und haben uns das vorgepiffen oder vorgesungen, was da gerade aktuell war in Amerika oder England oder irgendwo anders, und wir haben uns das aufgeschrieben und haben es arrangiert und haben dann zum Erstaunen des Publikums auch gespielt, die immer hell begeistert waren, dass wir so up to date waren».

Das Lokal besteht aus zwei ineinander übergehenden Räumen. Der Barbereich präsentiert sich im arabischen Stil, was Mitte der dreissiger Jahre der letzte Schrei ist. An den Wänden sieht man ägyptische Hieroglyphen, und über dem Raum erhebt sich eine goldene Kuppel. Das eigentliche Restaurant liegt ein paar Treppenstufen tiefer und ist in hellem Terrakotta gehalten. Dort sitzen Clara von Gontard und Lillyclaire Berghaus immer an ein und demselben Tisch und trinken ausschliesslich Sodawasser. Zu essen bestellen sie nichts, obwohl die Küche des Hauses ausgezeichnet ist. Die Schildkrötensuppe à la *Ciro* wird mit trockenem Sherry und einigen Tropfen Cognac verfeinert und ist ein kulinarisches Muss. Es gibt Besucher, die kommen nur dieser Delikatesse wegen in die Rankestrasse. Nicht so Clara und Lillyclaire – Mutter und Tochter bleiben beim Wasser. Millionen auf dem Konto haben und in einem teuren Restaurant nur Sprudel trinken – das nennt man Understatement.

Wenn Clara von Gontard die *Ciro*-Bar betritt, ist Ahmed nicht weit. Ahmed ist der Eigentümer der Bar und Frau Claras Geliebter – zumindest war er das einmal. Eigentlich heisst er Ahmed Moustafa Dissouki: Ahmed ist der Vor-, Moustafa der Familien- und Dissouki der Name des Grossvaters. In seinem Heimatland Ägypten ist diese Abfolge üblich, doch in Berlin kennen ihn alle nur unter seinem Rufnamen. Ahmed

ist dreissig Jahre alt und ein Bild von einem Mann: gross, dunkle Locken und betörender Charme. Wie bei Leon Henri Dajou und Mostafa El Sherbini beginnt auch Ahmeds Berliner Karriere auf der Tanzfläche. Als Eintänzer steht er wohlhabenden Damen in der mondänen Femina-Bar zur Verfügung, so auch Clara von Gontard, die sich heftig in den Beau verliebt. Mit Claras Geld eröffnet Ahmed im Januar 1932 die Ciro-Bar. Etwas später kommt ein Sommerrestaurant im Stadtteil Kladow in idyllischer Lage oberhalb der Havel hinzu. Beide Lokale florieren von dem Moment an, da die ersten Champagnerkorken darin knallen. Dass Hedda Adlon zeitgleich ihrem bevorzugten Gigolo Leon Henri Dajou das Quartier Latin spendiert haben soll, ist für Clara der einzige Wermutstropfen. Frau Adlon und Frau von Gontard sind sich in herzlicher Abneigung verbunden, und jede der beiden Damen ist bemüht, die andere mit prächtigen Festen, teuren Autos, eleganten Garderoben und anderem Millionärsschnickschnack zu übertrumpfen.

Die Nazis nehmen an dem Treiben in der Ciro-Bar lange Zeit keinen Anstoss. Ganz im Gegenteil: Man ist froh, den internationalen Gästen während der Olympischen Spiele ein so mondänes Lokal präsentieren zu können. Doch das wird sich bald ändern.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Ein Unbekannter hat am 8.8.36 gegen 19 Uhr auf dem Hockey-Stadion eine mit einer flüssigen Chemikalie (Pyridin) gefüllte Flasche auf der Osttribüne zerschlagen. Der Geruch erzeugte Brech- und Hustenreiz. Die angestellten Ermittlungen nach dem Täter sind jedoch bisher ergebnislos verlaufen.»

Glenn Morris nimmt eine Decke zur Hand und breitet diese auf der Rasenfläche des Olympiastadions aus. Dann nimmt er eine zweite Decke, wickelt sich darin ein und bettet sich auf das soeben bereitete Lagen. Zu

guter Letzt zieht er noch ein Handtuch über den Kopf Morris liegt völlig regungslos, ja, wenn man nicht sähe, wie sich der Stoff über seinem Mund leise hin und her bewegt, könnte man auch glauben, dass er sogar das Atmen eingestellt hat. Vielleicht schläft er. Und wenn er nicht schläft, denkt er bestimmt an etwas Schönes, vielleicht an seine Freundin Charlotte, die er auf dem College in Colorado kennengelernt hat. Im nächsten Jahr wollen die beiden heiraten. Der vierundzwanzigjährige Amerikaner ist Zehnkämpfer, und während er wie eine Mumie daliegt, schläft oder von seiner Verlobten träumt, sammelt er Kräfte für die nächste Disziplin. So hat er es gestern – am ersten Tag der Zehnkämpfe – getan, und so hält er es auch heute. Kämpfen und Ausruhen. Der Erfolg gibt Glenn recht: Nach dem sechsten Wettkampf, dem Hundertzehnmeterhürdenlauf, belegt er Platz eins der Wertung. Wenn es so weitergeht, wird er die Goldmedaille erringen.

Im Laufe des Nachmittags tritt Glenns deutscher Kollege Erwin Huber an ihn heran. Huber bückt sich, tippt Glenn auf die Schulter und fragt ihn, ob er ihm Leni Riefenstahl vorstellen dürfe. Die Riefenstahl will Glenn unbedingt kennenlernen – vielleicht hat er ja Lust, so der Hintergedanke, ihr für ein paar Einzelaufnahmen zur Verfügung zu stehen. Glenn zieht sich das Handtuch vom Kopf, befreit sich aus der Decke und steht auf. «How are you?», fragt Glenn fast schüchtern und reicht Leni die Hand. «Ein unglaublicher Augenblick, wie ich ihn noch nie erlebt hatte», erinnert sich die Regisseurin. «Ich versuchte, die in mir aufsteigenden Gefühle zu unterdrücken und zu vergessen, was geschehen war.» Leni ist von Glenns makellosem, durchtrainierten Körper, dem schönen Gesicht und den ausdrucksstarken Augen völlig überwältigt. Wie vom Schlag getroffen stammelt sie ein paar höfliche Worte, doch dann wird auch schon der nächste Wettkampf aufgerufen. Um 17.30 Uhr beginnt mit dem Tausendfünfhundertmeterlauf die letzte Disziplin im olympischen Zehnkampf. Glenn Morris benötigt für die Strecke vier Minuten und dreiunddreissig Sekunden und erhält für diese Leistung 595 Punkte; insgesamt hat er nun 7'900 Punkte – das ist neuer

Weltrekord und natürlich die Goldmedaille, Silber geht an Glens Landsmann Bob Clark, Bronze erhält ebenfalls ein Amerikaner, Jack Parker aus Oklahoma.

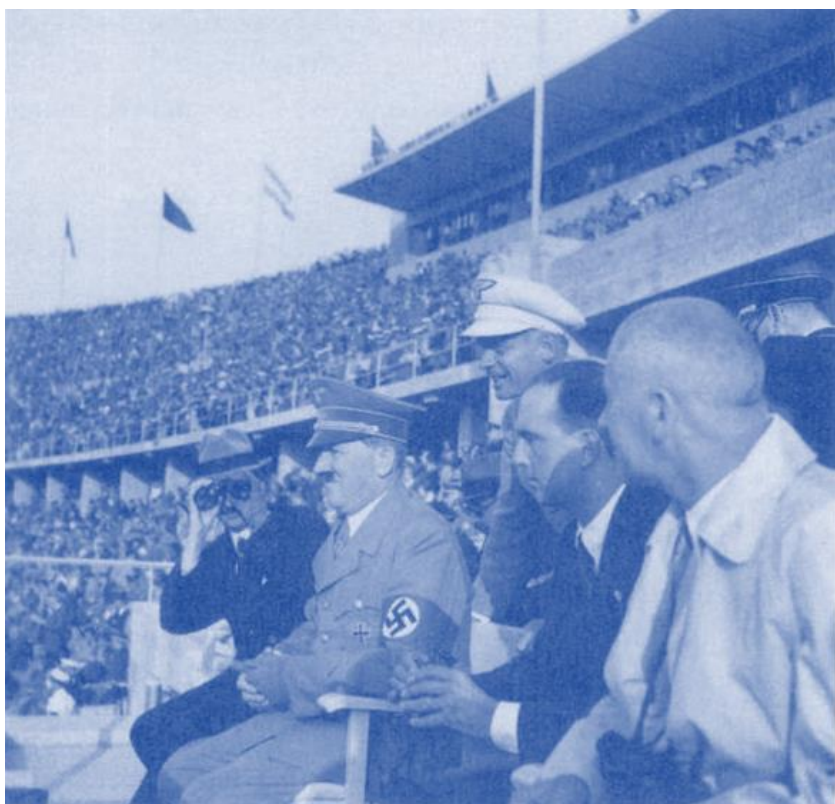
«Achtung! Achtung!», meldet sich etwas später der Stadion-Sprecher zu Wort. «Cérémonie olympique protocolaire!», dröhnt es aus den Lautsprechern. «Olympische Siegerehrung!» Die drei Amerikaner betreten nun das Podium, woraufhin die amerikanische Nationalhymne erklingt. Glenn, Bob und Jack salutieren und legen ihre rechte Hand an die Stirn. Leni Riefenstahl hätte diesen besonderen Moment gerne gefilmt, doch ihr Kameramann schaut durch den Belichtungsmesser, wirft die Stirn in Falten und winkt schliesslich ab, Es dämmt bereits, für die Aufnahmen ist es einfach zu dunkel. Statt durch das Objektiv einer Kamera beobachtet Leni das Geschehen jetzt aus wenigen Metern Entfernung vom Spielfeldrand. Sie hat nur Augen für Glenn, der ihr immer noch ausnehmend gut gefällt. Nach der Zeremonie gehen Glenn Morris und Leni Riefenstahl aufeinander zu. Sie gratuliert ihm zu seinem spektakulären Sieg, doch Glenn ist nicht an einer Plauderei interessiert: «Da nahm er mich in den Arm, riss mir die Bluse herunter und küsste mich auf die Brust, mitten im Stadion, vor hunderttausend Zuschauern.»

AA/enn Diplomatie die Kunst darstellt, sich nicht in die Karten schauen zu lassen, dann ist Sir Eric Phipps ein überaus geschickter Diplomat. «Wenn man plötzlich zu ihm gesagt hätte: ‚Ihre Grossmutter wurde soeben ermordet‘, wäre sein Gesicht völlig reglos geblieben», erinnert sich Martha Dodd. «Als seien die Worte gar nicht an sein Ohr gedungen, hätte er mit der etwas abgehackten, leisen Stimme des feinen Engländer (als hätte er eine Kartoffel im Mund) erwidert: ‚Ach nein, was Sie nicht sagen, ja, wirklich, hochinteressante Er lächelte fast nie und machte kaum je eine witzige Bemerkung.» Sir Eric wirkt seit drei Jahren als britischer Botschafter in Deutschland, gemeinsam mit seinem

Schwager Robert Vansittart gehört Phipps innerhalb der englischen Diplomatie zu den erklärten Gegnern des «Dritten Reiches». Doch diese Überzeugung wird er heute Abend wieder einmal hinter einer Maske professioneller britischer Höflichkeit verschwinden lassen, denn in den Räumlichkeiten der Botschaft in der Wilhelmstrasse findet heute Abend zu Ehren der deutschen Regierung ein Galadiner statt, woran sich eine Festlichkeit für über tausend Gäste anschliesst. «Das ist alles so ermüdend», klagt Joseph Goebbels in seinem Tagebuch. «Zuerst ein kleines Essen, und dann ein Riesenempfang. Tausend Leute, tausend Quatsch.»

Der Parlamentarier Henry Channon, der ebenfalls auf der Gästeliste des Botschafters steht, hat an diesem Abend auch keine grosse Freude, was nicht zuletzt an der Anwesenheit von Robert und Sarita Vansittart liegt. «Die Vansittarts sind notorisch Pro-Französisch, doch hoffe ich, dass die Tage in Berlin einige ihrer Vorurteile neutralisieren helfen.» «Chips», der sich in Berlin keine Party entgehen lässt und über seine gesellschaftlichen Erlebnisse ausführlich Buch führt, findet für Sir Eric's Feier kein einziges gutes Wort: «Der Empfang in der Botschaft war langweilig, völlig überfüllt und geschmacklos.»

*Adolf Hitler besucht täglich das
Olympiastadion.
Nicht immer scheint ihm zu
gefallen, was er von der
Ehrentribüne aus sehen kann.*



SONNTAG, 9. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Hochdruckwetter, jedoch meist noch recht wolkig,
stärkere Tageserwärmung, schwache Winde
wechselnder Richtung, vereinzelte Gewitter. 23 Grad.

Peter Joachim Fröhlich ist dreizehn Jahre alt und ein echter Steppke, wie man in Berlin kleine, pfiifige Jungen nennt. Peter besucht die Goetheschule in der Münsterschen Strasse im Bezirk Wilmersdorf, ein sogenanntes Reform-Realgymnasium. Dort legt man viel Wert auf moderne Sprachen und Naturwissenschaften. So beginnen die zehnjährigen Kinder mit Französischunterricht und können zwei Jahre später zwischen Englisch und Latein wählen. Eigentlich wünschen Peters Eltern, dass der Junge Englisch lernt, doch auf den Rat des Schulleiters Oberstudiendirektor Dr. Quandt entscheiden sie sich für Latein. Peter ist ein guter Schüler, seine wahre Leidenschaft gehört aber dem Sport. Selbstverständlich ist er ein glühender Anhänger von Hertha BSC, der in seinen Augen besten Fussballmannschaft der Welt. Im Stadion ruft er mit den anderen Fans im Chor «Ha! Ho! He! Hertha BSC!» Kein Wunder, dass Peter jetzt – im Sommer 1936 – seit Wochen nur noch die Olympischen Spiele im Kopf hat. Peters Vater Moritz Fröhlich ist ebenso sportbegeistert wie sein Sohn. Die Eintrittskarten für das Olympiastadion, die der Senior bereits vor einiger Zeit bei einer Geschäftsreise nach Budapest erworben hat, liegen wie Trophäen auf einer Anrichte im Wohnzimmer. Wann immer Peter das Möbel passiert, denkt er an die bevorstehenden Spiele und malt sich aus, wie er mit seinem Vater im Stadion sitzen und den Athleten zujubeln wird.

Moritz Fröhlich verdient sein Geld als Kaufmann und ist Anhänger der SPD, die Mutter arbeitet halbtags im Kurzwarenladen ihrer Schwester. Früher waren Peter und seine Eltern Deutsche, seit Hitlers Machtübernahme sind sie Juden. «Man kann auf dreierlei Weise Jude werden», schreibt Peter viele Jahre später in einem Buch: «Durch Geburt, durch Konversion und durch staatliche Verfügung. Vom Judentum

durch Geburt nur schwach angehaucht, fand ich mich nach dem 30. Januar 1933 zwangsweise in der dritten Gruppe wieder.» Dabei ist den Fröhlichs das Judentum im Grunde völlig fremd: Sie treten früh aus der jüdischen Gemeinde aus und bezeichnen sich als eingefleischte Atheisten – Begriffe wie «jüdische Identität» oder «jüdisches Bewusstsein» bedeuten ihnen nichts. Sich taufen zu lassen und zum Christentum zu konvertieren kommt für die Familie nicht in Frage, denn das würde ja bedeuten, «einen Aberglauben gegen einen anderen einzutauschen». Peter Joachim Fröhlich, der sich erfolgreich um seine Bar-Mizwa gedrückt hat und an hohen jüdischen Feiertagen mit Vorliebe zu Hertha BSC ins Stadion geht, fühlt sich bereits als kleiner Junge in eine Rolle gedrängt, die nicht die seine ist. Spätestens als im September 1935 die sogenannten Nürnberger Gesetze verabschiedet werden und die Ausgrenzung der Juden rechtlich festgeschrieben wird, schwant den Fröhlichs, dass sie ihre Heimat früher oder später werden verlassen müssen. Während der Olympischen Spiele scheint es, als kehre für kurze Zeit etwas Normalität zurück, selbst die Zeitungskästen, in denen die Nazis ihr Hetzblatt *Der Stürmer* ausstellen und an denen Peter auf seinem Schulweg so oft vorbeikommt, sind für sechzehn Tage abmontiert.

Da die Eintrittskarten für die Spiele ja aus einem Budapester Kontingent stammen, finden sich Peter und Moritz Fröhlich im Olympiastadion inmitten von bestens aufgelegten ungarischen Sportfans wieder. Deren Block liegt der «Führerloge» gegenüber, sodass Peter das dortige Geschehen zwangsläufig gut beobachten kann. Am liebsten würde er gar nicht hinschauen, doch das lässt sich kaum vermeiden. Das sind also die Männer, die sich anmassen, die Existenzen zahlloser Menschen zu zerstören? Hitlers Anblick findet Peter abstoßend und Hermann Görings feiste Erscheinung in ihrer albernem Prunksucht einfach nur lächerlich. Joseph Goebbels erinnert ihn an einen der bösen Zwerge aus einem Märchen, das seine Mutter ihm früher vorgelesen hat. Während Peter Deutschlands Würdenträger mustert, muss er an einen populären

Flüsterwitz denken: «Wie sieht ein echter Arier aus? Blond wie Hitler, gross wie Goebbels und schlank wie Göring!»

Auf den heutigen Sonntag freut Peter Fröhlich sich schon seit vielen Wochen. Es ist kurz nach 15 Uhr, als der Stadionsprecher eine von Peters Lieblingsdisziplinen aufruft – die Vier-mal-hundert-Meter-Staffel der Männer. Um genau zu sein mag Peter eigentlich alle Sportarten, in denen die Amerikaner den Deutschen überlegen sind. In der Vier-mal-hundert-Meter-Staffel gilt das Team aus den USA jedenfalls als unschlagbar, nur einmal haben sie die Staffel nicht gewonnen – und das war bei den Olympischen Spielen 1912 in Stockholm. Als die Athleten sich nun aufstellen, wird es schlagartig ruhig im Stadion. Ganz innen laufen die Argentinier, auf Bahn zwei die Deutschen und daneben das Team aus Holland. Die vierte Bahn gehört den Amerikanern, Nummer fünf ist für die Italiener vorgesehen, und auf der Aussenbahn treten die Kanadier an. Peter interessiert sich eigentlich nur für das Geschehen auf der vierten Bahn. Er reckt seinen Kopf, um das gesamte Stadionrund überblicken zu können, und erkennt, dass Jesse Owens an der ersten Position steht, danach folgt Ralph Metcalfe, dann Foy Draper und zu guter Letzt Frank Wykoff.

Was Peter nicht wissen kann: Innerhalb des amerikanischen Teams gibt es heftige Auseinandersetzungen um die Frage, wer antreten darf. Marty Glickman und Sam Stoller gehen lange Zeit fest davon aus, mitlaufen zu können, doch Trainer Lawson Robertson entscheidet sich gegen sie und setzt stattdessen auf Owens und Metcalfe. Damit weicht der Coach von seiner bisherigen Praxis ab, in der Staffel nur unverbrauchte und frische Läufer einzusetzen. Die jüdischen Sportler Glickman und Stoller wittern ein antisemitisches Komplott: Die amerikanischen Sportfunktionäre hätten Druck auf Robertson ausgeübt, sie aus dem Match zu nehmen, um den Nazis zu gefallen. Dieser Verdacht ist aus Sicht der enttäuschten Läufer verständlich, doch die Entscheidung des amerikanischen Trainers beruht auf einer simplen Abwägung: Lawson Robertson will einen Überraschungssieg der Deutschen unter allen Um-

ständen verhindern und glaubt daher, auf seine stärksten Läufer – Owens und Metcalfe – nicht verzichten zu können.

Kurz vor dem Start begutachtet Franz Miller, der Mann im weissen Kittel, ein letztes Mal das Windmessgerät. In der Leichtathletik werden Weltrekorde, die bei einem Rückenwind von mehr als zwei Metern pro Sekunde erreicht werden, nicht anerkannt. Doch der Schiedsrichter gibt Entwarnung: Mit einem leichten Seitenwind von 1,6 Metern pro Sekunde herrschen perfekte Bedingungen. Jetzt sind es noch wenige Sekunden bis zum Start, und einhunderttausend Menschen halten förmlich den Atem an. Dann ertönt der Schuss – Jesse Owens setzt sich erwartungsgemäss an die Spitze und übergibt den Stab als Erster. Ralph Metcalfe und Foy Draper bauen den Vorsprung weiter aus. In der Zielgeraden hat Amerika alle Gegner um mehr als zehn Meter hinter sich gelassen. Frank Wykoff läuft 39.8 Sekunden nach dem Signal durch das Ziel. Neuer Weltrekord und neuer olympischer Rekord! Die italienische Mannschaft landet mit 41.1 Sekunden auf Platz zwei, die Deutschen belegen mit nur einer Zehntelsekunde mehr den dritten Platz. Frenetischer Jubel brandet auf, und manche Zuschauer reiben sich verwundert die Augen: Was war das? Ist nicht gerade erst der Knall des Startschusses verklungen? Der Lauf des amerikanischen Viererteams erscheint wie ein übernatürliches Ereignis.

Jesse Owens hat es noch einmal geschafft. Mit vier Goldmedaillen ist er der unangefochtene Star der Spiele und Peters grosser Held. Im ungarischen Block sitzend, fühlen sich Moritz und Peter Fröhlich sicher und unbeobachtet, sodass auch sie nun den Amerikanern aus vollem Herzen zujubeln. Bei der Siegerehrung erhebt sich Peter selbstverständlich und summt die amerikanische Hymne mit. Da er in der Schule ja Latein und kein Englisch lernt (Dr. Quandt sei Dank), versteht Peter die Worte «O say, can you see ...» nicht, doch intuitiv spürt er, dass so ein Loblied der Freiheit beginnt.

Bereits fünfzehn Minuten später – um 15.30 Uhr – folgt ein weiterer Höhepunkt dieses letzten Leichtathletiktages der Olympischen Spiele:

Die Vier-mal-hundert-Meter-Staffel der Frauen. Deutschland, England, Amerika, Kanada, Holland und Italien stehen im Finale, doch die deutschen Athletinnen gelten in dieser Disziplin als ebenso haushohe Favoriten wie bei den Männern die Amerikaner. Die Sache scheint sicher: Das deutsche Viererteam wird den Staffellauf gewinnen. Nach dem spektakulären Sieg der Amerikaner geht Hitler in seiner Loge auf und ab und reibt sich bereits in Vorfreude die Hände, ihm gegenüber sitzt Peter Fröhlich, der den Enthusiasmus des «Führers» nicht teilen kann. Peter erwartet das Schlimmste – und das ist in seinen Augen ein deutscher Sieg. Der Schiedsrichter gibt den Startschuss, und die erste deutsche Läuferin Emmy Albus flitzt an ihren Konkurrentinnen vorbei. Käthe Krauss übernimmt, baut den Vorsprung weiter aus und übergibt den Stab an Marie Dollinger. Peter mag gar nicht mehr hinschauen, denn die Deutschen scheinen nun uneinholbar. Plötzlich springt Moritz Fröhlich von seinem Sitz auf und ruft: «Die Mädchen haben den Stab verloren!» Jetzt erkennt auch Peter, was geschehen ist: Bei der letzten Übergabe bekommt Ilse Dörffeldt den Stab nicht zu fassen und lässt ihn fallen. Die Amerikanerin Helen Stevens läuft daraufhin als Erste durch das Ziel.

In der Ehrenloge ist man enttäuscht. Hitler schüttelt verärgert den Kopf und schlägt sich mit der Hand auf die Knie. «Wir haben Pech», klagt Joseph Goebbels in seinem Tagebuch. «Die Mädels sind ganz gebrochen. Der Führer tröstet sie. Aber das ganze Stadion ist traurig». Das ganze Stadion? Ein kleiner Junge im Publikum ist ausser sich vor Freude. Noch Jahrzehnte später beschreibt Peter Fröhlich dieses Unglück als «einer der grossen Augenblicke in meinem Leben».

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Wie jetzt bekannt wurde, hat eine HJ-Streife die Juden Heinrich Frankenstein, 24.11.18 geboren, Berlin, Wörtherstr. wohnhaft und Willi Klein, 12.12.19 geboren, Berlin, Wörtherstrasse 30 wohnhaft, zur Poli-

zeiwache gebracht, weil sie einen Argentinier auf dem Lustgarten um Zigaretten angebettelt hatten. Beim Hinzukommen des Streifendienstes haben die Juden zu dem Ausländer geäußert: ‚Das ist Deutschlands Jugend‘.»

In seinem Haus in Carwitz, etwa hundert Kilometer nördlich von Berlin, erholt sich der Schriftsteller Hans Fallada von seinem x-ten Sanatoriumsaufenthalt. Wenige Monate zuvor – Mitte Mai – ist er aus Dr. Schauss Sanatorium Heidehaus in Zepernick bei Berlin entlassen worden. Fallada leidet seit Jahren an Depressionen und Erregungszuständen, er ist tabletten- und drogenabhängig. Im August 1936 hat er seine Probleme halbwegs im Griff, sodass er mit der Arbeit an einem neuen Roman beginnt. Das Buch wird einmal *Wolf unter Wölfen* heißen.

In der heute endenden Königsdisziplin der Olympischen Spiele, der Leichtathletik, belegt die Equipe der Vereinigten Staaten mit vierzehn Gold-, sieben Silber- und vier Bronzemedailles den ersten Platz. Auf Rang zwei landet abgeschlagen mit fünf Gold-, vier Silber- und sieben Bronzemedailles das deutsche Team. Die Amerikaner haben also allen Grund, ihr gutes Abschneiden ausgiebig zu feiern. Am Abend verlassen die Hochspringer Cornelius Johnson und Dave Albritton sowie der Sprinter Ralph Metcalfe das Olympische Dorf und machen sich auf den Weg in die Innenstadt. Ihr Ziel ist die Sherbini-Bar in der Uhlandstrasse. Die drei Sportler haben sich zwar in Schale geworfen, doch entsprechen ihre hellen Anzüge nicht der in der Bar geltenden Kleiderordnung. Mostafa El Sherbini legt Wert auf Abendkleidung – und die ist nun einmal dunkel. Aber bei solch prominenten Gästen will er für diesen Abend gerne eine Ausnahme machen (man ist ja nicht, wie im Quartier Latin, päpstlicher als der Papst) und heisst die Amerikaner in der

Bar willkommen. Nicht zuletzt denkt Mostafa dabei ans Geschäft – dem kann der Besuch der Weltklasseathleten nur nützlich sein.

Cornelius Johnson, Dave Albritton und Ralph Metcalfe werden bereits von ihrem Freund Mickie erwartet. «Mickie» heisst eigentlich Herb Flemming und stammt ebenfalls aus den Vereinigten Staaten, lebt aber seit über einem Jahr in Berlin. Da er recht passabel Deutsch spricht, hat er in den vergangenen Tagen gelegentlich für die Amerikaner gedolmetscht, so haben sich die Männer kennengelernt. Doch im Grunde ist Herb Flemming weder ein Dolmetscher, noch hat er etwas mit den Olympischen Spielen zu tun. Herb Flemming ist das, was Mostafa El Sherbini und Yvonne Fürstner «eine Attraktion» nennen. Man muss den Gästen eben immer etwas Besonderes bieten – und das fängt mit der Begrifflichkeit an.

Seit dem Vorjahr gastiert Herb Flemming mit seiner kleinen Combo in der Sherbini-Bar. Neben Herb, der Posaune spielt und auch singt, gehören Rudi Dumont (Trompete), Franz Thon (Klarinette), Fritz Schulz-Reichel (Klavier), Max Gursch (Gitarre) und E. Wilkens (Bass) zur Stammbesetzung. Mostafa El Sherbini setzt sich, sooft es seine Aufgaben in der Bar zulassen, an das Schlagzeug. In dieser erstklassigen Besetzung gilt die Truppe für nicht wenige Swingliebhaber als beste Band im Reich. Abend für Abend schreiben sie nun Jazzgeschichte. «Das war der unwahrscheinlichste Posaunist, den ich überhaupt je gehört habe», erinnert sich ein Zeitzeuge an Herb. «Der hatte ein Lippenvibrato, also so was von einem Ton auf einer Posaune – wie der beste Cellist!» Auf den Notenständern liegen die neuesten Songs aus amerikanischen Musikfilmen wie *Top Hat* oder *Broadway Melody of 1936*, die Yvonne sich eigens von ihrer Schwester in einem Londoner Musikgeschäft besorgen lässt. Dass Irving Berlin, der Komponist von *Top Hat*, und Arthur Freed, der Textdichter der *Broadway Melody*, Juden sind, stört niemanden in der Sherbini-Bar. Ganz im Gegenteil – man tanzt mit Begeisterung zu Ohrwürmern wie *No strings* und *Cheek to Cheek*.

Die andere Attraktion dieser Wochen hört auf den Namen Mackey-Twins – zwei Brüder, die artistischen Stepptanz aufführen. Die Zwillinge aus den Vereinigten Staaten waren bereits im vergangenen Jahr in der Bar engagiert und haben für guten Umsatz gesorgt. Sherbini hat zweifellos den richtigen Riecher, er weiss, welche Attraktion dem Publikum gefällt. Doch Herb Flemming und die Mackey-Twins verfügen über eine weitere Besonderheit, die sie im nationalsozialistischen Berlin zu Sensationen macht: Sie sind «Neger». Die Nazi-Postille *Berliner Herold* speit natürlich Gift und Galle: Die Sherbini-Bar sei ein Ort, echauffieren sich die selbsternannten Sittenwächter, wo «Nigger zum Hot-Jazz stepten». Doch allen publizistischen Angriffen zum Trotz können Flemming und die Mackey-Twins lange Zeit ungestört auftreten. Anfang 1936 gibt es Probleme mit der Verlängerung von Herbs Arbeitserlaubnis, doch nachdem sich der amerikanische Botschafter William E. Dodd einschaltet, erhält er umgehend das gewünschte Dokument. Herb hat nach eigenen Angaben sogar für Hitler in der Reichskanzlei gesungen, doch fehlen für diese Behauptung sämtliche Belege.

Heute Abend will in der Sherbini-Bar niemand etwas von Hitler und den Nazis wissen. Die Stimmung ist ausgelassen und Politik kein Thema. Cornelius Johnson, Dave Albritton und Ralph Metcalfe feiern ihre Erfolge, und die Drinks fliessen in Strömen. Auf den ersten Blick ist alles wie immer: Herb und seine Combo spielen den heissesten Swing, Mostafa flitzt lächelnd durch das Lokal, Yvonne ist in der Nähe ihres Gummiknüppels, während Aziz sie von der Seite anschnappt. Und doch ziehen über der Uhland-Strasse dunkle Wolken auf. Was Yvonne noch nicht ahnen kann: Sie befindet sich im Fadenkreuz der Gestapo.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«In den Ausstellungshallen am Kaiserdamm wurden verschiedene Aborttüren mit staatsfeindlichen Aufschriften über die Rassenfrage beschmiert».

Frau Volland wohnt in einem ehrenwerten Haus. Zu ihren Nachbarn gehören der alte Baron Michael von Medern, seines Zeichens Gutsbesitzer, der Juwelier Joachim Mersmann sowie der Orthopäde Dr. Gustav Muskat, zu dessen Spezialgebiet die Behandlung von Plattfüssen zählt. Franz Bannasch besitzt ein Modegeschäft, und die Hochwürdige Frau Aven ist Oberin im Erikahaus für Kranken- und Wochenpflege. Sie alle sind in der Kurfürstenstrasse 124 Ecke Courbièrestrafie zu Hause. Das grösste Apartment wird von besagter Frau Volland bewohnt: zehn Zimmer im Vorderhaus für 255 Reichsmark Miete im Monat. Die Dame ist alleinstehend und benötigt offensichtlich viel Platz. Der Eigentümer des Hauses heisst Maurice Gattengo und ist spanischer Staatsangehöriger. Darüber hinaus ist Senor Gattengo Jude und macht aus verständlichen Gründen lieber einen Bogen um Deutschland; er hält sich derzeit in Kairo auf.

Im Erdgeschoss des Gebäudes befindet sich das italienische Restaurant Taverne der Eheleute Willy und Maria Lehmann. Die Taverne besteht aus drei ineinander übergehenden Räumen und ist immer rappellvoll. Man sitzt an kleinen Tischen, die eng beieinander stehen, so kommt man schnell mit den Nachbarn ins Gespräch. Zwar befindet sich im Hauptraum auch ein Flügel, an dem wird aber nicht allzu oft gespielt, denn die Gäste wollen sich unterhalten. Man würde ohnehin nicht viel von der Musik mitbekommen, ist die Atmosphäre doch quirlig und laut. In Reiseführern wird die Taverne als Prominentenlokal geführt, was mit Willy Lehmanns einstigem Beruf zusammenhängt. Bevor er nämlich sein Ristorante eröffnete, war er für die Stern-Film GmbH als Aufnahmeleiter tätig. Lehmann kennt daher viele Schauspielerinnen und Schauspieler, die nun zu den Stammgästen der Taverne gehören. Seit in den Klatschblättern stand, dass so prominente Zeitgenossen wie Olga Tschechowa in der Kurfürstenstrasse 124 verkehren, hat der Laden seinen Ruf weg. Werbung muss Willy Lehmann nicht mehr machen. Neben den Künstlern besuchen auch viele ausländische Journalisten das Lokal. William Shirer von der amerikanischen Nachrichtenagentur Uni-

versal News Service, Louis B. Lochner, Vertreter von Associated Press, Sigrid Schultz, die Korrespondent in der *Chicago Tribune*, und einige andere mehr bilden den Kern einer Tafelrunde, die sich nahezu jeden Abend in der Taverne zusammenfindet. Meistens kommen die Reporter erst nach 22 Uhr, wenn sie ihre Texte nach Amerika gekabelt haben, und nicht selten bleiben sie bis zwei oder drei Uhr morgens. Oft sind aber auch Freunde und Bekannte der Journalisten wie Martha Dodd oder Mildred und Arvid Harnack mit von der Partie. Man diskutiert die Ereignisse des Tages, trinkt und lacht und stürzt sich auf Maria Lehmanns Spaghetti sowie auf ihr vorzügliches Vitello.

Als Thomas Wolfe und Mildred Harnack heute Abend die Taverne betreten, ist der Journalisten-Stammtisch noch verwaist, sodass sie zunächst zu zweit an einem Tisch Platz nehmen. Wenn Shirer und die anderen eintreffen, werden sie sich vielleicht zu ihnen gesellen. Für Tom ist die Taverne mit einer unschönen Erinnerung verbunden, wie er Mildred gesteht. Während seines Berlin-Besuchs im vergangenen Jahr sei er nämlich einmal mit seinem Freund Heinz Ledig und einigen Bekannten um die Häuser gezogen. Sie landeten schliesslich zu vorgerückter Stunde in der Taverne, wo Martha Dodd und ein ihnen unbekannter Mann ein Glas Wein tranken. Tom, Heinz und die anderen setzten sich an den Nachbartisch, doch Martha machte keinerlei Anstalten, sie zu sich zu bitten. Ja, ihre Gegenwart schien Martha fast peinlich zu sein. Er und Heinz seien empört gewesen, fährt Tom fort, wie konnte sich Martha nur so unhöflich benehmen. Später erfuhren sie, dass sich Martha in Begleitung von Donald S. Klopfer, dem Gründer des amerikanischen Verlages Random House, befand. Klopfer ist Jude und lehnt es entschieden ab, mit Deutschen an einem Tisch zu sitzen. Heinz fühlte sich wie vor den Kopf gestossen: «Wie konnte ein Ausländer nicht – genau wie wir – zwischen Deutschen und Nazis unterscheiden!» Doch Heinz wollte die Sache nicht auf sich beruhen lassen: Er stand auf, ging zu Klopfer, stellte sich vor und gab ihm demonstrativ die Hand. Der Amerikaner erwiderte den Gruss sichtlich überrascht, und es kam sogar

zu einem kurzen, gezwungenen Gespräch. Gleichwohl: Die Stimmung war dahin.

Jetzt – gut ein Jahr später – hält Tom Klopfers Verhalten gegenüber Heinz immer noch für völlig unmöglich. Tom mag keine Juden, wie er unumwunden bekennt. Schnell ist er bei einem Thema, das ihn schon seit geraumer Zeit umtreibt: die Meinungsfreiheit. «Wir Amerikaner glauben, dass man in Deutschland nicht frei seine Meinung äussern darf», muss sich Mildred anhören. «Aber das ist nicht wahr. Die Menschen können hier Dinge schreiben, sagen und denken, die man in Amerika nicht äussern darf. Man darf beispielsweise in Deutschland sagen und schreiben, dass man keine Juden mag und dass man Juden für schlechte, korrupte und unsympathische Leute hält. In Amerika ist das nicht möglich.»

Mildred schaut Tom ungläubig an. Meint er das etwa im Ernst? Es kann doch nicht seiner wahren Überzeugung entsprechen, den deutschen Antisemitismus als Ausdruck der Meinungsfreiheit zu verstehen. Mildred hat nun diesen Gesichtsausdruck, den sie bereits vor ein paar Tagen bei Rowohlts Party gezeigt hat. Etwas Straftendes liegt in ihrem Blick: Wie eine Gouvernante, die einen vorlauten Zögling mustert, schaut sie auf Tom. Man müsse sehr vorsichtig sein, setzt Mildred an, und was nun kommt, darf man getrost als politische Lehrstunde für Tom bezeichnen. Mildred berichtet von dem Boykott jüdischer Geschäfte, den die Nazis kurz nach ihrer Machtübernahme anzettelten, von dem «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums», das jüdische Beamte in den Ruhestand versetzte, sowie von der Bücherverbrennung. Haarklein erläutert Mildred die «Nürnberger Gesetze», die im vergangenen Jahr erlassen wurden und die die Ausgrenzung der Juden in Paragraphen fassen. Mildred ist nun sichtlich erregt: Ob Tom den *Stürmer* kenne, fährt sie ihn an, ob er wisse, in welcher niederträchtigen Art und Weise Julius Streicher und seine Kumpane gegen Juden hetzten. Ob er sich bewusst sei, dass es Restaurants und Geschäfte gebe, die Schilder mit der Aufschrift «Juden unerwünscht!» ins Schaufenster hängten.

Schliesslich fällt ein Wort, das Tom bis zu diesem Abend noch nie gehört hat. Mildred spricht es so leise aus, dass er sie kaum versteht: Konzentrationslager. Ob Tom wisse, dass die deutsche Regierung Juden, Sozialdemokraten, Kommunisten, Homosexuelle und überhaupt Andersdenkende in Lager sperre. Tom schüttelt den Kopf. Beide schweigen nun. Es sind vermutlich nur wenige Sekunden der Stille, die Tom allerdings wie eine halbe Ewigkeit vorkommen. Wie nach einer Standpauke, die er wegen eines Dummejungenstreichs über sich ergehen lassen musste, schaut er Mildred verlegen an. Die lächelt bitter. «In Deutschland sind nur die Pferde glücklich», zitiert sie einen sarkastischen Satz von Marthas Vater William E. Dodd, den der Botschafter gerne zum Besten gibt. Jetzt muss auch Tom leise lächeln. In einer Zeit, in der die meisten Schriftsteller Farbe bekennen, sei er sich seines mangelnden politischen Engagements durchaus bewusst, versichert er Mildred, die nun verständnisvoll mit dem Kopf nickt. Das geschönte Bild, das sich Thomas Wolfe bis zu diesem Abend von Deutschland machte, hat nun deutliche Risse bekommen. Es beginnt sich etwas zu verändern bei ihm.

*Im populären Residenz
Casino kommen die Gäste
mittels der Tischtelefone
schnell in Kontakt:
«Entschuldigen Sie,
meine Dame, sind Sie...»*



MONTAG, 10. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Weiterhin warm, allmähliche Bewölkungszunahme,
örtliche Gewitter, mässige östliche Winde. 25 Grad.

Verlässt man die Sherbini-Bar und geht die Uhlandstrasse etwa dreihundert Meter in nördliche Richtung, erreicht man automatisch den Steinplatz. Die Gegend um den 1885 angelegten rechteckigen Platz gehört zum Berliner Bezirk Charlottenburg. In den 1920er Jahren flohen viele Russen vor der Revolution in ihrer Heimat nach Berlin und liessen sich in den prachtvollen Mietshäusern zwischen dem Kurfurstendamm im Süden und der Bismarckstrasse im Norden nieder. Aus Charlottenburg wurde im Volksmund Charlottengrad. Das Haus Steinplatz 4 gehört zu den besonders schönen Beispielen gründerzeitlicher Architektur. 1907 von dem Jugendstil-Architekten August Endell erbaut, beherbergt es bis heute das Hotel am Steinplatz. Im Sommer 1936 führt Erna Zeller Mayer hier das Regiment. Doch mit dem Namen «Zeller Mayer» spricht sie eigentlich niemand an. Für die Hotelgäste wie für die Mitarbeiter ist sie nur «Frau Direktor».

Als drei Jahre zuvor ihr Gatte Max stirbt, ist Erna erst siebenunddreissig Jahre alt und hat vom Hotelgeschäft keine Ahnung. Von heute auf morgen muss sie die Leitung des Hauses übernehmen – und das in einer schwierigen Zeit. In den 1920er Jahren ist das Hotel ein beliebtes Refugium des russischen Hochadels. Mancher Grossfürst bezieht mit seinen Bediensteten eine ganze Etage und bleibt nicht selten für Monate. Zu den Stammgästen zählen aber auch wohlhabende jüdische Damen, die kein eigenes Haus mehr führen möchten und den Steinplatz als Witzensitz nutzen. Doch nach Hitlers Machtübernahme bleiben viele Gäste weg. «Frau Direktor» beschliesst zu investieren und lässt das in die Jahre gekommene Gebäude behutsam modernisieren, neue Bäder einbauen und das Mobiliar erneuern. Mit Erfolg. Im Olympiajahr 1936 präsentiert sich das Hotel am Steinplatz als eines der beliebtesten Häuser in der

Gegend rund um den Kurfürstendamm. Ein Zimmer mit eigenem Bad kostet neun Mark pro Nacht – im Adlon muss man mehr als doppelt so viel bezahlen.

Die Hotelgäste am Steinplatz schätzen neben den komfortablen Zimmern bei moderaten Preisen insbesondere die familiäre Atmosphäre. «Frau Direktor» und ihre drei Kinder wohnen im Dachgeschoss des Hauses und mischen sich wie selbstverständlich unter die Besucher. Mancher Stammgast nimmt am Familienleben der Zellermayers regen Anteil. Heinz, der älteste Sohn, ist einundzwanzig Jahre alt und will einmal Gastronom werden. Da Erna den bekannten Restaurantbesitzer Otto Horcher gut kennt, hat sie mit ihm vereinbart, dass ihr Heinz demnächst bei Horcher in die Lehre gehen wird. Bruder Achim, zwei Jahre jünger, zeichnet sehr schön und möchte später vielleicht einen künstlerischen Weg einschlagen. Die Tochter Ilse ist mit sechzehn Jahren das Nesthäkchen. Sie besucht ein Lyzeum und fühlt sich sehr zur Musik hingezogen. Nach dem Abitur will Fräulein Zellermayer Gesangsunterricht nehmen und eine berühmte Operndiva werden. Die vielen Sängerrinnen und Sänger, die regelmässig am Steinplatz logieren, haben es ihr naturgemäss besonders angetan. Wenn eine Primadonna sich vor der abendlichen Aufführung im Musiksalon des Hotels einsingt, lauscht Ilse an der Türe und malt sich aus, wie es ist, wenn sie selbst einmal die grossen Partien von Wagner, Verdi und Puccini singen wird.

Heute Abend besuchen die Zellermayers aber nicht die Oper, sondern das Resi unweit der Jannowitzbrücke im Bezirk Mitte. Resi ist eine Abkürzung und steht für Residenz Casino, was wiederum mehr verschleiert als enthüllt. Das Resi ist ein berühmter Tanzpalast und gehört im Olympiasommer 1936 zu den Attraktionen im Berliner Nachtleben. Alles erscheint hier grösser und aufwändiger als in anderen Ballhäusern. Wo sonst eine einzige Kapelle auftritt, wechseln sich im Resi gleich drei Musikgruppen ab. Über dreissigtausend Glühbirnen sorgen für spektakuläre Lichteffekte, und in einem Bassin werden stündlich

raffinierte Wasserspiele in Gang gesetzt, bei denen sich kleine und grosse Fontänen im Takt der Musik drehen und wiegen.

Wenn man wie Familie Zeller Mayer am schicken Steinplatz wohnt, geht man eigentlich nicht an der Jannowitzbrücke aus. Doch das Resi besuchen Frau Erna und ihre Kinder immer dann, wenn sie – wie heute – etwas erleben möchten. Ilse ist besonders von dem ausgeklügelten Telefon- und Rohrpostsystem des Resi fasziniert. Jeder Tisch verfügt neben einem eigenen Telefon auch über einen separaten Rohrpostanschluss. Mithilfe der Rohrpost lassen sich Zettel mit intimen Nachrichten an andere Tische versenden. Die Anlage kann aber auch kleine Waren transportieren: Zigaretten, Zigarren, Schokolade, Parfüm, Streichhölzer für den Herrn und ein Maniküreetui für die Dame – das alles und vieles andere lässt sich per Rohrpost ordern. Dazu füllt man einen Bestellschein aus, legt ihn mit dem Geld in die Versanddose – und ab geht die Post. Kurze Zeit später treffen dann die Waren ein. Dieses System ist der letzte Schrei und in Berlin einmalig.

Eine derartige Anlage ist natürlich wie gemacht, um allerlei Unsinn anzustellen. Ilse hat grossen Spass daran, alleinstehenden Damen beispielsweise Pralinen zu bestellen. «Entschuldigen Sie, meine Dame, ich bin der Herr von Tisch 32», schreibt Ilse auf die Grusskarte. «Darf ich Sie zum Tanz bitten ...?» Die betreffende Dame öffnet die Versanddose, liest aufgeregt das Papier und hält möglichst unauffällig nach Tisch 32 Ausschau. Der dort sitzende Herr weiss natürlich nichts von seinem Glück, und nicht selten kommt es zu peinlichen Momenten. Da Ilse die Pralinen im Vorhinein bezahlen muss, kann sie diesen Streich leider nicht allzu oft spielen. Viel preiswerter und mindestens ebenso praktisch sind da die Tischtelefone. Ilse klingelt damit einen einsamen Herrn an und bittet ihn zu einem Rendezvous an die Bar. Heinz oder Achim rufen in der Zwischenzeit eine Dame an und bestellen diese ebenfalls dorthin. Zur Sicherheit verabredet man ein geheimes Erkennungszeichen. «Entschuldigen Sie, meine Dame, sind Sie ...», fragt der Herr, und der Spass nimmt seinen Lauf. Aus sicherer Entfernung beobachten Ilse

und ihre Brüder feixend das Geschehen. Da das Resi heute mit vielen Olympiagästen besonders gut besucht ist, haben Ilse, Heinz und Achim alle Hände voll zu tun.

Erich Arendt hingegen besitzt keine guten Erinnerungen an das Resi. Dass er vor gut zwei Wochen dort war, ja, das weiss er noch. Doch jetzt sitzt er im Untersuchungsgefängnis in Eberswalde bei Berlin und ist mit den Nerven am Ende. Er sei «charakterlich minderwertig», hat Amtsgerichtsrat Krause ihm ins Gesicht gesagt, und die Gefängniswärter behandeln ihn wie einen gewöhnlichen Ganoven. Für einen stolzen Mann wie Herrn Arendt ist das nur schwer zu ertragen. Er sei selbständiger Maurermeister, führe ein gut gehendes Bauunternehmen und habe es mit seiner Hände Arbeit zu bescheidenem Wohlstand gebracht, verteidigt er sich, darüber hinaus sei er seit Januar 1932 Mitglied der NSDAP und der SA. Doch das nutzt ihm nun auch nichts. Erich Arendt ist ganz unten angekommen.

Das Drama nimmt am 25. Juli um 9 Uhr morgens seinen Lauf. Erich Arendt besteigt in Eberswalde sein Auto und fährt die etwa fünfzig Kilometer nach Berlin, wo er einige geschäftliche Termine wahrnehmen möchte. Am frühen Nachmittag ist alles erledigt, doch Arendt will noch nicht nach Eberswalde zurückkehren. Zu Hause wartet seine Frau Herta auf ihn, doch hier in der Reichshauptstadt liegt ihm die grosse weite Welt zu Füssen. Eine Woche vor der Eröffnung der Olympischen Spiele ist Berlin bereits aus dem Häuschen. Zahllose Touristen sind in der festlich geschmückten Stadt und die bevorstehenden Spiele in aller Munde. Was soll er in Eberswalde, denkt sich Arendt, das Leben tobt hier. Er will feiern, einen draufmachen, alle fünf gerade sein lassen. Dazu steuert er sein Auto nach Mitte, stellt es in einer Seitenstrasse ab und geht in das Café Welz in der Friedrichstrasse. Zwar ist das Café nicht so gross und auch keinesfalls so berühmt wie das elegante Kranzier oder das legendäre Moka Efti, die sich ganz in der Nähe befinden,

doch Arendt mag das Welz, Hier ist immer etwas los – und er will schliesslich etwas erleben,

Erich Arendt bestellt Sekt, Nach ein oder zwei Pikkolos gesellt sich ein Herr zu ihm, der sich als Ministerialrat Wagner vorstellt, Ob er sich zu ihm setzen dürfe, fragt der vermeintliche Beamte, Er darf, Herr Arendt ist entzückt, hat er doch eine Schwäche für Titel, Ämter und Würdenträger, Er ist bloss ein einfacher Maurermeister aus Eberswalde, und nun unterhält sich ein waschechter Minister rialrat mit ihm, «Sekt!», ruft Erich Arendt der Bedienung zu, Der Einfachheit halber ordert er nun eine grosse Flasche anstatt der Pikkolos, Nachdem die beiden Männer den Schaumwein ausgetrunken haben, kommt die nächste Flasche auf den Tisch, Dass ein Ministerialrat kaum Zeit und Musse haben dürfte, sich an einem Nachmittag mit einem wildfremden Menschen zu betrinken – auf die Idee kommt Erich Arendt nicht. Er schöpft auch keinen Verdacht, als sich etwas später ein junges Fräulein mit dem zungenbrecherischen Namen Anna Beszezynski zu Ministerialrat Wagner und ihm gesellt. Der Beruf der Dame. ...? Erich Arendt kann sich nicht erinnern. Als Fräulein Beszezynski in sein Leben tritt, ist er bereits merklich angetrunken. Mittlerweile ist es nach 22 Uhr, und Erich Arendt zecht seit rund sieben Stunden, doch er hat immer noch nicht genug. «Jetzt geht's in das Resi», ruft er dem Ministerialrat und dem Fräulein zu. Allgemeine Begeisterung. Arendt bestellt die Rechnung, die er vollständig bezahlt. Das Serviermädchen bekommt beim Verlassen des Lokals noch ein üppiges Trinkgeld. Plötzlich ist er nicht mehr Maurermeister Arendt, jetzt fühlt er sich auf einmal wie ein Mann von Welt. So gefällt er sich. Das Trio besteigt Arendts Auto, das er trotz seines Zustandes selbst die kurze Strecke zur Jannowitzbrücke steuert. Die Stimmung ist blendend: Ministerialrat Wagner erzählt zotige Witzchen, und Fräulein Beszezynski kichert, wie eben ein Fräulein kichert.

Im Residenz Casino angekommen, wird das Gelage fortgesetzt. Der Sekt fliesst wieder in Strömen, und auch sonst zeigt sich Herr Arendt generös. Trinken macht bekanntlich hungrig, also bezahlt er auch das

Essen seiner Gäste. Der Kapellmeister des Resi bekommt eine freigiebige Zuwendung, und Erich Arendt beginnt, nun auch völlig Unbeteiligte zum Trinken einzuladen. Er genießt es, im Mittelpunkt zu stehen, macht sich wichtig und spricht absichtlich so laut, dass man ihn auch an den Nachbartischen vernimmt. Doch irgendwann fühlen sich andere Gäste von Herrn Arendt gestört. Der Oberkellner bittet ihn, etwas leiser zu sein. Ohne Erfolg. Arendt redet nun noch lauter, sodass er auch an entfernten Plätzen zu verstehen ist. Nun tritt Geschäftsführer Fritz Sandau heran und bittet Arendt, das Lokal zu verlassen. Doch der wehrt sich: Er sei Regierungsvertreter, poltert Erich Arendt, «draussen steht mein Regierungswagen mit dem Diplomatengepäck; ich fahre jede Woche dreimal nach Gibraltar und bekomme dafür von der Regierung 54'000.- RM.» Fritz Sandau lacht, kennt er doch das alberne Gerede betrunkenen Gäste zur Genüge. Mit deutlichem Nachhelfen von nicht weniger als vier weiteren Männern gelingt es ihm, Arendt aus dem Lokal zu bugsieren. Da dieser zuvor die Rechnung bezahlt hat, ist für Sandau damit die Sache erledigt. Für einen kurzen Moment ist auch Ruhe, doch dann kehrt Erich Arendt zurück. Er stösst mit Aplomb die Tür auf, geht ein paar Meter in das Lokal und ruft diesen einen Satz, der sein Leben verändern soll: «Adolf Hitler ist pleite, und ich bedaure, dass ich 1929 in die Partei eingetreten bin.» Unglücklicherweise macht die Kapelle gerade eine Pause, sodass Arendt gut zu verstehen ist. Die Gäste Hugo Brösecke, Willi Kazda, Paul Hirschle und Erich Schulz haben jedenfalls genug gehört: Sie springen auf, um die Ehre ihres «Führers» zu verteidigen.

Es kommt zu einem Handgemenge, aus dem Erich Arendt sich irgendwie befreien kann. Er schafft es zu seinem Wagen und rauscht nun mit dem Auto davon, doch Brösecke und die drei anderen Männer folgen ihm in einem zweiten Gefährt. Erich Arendt kennt sich in Berlin zum Glück gut aus und ist im Nu an der Auffahrt zur Reichsautobahn in Richtung Norden. Mit 110 Sachen rast er Eberswalde entgegen, den Wagen mit den Verfolgern immer dicht auf den Fersen. Als der Flücht-

tige an der Stadtgrenze kurz anhalten muss, gelingt es den vieren, Erich Arendt zu überwältigen. Es kommt zu einer Prügelei, in deren Verlauf Blut fließt. Schliesslich suchen die Kontrahenten die örtliche Polizeidirektion auf, um sich gegenseitig anzuzeigen.

Am heutigen Montag sitzt Erich Arendt nun bereits seit über zwei Wochen in Untersuchungshaft. Der Generalstaatsanwalt beim Landgericht Berlin hat den Fall übernommen. Von der Prügelei und deren Folgen ist keine Rede mehr, es geht nun um etwas viel Schlimmeres: um den Verstoß gegen Paragraph 2 des Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei in Tateinheit mit Landesverrat sowie mit Beleidigung des Führers und Reichskanzlers. Wenn Arendt schuldig gesprochen wird, muss er für mehrere Jahre ins Gefängnis.

Erich Arendt schüttelt den Kopf. Er könne sich an nichts erinnern, versichert er seinem Rechtsanwalt. Und überhaupt lägen ihm – einem Parteigenossen und SA-Mann – die unterstellten Taten doch völlig fern. Gebetsmühlenartig wiederholt Erich Arendt, dass er nur einen lustigen Tag in Berlin verbringen wollte. Das könne Ministerialrat Wagner doch bestätigen. Ob der Ministerialrat denn bereits vernommen sei...? Rechtsanwalt Habermann zuckt mit den Schultern. Von dem vermeintlichen Beamten fehlt, wie auch von Fräulein Beszezynski, jede Spur.

Erich Arendt ist tief gefallen. Die NSDAP in Eberswalde hat ihn bereits am 1. August ausgeschlossen, und seine vormaligen Kameraden geben zu Protokoll, dass Erich ein notorischer Säufer und Wichtigtuer sei. «Dass er bei seinen Äusserungen einmal anecken würde, war uns allen längst klar», heisst es in einer Stellungnahme.

Die Sache liege nun beim zuständigen Reichsjustizministerium, erklärt Rudolf Habermann seinem Mandanten. In sechs Tagen enden die Olympischen Spiele, so der Rechtsanwalt, zuvor komme es sicherlich zu keiner Entscheidung. Man werde wohl zunächst die Abreise der Olympiagäste abwarten. Das kann Erich Arendts Glück sein – oder sein

Pech. In wenigen Tagen beginnen die Dreharbeiten zu der Kriminalkomödie *Spiel an Bord*, in der Hubert von Meyerinck den eleganten Marquis de la Tours gibt, der sich allerdings – wie sollte es anders sein – als Ganove entpuppt. Der Film wird grösstenteils an Bord des Schnelldampfers Bremen während einer Passage nach New York gedreht. Bevor Hupsi in wenigen Tagen in See sticht, will er heute im Quartier Latin feiern.

Der Club ist während der Olympischen Spiele besonders gut besucht. Neben einigen bekannten Gesichtern sieht man zahlreiche internationale Gäste, und wie auf den Strassen Berlins herrscht auch im Quartier Latin in diesen Tagen eine babylonische Sprachverwirrung. Inmitten der Betriebsamkeit schiesst Leon Henri Dajou pfeilschnell durch sein Lokal, nimmt prominente Gäste in Empfang und sorgt dafür, dass sie einen guten Platz erhalten. Auf den ersten Blick ist alles wie immer, und doch liegt eine merkwürdige Stimmung in der Luft. Hubert von Meyerinck spürt, dass etwas nicht stimmt. «Mit Geld und Brillanten in Tasche – alles riber über Grenze, lieber Hupsi», zieht Dajou seinen Freund ins Vertrauen. Erst langsam versteht dieser, was Dajou ihm da gerade erklärt: dass er seinen Laden verkaufen und Deutschland möglichst schnell verlassen will. Doch warum? Er habe sich in der letzten Zeit so oft über dies und das geärgert – über die Angestellten, über Neid und Missgunst der Konkurrenten und anderes mehr –, dass er seiner Arbeit nach knapp fünf Jahren überdrüssig sei, erklärt Dajou. Eugen Nossek, ein Bekannter, habe ihm zwei Kaufinteressenten vermittelt, die sofort bereit seien, für das Quartier Latin sechzigtausend Reichsmark in bar zu bezahlen. Je früher, desto besser. Mit dem Geld wolle er sich dann nach Paris oder London absetzen.

Das sind mal Neuigkeiten! Hubert von Meyerinck ist verdutzt – damit hätte er nicht gerechnet. Er kann nicht ahnen, dass Dajous Begründung für die plötzliche Geschäftsaufgabe mit der Wahrheit nicht viel zu tun hat. Richtig ist vielmehr, dass dem Barbesitzer das Wasser bis zum Hals steht. Was Dajou seinem Freund Hupsi nämlich nicht sagt: Er be-

findet sich seit Jahren im Visier der Polizei. Leon Henri Dajou nimmt es mit der Gesetzestreue nicht immer so genau, entsprechend umfangreich ist seine Polizeiakte: Betrug, Unterschlagung, Beamtenbestechung, Beleidigung und anderes mehr. Mal erhält er eine Anzeige, weil die Küche des Quartier Latin völlig verdreckt ist, ein anderes Mal, weil er bei einem Empfang der italienischen Gesandtschaft deutschen Sekt zum Preis von teurem Champagner verkauft. Der Universum Film AG (Ufa) stellt er bei einer Feier im Quartier Latin Moselwein für zwölf Mark pro Flasche in Rechnung, serviert aber die wesentlich preiswertere Hausmarke. Dajou schreckt auch nicht davor zurück. Flaschen umfüllen oder mit neuen Etiketten versehen zu lassen. So wird aus einem einfachen deutschen Weinbrand (das Glas für 1.75 Mark) ein französischer Bisquit Dubouché Napoleon 1811 (das Glas für sechs Mark). Einen überkorrekten Beamten versucht er mit fünfzig Mark zu bestechen, einen renitenten Mitarbeiter beschimpft er als «deutsches Schwein». So verwundert es nicht, dass sich abwechselnd die Polizei, die Kriminalpolizei, der Zoll, das Gewerbeamt und die Ausländerbehörde für den Prominentenwirt interessieren. Unzählige Zeugen werden vernommen und ebenso viele Berichte werden verfasst, doch sämtliche Verfahren werden eingestellt. Leon Henri Dajou ist einfach nicht zu fassen. Es ist, als ob jemand seine schützende Hand über ihn hält.

Doch dann wird kurz vor Beginn der Olympischen Spiele überraschend die Geheime Staatspolizei mit Ermittlungen beauftragt. Plötzlich geht es nicht mehr um etwaige Betrügereien, jetzt stehen auf einmal Dajous Familienverhältnisse im Mittelpunkt des Interesses. Die Gestapo-Beamten sind überzeugt: Leon Henri Dajou ist nicht der, der er vorgibt zu sein. Fest steht, dass Dajou 1925 nach Berlin kommt. Hier kauft er sich ein paar elegante Anzüge und beginnt eine Karriere als Gigolo. Doch woher stammt er? Und was hat er vor seinem Auftauchen in Berlin gemacht? Zwar besitzt Dajou die nicaraguanische Staatsangehörigkeit, doch die hat er nicht von seinem angeblich in Südamerika ver-

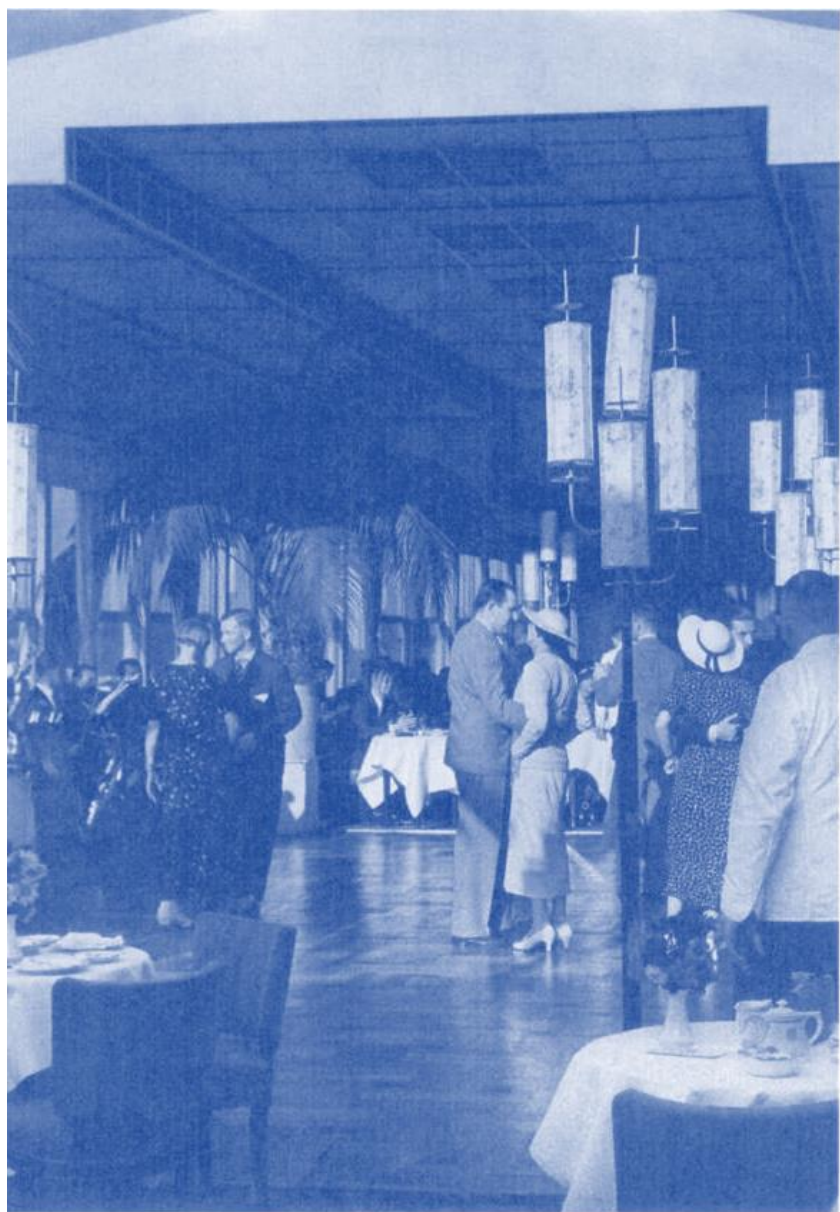
storbenen Vater übernommen, sondern 1927 für 1'400 Mark gekauft, wie die Ermittlungen ergeben. Die Gestapo lässt nun nicht mehr locker und fördert immer mehr Details aus Dajous Vergangenheit ans Tageslicht. In Wahrheit, so finden die Fahnder heraus, erblickt Dajou am 1. September 1903 im rumänischen Galatz das Licht der Welt. Doch eine Familie Dajou ist dort unbekannt, der Gesuchte heisst vielmehr Leib Moritz Kohn und ist der Sohn von Moritz Kohn und seiner Frau Jeanette geborene Cohn. Den Fantasienamen Leon Henri Dajou hat er sich erst 1929 in Berlin zugelegt. «Hiernach kann m.E. mit Bestimmtheit angenommen werden», so der Ermittler, «dass Dajou Jude ist.»

Das ist also das grosse Geheimnis des Leon Henri Dajou: Ein rumänischer Jude führt den renommiertesten Club der Reichshauptstadt Berlin und ist Gastgeber einflussreicher Nazifunktionäre, mächtiger Wirtschaftskapitäne und berühmter Künstler. Die Tarnung funktioniert lange Zeit nahezu perfekt, denn Dajou spendet sogar an die NSDAP und hisst an Feiertagen die Hakenkreuzfahne, doch nun ist er enttarnt und will Berlin lieber heute als morgen verlassen.

Leon Henri Dajou hat seine Flucht generalstabsmässig geplant. Immer wieder spielt er seinen Abschied von Deutschland in Gedanken durch. In knapp einer Woche – am 16. August – wird der Verkauf des Quartier Latin erfolgen. Versicherungsdirektor Max Apelt und der Gastronom Bruno Limburg, die beiden Käufer, so wie der Notar werden dazu in das Lokal kommen, und man wird sich nach anfänglichem Geplänkel in Dajous Büro zurückziehen. Der Notar wird den Vertrag mit monotoner Stimme verlesen, so, wie es Notare zu tun pflegen. Dann unterschreiben Dajou, Apelt, Limburg und zuletzt der Notar das Dokument. Dajou wird daraufhin einen Koffer mit sechzigtausend Mark in bar entgegennehmen, die Richtigkeit der Summe überprüfen und den Erhalt quittieren. Im Anschluss werden die Herren auf das gute Geschäft vielleicht einen Kognak oder ein Glas Champagner trinken. Den Geldkoffer wird Dajou für kurze Zeit in dem kleinen Tresor in seinem

Büro deponieren. Dort liegen bereits vierzigtausend Mark, die er im laufenden Jahr den Betriebsumsätzen entnommen hat. Das ist illegal, doch das kümmert ihn nicht – Leon Henri Dajou braucht jeden Pfennig. Alles in allem wird ihm so die enorme Summe von einhunderttausend Mark für den Neuanfang zur Verfügung stehen. Noch an jenem 16. August wird Dajou sein Büro räumen, die Schlüssel wie vereinbart einem Mitarbeiter übergeben und dann mit sprichwörtlichen Koffern voller Geld einen Zug nach Paris besteigen. Am letzten Tag der Olympischen Spiele und im Wirrwarr abreisender Gäste werden die Grenzpolizisten und Zollbeamten nicht so genau hinschauen, so sein Kalkül. Charlotte Schmidtke, Dajous Freundin, wird sich um den Rest kümmern, die Wohnung auflösen, den Cadillac verkaufen und ein paar Wochen später nachkommen. Das also ist in etwa sein Plan. In sechs Tagen wird sich herausstellen, ob er funktioniert.

*Die Dachterrasse des
mondänen Eden-Hotels zählt im
Olympiasommer 1936 zu den
Attraktionen der Stadt.*



DIENSTAG, 11. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Heiter bis wolkig, gegen Abend vereinzelt Wärmegewitter».

Tagsüber bei südöstlichen Winden weitere Erwärmung. 27 Grad.

DER REICHS- UND PREUSSISCHE VERKEHRSMINISTER GIBT BEKANNT:

«149 Tote und 3'793 Verletzte sind die Opfer des Strassenverkehrs im Deutschen Reich während der vergangenen Woche.»

Wer in diesen Tagen von der Gedächtniskirche kommend die Kantstrasse entlanggeht, liest auf Litfasssäulen, in Schaukästen und auf Häuserwänden immer wieder einen Namen: Teddy Stauffer. Eigentlich heisst der viel plakatierte Herr Ernst Heinrich Stauffer, doch seine Fans nennen ihn nur bei seinem Spitznamen Teddy. Der Mann von den Plakaten hat vor sieben Jahren schon einmal in Berlin gelebt, doch damals war er ein Nobody, der in ärmlichen Verhältnissen hausen und von der Hand in den Mund leben musste. Heute – im August 1936 – ist Teddy Stauffer siebenundzwanzig Jahre alt und ein Star. Dabei ist Herr Stauffer weder ein Sportler noch ein Schauspieler, wie man vielleicht vermuten könnte, er ist auch kein wagemutiger Flieger wie der Atlantiküberquerer Charles Lindbergh und auch kein Rennfahrer wie Manfred von Brauchitsch in seinem Mercedes-Silberpfeil, ja, er ist noch nicht einmal Deutscher. Teddy Stauffer ist ein Bandleader und Saxophonist aus der Schweiz.

Elfriede Scheibel ist neun Jahre älter als Teddy und gewissermassen seine Chefin. Das hört Teddy nicht gerne, aber so ist es nun mal. Frau Scheibel leitet den Delphi-Palast in der Kantstrasse, und sie hat ihn und seine Band, die Original-Teddies (benannt nach dem Berner Wahrzeichen – einem Bären), für die Zeit von Anfang Juli bis Ende Oktober engagiert. Als Teddy den Delphi-Palast zum ersten Mal betritt, zuckt er mit den Schultern. Er sagt nichts, erst recht nicht zu Frau Scheibel, doch

während er sich in dem Gebäude umsieht, scheinen seine Blicke zu fragen: Was soll das bitte schön sein? Teddy ist irritiert und überwältigt zugleich. Vielleicht denkt er aber auch an den alten Berliner Witz, wenn der Architekt zum Bauherrn sagt: «Das Haus ist im Rohbau fertig. Wat für n Stil wollnse nu dranhaben?» Im Fall des Delphi hat man sich für den griechischen Stil entschieden. Besser gesagt: für das, was man 1928 dafür hält. Stilisierte Säulen. Mäander-Muster und Putten prägen die Fassaden. Hoch oben auf dem Dach liegen vier steinerne Löwen, die das Areal zu bewachen scheinen. Da das Gebäude zur Kantstrasse hin stark zurückgesetzt ist, entsteht so an der Ecke Kant- und Fasanenstrasse ein geräumiger Vorgarten, wo man im Sommer unter Palmen und anderen exotischen Pflanzen sitzend den Nachmittagstee einnehmen kann. Der Palast selbst ist zweigeschossig: Im Parterre befinden sich neben dem Café die Garderoben- und Wirtschaftsräume, im Obergeschoss liegt der eigentliche Ballsaal mit zwei Tanzflächen und gut fünfhundertdreissig Sitzplätzen. Hinzu kommt noch eine Galerie mit hundertzwanzig Sitzplätzen und einem weiteren Parkett. Die Inneneinrichtung ist ein stilistisches Kuddelmuddel aus bemalten Wänden, Säulen aus Stuckmarmor und Pappmaché-Attrappen. Die Saaldecke verfügt über unzählige kleine Glühbirnen, die einen Sternenhimmel simulieren. Von der Neuen Sachlichkeit, die Ende der 1920er Jahre das Bauen prägt, spürt man im Delphi nichts. Das ist also Teddys Arbeitsplatz für die nächsten vier Monate.

Elfriede Scheibel setzt mit dem Engagement der Teddies im Olympiasommer 1936 alles auf eine Karte. Die Geschäfte liefen zuletzt nicht so gut, nun hofft sie, dass die vielen internationalen Gäste die Wende bringen werden. Die Rechnung geht auf. Vom ersten Tag an sind Teddy Stauffer und seine Original-Teddies ein Publikumsmagnet. Der Delphi-Palast ist eigentlich ständig ausgebucht: Wenn die Band nachmittags im Vorgarten auftritt, bilden sich Menschentrauben auf den umliegenden Strassen, abends müssen regelmässig Hunderte Besucher abgewie-

sen werden, da der Saal bereits überfüllt ist. Auf den Sound der Teddies scheint Berlin nur gewartet zu haben. «Die Amerikaner waren da», wird Teddy Stauffer später in seinen Memoiren schreiben. «Ihre Anwesenheit inspirierte uns im Delphi-Palast zu einem noch nie dagewesenen Rhythmus. Man tanzte schon am Nachmittag Swing. Die Abende waren von unbeschreiblicher Stimmung. Und mit den Amerikanern tanzten die Berliner.»

Teddy kommt bei den Berliner Damen besonders gut an. Er ist gross, trägt das blonde Haar streng nach hinten frisiert und sieht aus wie ein Hollywoodstar. Die Art, wie er sich bewegt, wie er seinen Kollegen swingend die Einsätze gibt, wie er Saxophon spielt und wie er den Jubel des Publikums entgegennimmt – das alles geschieht mit einer unglaublichen Lässigkeit, die deutschen Musikern oft abgeht. Unnötig zu betonen, dass Teddy ein ausgesprochener Womanizer ist. Und schliesslich die Musik: Die Teddies führen fast nur amerikanisches Repertoire auf, darunter den heissesten Swing vom Broadway. Walter Dobschinsky, einer der Musiker, wird sich später so daran erinnern: «Da spielten wir heiss, ohne Hemmungen, richtigen Ami-Jazz, wie wir Musiker sagten. Die Leute wollten das hören, die stiegen voll drauf ein.» Das Swing-Virus verbreitet sich in rasender Geschwindigkeit – und die Nazis schauen zu. «Probleme hatten wir deswegen nicht», so Bob Huber, der Trompeter der Teddies, «es hat nie jemand eine Bemerkung gemacht, wir sollten keine amerikanischen Nummern spielen.»

Die nationalsozialistischen Kulturpolitiker stehen Teddy Stauffer und der deutschen Swing-Begeisterung, die im August 1936 einen Höhepunkt erreicht, in einer Mischung aus Duldung und Desinteresse gegenüber. Einerseits ist man froh, den Olympiagästen einen internationalen Künstler präsentieren zu können, andererseits erscheint der Swing den Funktionären lange Zeit als viel zu unbedeutend, um gesetzgebend dagegen einzuschreiten. Zwar hat Eugen Hadamovsky, Reichssen deleiter im deutschen Rundfunk, im Oktober 1935 ein Verbot des «Nigger-Jazz für Sendungen aller Art» erlassen, doch zeigt diese partielle

Beschränkung kaum Wirkung. Denn zeitgleich setzt die Schallplattenfirma Telefunken («Die deutsche Weltmarke») alles daran, Swing und Jazz in Deutschland noch viel populärer zu machen. Zwei Wochen vor der Eröffnung der Olympischen Spiele nehmen Teddy und seine Teddies ihre ersten vier Titel für die Telefunken auf – bis März 1939 sollen zahllose weitere folgen. Teddy Stauffer: «Das waren samt und sonders Welterfolge erfolgreicher jüdischer Autoren, Komponisten und Verleger. Aufgenommen im Berlin Hitlers im Jahre 1936.»

Doch natürlich haben Teddy Stauffer und Elfriede Scheibel auch Feinde. Einer von ihnen heisst Hans Brückner und lebt in München. Der Neununddreissigjährige hat sich ganz der leichten Muse verschrieben. Aus seiner Feder stammen zahlreiche Schlager wie *Grüsse aus der Ferne*, *Herrgott, beschütz den deutschen Rhein* oder *Was der alte Strandkorb träumt*, allesamt recht ungelenke Stücke voll kitschiger Groschenheftromantik. Brückner tritt bereits im August 1928 in die NSDAP ein und gilt somit als «alter Kämpfer». Als Herausgeber eines von ihm gegründeten Kampfblatts mit dem Titel *Das Deutsche Podium* (Untertitel: *Fachblatt für Unterhaltungsmusik und Musik-Gaststätten*) hetzt er gegen den Jazz, gegen Farbige und Juden oder gegen wen und was auch immer er dafür hält. Brückners Vorbild ist Julius Streicher, dessen ordinärem Jargon er in seinen Texten auch zum Verwecheln nahekommt. Doch Brückner hat in der Partei nur wenige Freunde. Als er 1935 zusammen mit einer Bekannten, der Düsseldorfer Zahnarztgattin Christa Maria Rock, ein schmieriges Pamphlet mit dem Titel *Das musikalische Juden-ABC* auf den Markt bringt, reagiert selbst der *Völkische Beobachter* ablehnend und veröffentlicht eine negative Besprechung. Das Buch soll ein wissenschaftliches Lexikon sein, strotzt aber nur so vor peinlichen Fehlern, sodass sich in der zuständigen Reichskulturkammer die Beschwerden häufen. Dort ist man auf Hans Brückner verständlicherweise gar nicht gut zu sprechen. Er gilt als einfältiger Fanatiker, der nur Ärger bereitet und mit dem man besser nichts zu tun hat. So paradox es

auch klingt: Dass nun ausgerechnet dieser Brückner dem Jazz den Kampf angesagt hat, scheint für Teddy Stauffer und seine Kollegen vorerst eine gewisse Schutzfunktion zu haben. Hinzu kommt, dass das, was Brückner und Konsorten anstatt des Jazz als moderne Tanzmusik propagieren, selbst in hohen Parteikreisen nur Gähnen hervorruft. Als Joseph Goebbels im November 1935 von einer Veranstaltung mit «Deutschen Tänzen» nach Hause kommt, schreibt er in sein Tagebuch: «Da kann man nur sagen: ‚Zurück zum Jazz‘. Ein furchtbarer, aufgeblasener Dilettantismus. Ich habe gelitten!»

Teddy hat für diese Diskussionen kein Verständnis. Wenn er wie heute Abend mit seinen Original-Teddies auf der Bühne des Delphi Platz nimmt, will er einfach nur gute Musik machen. Ob die Komponisten und Textdichter Amerikaner, Deutsche, Juden, Christen oder was auch immer sind, interessiert ihn nicht die Bohne. Dafür liebt ihn das Publikum, und dafür werden er und seine Männer tagein, tagaus begeistert gefeiert. Ein Song hat es den Berlinern ganz besonders angetan: *Goody Goody*. Der fanfarenartige Beginn der Nummer ist so etwas wie das Erkennungszeichen der Band. *Goody Goody* ist der Soundtrack dieses Sommers.

Die Zeitschrift *Elegante Welt* lädt ein: «Frauen mit schönen Haaren, die Alpecin benutzen, werden aufgefordert, gute Kopf-Bilder auf Hochglanzpapier an ‚Das ständige Preisrichter-Kollegium der Firma Dr. A. Wolff, Bielefeld‘ einzusenden. Im Jahre 1936 prämiieren wir – gegen Überlassung des Reproduktionsrechtes – mit je RM 10.- bis zu 12 Bilder, die an dieser Stelle mit Namen und Wohnort veröffentlicht werden. Die Entscheidung der Preisrichter ist endgültig und unanfechtbar.» Das Alpecin-Mannequin im Monat August heisst Hilla Kynast und wohnt in Berlin-Tempelhof.

Im aktuellen Heft der Zeitschrift *Die Dame* erscheint direkt neben dem Inhaltsverzeichnis eine halbseitige Annonce der Sektkellerei Henkell. Man sieht eine hübsche junge Frau mit einem Glas in der Hand, vor ihr steht ein mit Eis gefüllter Sektkühler, darin eine Flasche Henkell Trocken. «Die Krönung einer Sommernacht», verspricht das Inserat. Und: «Henkell Trocken ist von sprichwörtlicher Bekömmlichkeit!» Als weniger prickelnd wird in Diplomatentreisen indes eine Personalentscheidung wahrgenommen, die zeitgleich mit dem Erscheinen des Heftes die Runde macht: die Ernennung eines Mitglieds der Familie Henkell zum deutschen Botschafter in London. Die Rede ist von Joachim von Ribbentrop, der 1920 eine Tochter des Firmeninhabers Otto Henkell geheiratet hat.

Die politischen Beobachter im In- und Ausland raufen sich ob dieser Berufung die Haare: Wie kann Hitler diesen ausserordentlich wichtigen Botschafterposten ausgerechnet an Joachim von Ribbentrop vergeben? Der Diktator kann, denn er schätzt Ribbentrop, womit er allerdings weit und breit alleine steht. «Er ist von mittelmässiger Intelligenz und Bildung», schreibt der französische Botschafter André François-Poncet in vornehmer Zurückhaltung. «Seine Unwissenheit in diplomatischen Fragen ist erstaunlich». Im vertraulichen Gespräch nimmt der Diplomat aber kein Blatt vor den Mund: Ribbentrop sei ein Vollidiot und himmelschreiend dumm. Allerdings spreche er gutes Englisch, lästerte François-Poncet gegenüber seinem amerikanischen Kollegen George S. Messersmith, und sei der Typ, «der einem englischen Gentleman als ein Gentleman erscheint». Selbst in den Führungszirkeln des «Dritten Reiches» besitzt Ribbentrop kaum Freunde. Er gilt vielen als arroganter Snob, unsympathischer Wichtigtuer und überheblicher Phrasendrescher, der seine Mitmenschen mit geistlosen Monologen traktiert. Für Joseph Goebbels ist Ribbentrop obendrein ein Hochstapler, der sich 1925 von einer nobilitierten kinderlosen Tante adoptieren liess – gegen eine lebenslange Rente von monatlich vierhundertfünfzig Mark

– und so zu seinem Adelsprädikat kam. Goebbels: «Seinen Namen hat er gekauft, sein Geld hat er geheiratet, und sein Amt hat er sich erschwindelt».

Joachim von Ribbentrop geht nur ungern als Botschafter nach London. Eigentlich will er das Auswärtige Amt übernehmen, doch dieser Posten ist mit dem Berufsdiplomaten Konstantin von Neurath besetzt. Da Hitler keine Anstalten macht, Neurath zu entlassen, und Ribbentrop seinem «Führer» hündisch ergeben ist, fügt er sich schliesslich. Ein Grund zum Feiern ist die Berufung an die Themse in seinen Augen also nicht. Doch dummerweise haben die Ribbentrops heute Abend Gäste – etwa sechshundert, die man bereits vor Wochen anlässlich der Olympischen Spiele eingeladen hat. Damals war von der neuen Mission noch keine Rede.

Im Minutentakt fahren nun die Limousinen der prominenten Besucher vor. Ein jeder erhält beim Betreten der Villa die in Buchform gedruckte Gästeliste überreicht. Beim Durchblättern entdeckt man die Namen vieler Engländer, darunter auch die der Channons. Selbst Hermann Göring gibt sich die Ehre. Vielleicht will er aber auch nur eifersüchtig überwachen, was Joachim und Annelies von Ribbentrop ihren Gästen bieten. Übermorgen wird Göring sein eigenes Olympiafest ausrichten – dann will er dem Konkurrenten in nichts nachstehen. Doch das wird nicht einfach. Die Ribbentrops bewohnen im vornehmen Berliner Stadtteil Dahlem eine elegante Villa, in deren weitläufigem Park sich sogar ein Swimmingpool und ein Tennisplatz befinden. Warum auch nicht? Geld ist ja genug vorhanden.

Heute Abend ist das gesamte Anwesen festlich illuminiert, Sänger der Staatsoper tragen beliebte Arien vor, und später schwingen die Gäste das Tanzbein. Zahllose livrierte Diener schenken Ströme von Pommery-Champagner aus (warum eigentlich nicht Henkell Trocken?), und über offenem Feuer lässt der Hausherr einen ganzen Ochsen braten. Mit gequälter Freundlichkeit und süsssaurem Lächeln nimmt Ribbentrop die vielen Glückwünsche zu seiner Ernennung entgegen. Doch je länger die Gratulationscour dauert, desto verkniffener wird sein Gesicht. Der

neue Botschafter kann kaum verbergen, was er von der zukünftigen Aufgabe hält. Im Gegensatz zu Joachim von Ribbentrop amüsiert sich Hermann Göring prächtig. Er geht von Tisch zu Tisch, plaudert hier und dort und erzählt hinter vorgehaltener Hand kleine Witzchen über den Sektbaron oder den Herrn von Ribbensnob.

Sir Henry Channon kann heute Abend einmal mehr ein Detail beobachten, das ihm in den vergangenen Tagen schon häufiger aufgefallen ist: das stillose und unelegante Auftreten der Gattinnen führender Nationalsozialisten. Was «Chips» nicht in den Kopf geht: Die Ribbentrops etwa haben Geld wie Heu und feiern verschwenderische Feste wie im Ancien Regime, doch der Gastgeberin fehlt jeder Chic. «Frau von Ribbentrop hat intelligente Augen, trägt entsetzliche khakifarbende Kleidung und ist völlig ungeschminkt.» Der Hausherr sehe zumindest wie der «Kapitän irgendeiner Yacht» aus, doch die Dame des Hauses sei einfach nur geschmacklos. Sir Henry fragt sich allen Ernstes, ob es an den unattraktiven deutschen Frauen liege, dass so viele Männer homosexuell sind. «Chips» muss es ja wissen. Nichtsdestotrotz amüsieren sich die englischen Gäste hervorragend. «Wir blieben bis drei Uhr früh und ich hatte einen Riesenspass», so Channon in seinem Tagebuch. «Der entzückende wie auch merkwürdige Abend, die fantastische Ansammlung von Berühmtheiten, Botschafter Ribbentrops (oder besser Frau von Ribbentrops) ausgezeichnete Champagner – das Alles stieg mir irgendwie zu Kopf.»

Während Joachim von Ribbentrop in Dahlem Hof hält, wird das Berliner Philharmonische Orchester im Olympischen Dorf erwartet. Der Auftritt gehört zum Unterhaltungsprogramm, das den Athleten regelmässig Musiker, Tänzer, Akrobaten und andere mehr oder weniger bekannte Zeitgenossen präsentiert. Der Atlantikflieger Charles Lindbergh, der Boxer Max Schmeling und der Tenor Jan Kiepura waren bereits zu Gast, heute ist Deutschlands berühmtestes Orchester an der

Reihe. Es ist genau genommen bereits der zweite Auftritt der «Berliner» im Olympischen Dorf. Kurz vor Beginn der Spiele Ende Juli war ein Konzert unter freiem Himmel geplant, das allerdings wegen des ständigen Regens kurzfristig in die Sporthalle verlegt werden musste. Doch heute ist das Wetter besser, und der AufRührung steht nichts mehr im Wege. Das Philharmonische Orchester kommt in grosser Besetzung, das Programm ist mit Werken von Richard Wagner, Carl Maria von Weber und Georges Bizet erstklassig. Nur Alois Melichar, der Dirigent des Abends, gehört eher zur zweiten Garnitur. Wilhelm Furtwängler hat offensichtlich keine Zeit – oder keine Lust.

Die Musiker sitzen am sogenannten Birkenring, einem zentralen Platz im Olympischen Dorf, die etwa dreitausend Zuhörer verteilen sich auf die angrenzenden Freiflächen. Es dämmt bereits, als Melichar den Einsatz zu Richard Wagners *Tannhäuser-Ouvertüre* gibt. Als gut eine Stunde später Ausschnitte aus Bizets Oper *Carmen* erklingen, ist es mittlerweile stockfinster. Zahlreiche Fackeln tauchen das Orchester in ein gelblich-rotes Licht. Von der etwas höher gelegenen Bastion hat man den Eindruck, als lodere der Birkenring wie glühende Lava. Ein betörender Anblick.

Zu den zahlreichen Zuhörern gehört auch Wolfgang Fürstner. Hauptmann Fürstner ist seit über zwei Jahren für das unter der Regie der Wehrmacht erbaute Olympische Dorf zuständig. Bis in das Frühjahr 1936 fungiert er sogar als der erste Kommandant der Anlage, dann wird er planmässig für die Zeit der Spiele von einem Offizier mit einem höheren militärischen Rang abgelöst und dient weiterhin als Platzmajor – als eine Art Bürgermeister. Der Vierzigjährige hätte wirklich allen Grund, den Abend zu geniessen, denn schliesslich ist das Olympische Dorf, das allenthalben als Meisterleistung gefeiert wird, ein Stück weit sein Werk. Doch Wolfgang Fürstner ist missmutig. Als im Anschluss an das Konzert ein Feuerwerk in den Nachthimmel über Berlin steigt, kann er sich nicht an dem Farbenspiel erfreuen.

Fürstners Vorgesetzter Werner Freiherr von und zu Gilsa macht sich grosse Sorgen um seinen Stellvertreter. Zwar benimmt sich Fürst-

ner ihm gegenüber tadellos, doch kommen Gilsa seitens Dritter immer mehr Klagen zu Ohren: Der Hauptmann habe sich nicht im Griff, er reagiere fahrig und unwirsch, sei nicht bei der Sache und anderes mehr. Die Wahrheit ist: Wolfgang Fürstner steht mit dem Rücken zur Wand. Mit Schrecken musste er jüngst feststellen, dass seine Frau Leonie ihn mit seinem eigenen Adjutanten betrügt. Die untreue Gattin will sich angeblich möglichst bald scheiden lassen. Zu der privaten Misere kommen massive berufliche Probleme, Gerüchte von Fürstners «nicht-ari-scher. Abstammung machen im Olympischen Dorf die Runde. Mehrere Plakate mit der Aufschrift «Nieder mit dem Juden Fürstner!» sollen von Unbekannten auf dem Gelände angebracht worden sein, auch ist hinter vorgehaltener Hand von einem offiziellen Ermittlungsverfahren gegen ihn die Rede. Und in der Tat: Fürstners Grossvater väterlicherseits ist Jude, ein Grosscousin ist der ebenfalls jüdischstämmige Musikverleger Otto Fürstner. Über mehrere Ecken ist Wolfgang Fürstner so auch mit Frau Yvonne, der Besitzerin der Sherbini-Bar, verschwägert.

Nach den Gesetzen des NS-Staates gilt Wolfgang Fürstner als sogenannter «Vierteljude», als ein «Mischling zweiten Grades». Die Olympischen Spiele gewähren ihm vorerst einen gewissen Schutz, denn während Zehntausende Touristen in der Stadt sind, wird die NSDAP, deren Mitglied Fürstner ist, wie auch die Wehrmacht sicherlich nichts gegen ihn unternehmen. Die Nazis können keinen Skandal gebrauchen. Doch was wird nach dem Ende der Spiele geschehen? Was, wenn die internationalen Gäste wieder weg sind und die Weltöffentlichkeit nicht mehr auf Berlin schaut? Kein Wunder, dass Wolfgang Fürstner den Auftritt des Berliner Philharmonischen Orchesters nicht geniessen kann. Er hat grosse Angst. Eine Woche später ist er tot.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Die lettländische Staatsangehörige Olga Schwabe aus Riga hat durch Vermittlung eines SA-Scharführers Meldung über einen angeblichen Journalisten Dr. Wilhelm Lindner erstattet. Danach soll der Genannte, der ihr die Sehenswürdigkeiten Berlins zeigte, angesichts der Grabstätte Friedrichs des Grossen erklärt haben, dass er die Hakenkreuzfahne auf dem Grab des Königs nicht schön finde. Im Laufe der weiteren Unterhaltung soll er sich wörtlich geäußert haben. Adolf Hitler ist ein grosser Abenteurer, ist ein Österreicher, will nur Krieg führen, baut nur Kasernen. Dr. Goebbels ist ein Jesuit, spricht nur ein und dasselbe und er hat einen Klumpfuss und seine Kinder haben das gleiche. Lindner soll fern damit renommiert haben, dass er noch nie in seinem Leben ‚Heil Hitler‘ gesagt habe.»

*Die Regisseurin Leni
Riefenstahl dreht den
offiziellen Film über die
Olympischen Spiele und setzt
sich dabei auch gerne
selbst in Szene.*



MITTWOCH, 12. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Anfangs noch heiter, später Bewölkungszunahme und Gewitter mit mässiger Abkühlung. Winde meist schwach, über Süd auf West drehend. 24 Grad.

Die rheinische Provinzstadt Bonn schläft noch, als im Morgengrauen des 12. August Hans Eduard Giese in den Innenhof des Gerichtsgefängnisses geführt wird. Der Zweiunddreissigjährige ist an das Ende seines Lebens gelangt, in wenigen Minuten soll er hingerichtet werden. Dabei ist Giese alles andere als ein ein Mörder. Wegen Diebstahls und Unterschlagung war er bislang aktenkundig geworden, zuletzt verbüßte er eine zweijährige Haftstrafe wegen Falschmünzerei. Mitte Juni jedoch hat Giese eine sehr schlechte Idee. Er entführt den einjährigen Sohn eines Bonner Kaufmanns, bindet ihn im Wald an einen Baum, versorgt den Jungen dort mit Apfelsaft, Apfelsinen und Schokolade und fordert tausendachthundert Mark Lösegeld. Der Plan geht gründlich schief – nach sechs Stunden wird das Opfer unverletzt befreit und Giese festgenommen. Nach Paragraph 239 des Reichsstrafgesetzbuches wird Freiheitsberaubung mit einer Gefängnisstrafe von bis zu fünf Jahren geahndet. Doch dann erfährt die Reichsregierung von dem Vorfall und erläßt in aller Eile das Gesetz gegen erpresserischen Kindesraub. Man will an Hans Eduard Giese ein Exempel statuieren und so an den Stammtischen punkten. Am 22. Juni – nur sechs Tage nach der Tat – verkündet das Reichsgesetzblatt den Paragraphen 239a: «Wer in Erpressungsabsicht ein fremdes Kind durch List, Drohung oder Gewalt entführt oder sonst der Freiheit beraubt, wird mit dem Tode bestraft. Da das Gesetz rückwirkend zum 1. Juni 1936 in Kraft tritt, kann Hans Eduard Giese nach der neuen Bestimmung angeklagt werden. Am 1. Juli ergeht unter grosser öffentlicher Anteilnahme im gesamten Land der Richterspruch: Todesstrafe. In der Urteilsbegründung bedankt sich der Vorsitzende Richter ausdrücklich im Namen aller deutschen Mütter und Väter bei der Reichsregierung für das neue Gesetz.

Im Gefängnishof stehend, sind Gieses Hände auf dem Rücken gefesselt. Ein katholischer Pfarrer tritt heran, murmelt ein kurzes Gebet und erteilt dem Delinquenten die Absolution. Ein Justizbeamter verliest sodann erneut das Urteil und gibt den Befehl: «Scharfrichter, walten Sie Ihres Amtes!. Dann geht alles sehr schnell. Die Gehilfen des Scharfrichters packen Giese an Armen und Schultern, führen ihn im Eilschritt zum Richtblock und schnallen ihn dort fest. Wenige Sekunden später schnellt das Beil des Henkers nieder und trennt den Kopf vom Rumpf. In Berlin beginnt der zwölfte Tag der Olympischen Spiele – und Hans Eduard Giese ist tot.

AUSZUG AUS DEN TÄGLICHEN ANWEISUNGEN DER REICHSPRESSEKONFERENZ:
«In Bonn ist heute der Kindesentführer Giese hingerichtet worden. Die DNB-Meldung darüber soll mit Rücksicht auf die Olympischen Spiele nicht allzu gross aufgemacht werden. Kommentare sollen unterbleiben».

Hannes Trautloft, Max von Hoyos und die anderen deutschen Legionäre haben Cadix verlassen und sind mittlerweile in Sevilla eingetroffen, wo sie auf dem nahegelegenen Flugplatz Tablada die zerlegten Flugzeuge zusammenbauen. In Andalusien herrschen zu dieser Jahreszeit Temperaturen von nicht selten vierzig Grad Celsius und mehr – im Schatten! Kein Wunder, dass die Montage länger dauert als geplant, kann man sich doch tagsüber kaum im Freien bewegen; erst abends wird es etwas angenehmer. Unzulängliches Werkzeug erschwert die Arbeiten zusätzlich, darüber hinaus verträgt mancher deutsche Soldat das ungewohnte mediterrane Essen nicht und verbringt mehr Zeit auf dem Klosett als in der Flugzeughalle. Die Spanier lassen es insbesondere in der Mittagshitze ruhig angehen, was die Gäste aus Alemania wiederum als laxe Arbeitsmoral interpretieren. Kommen dann noch

Verständigungsprobleme hinzu, kann die Stimmung unter den Männern schnell kippen.

«Wir erfahren etwas Näheres über unseren Auftrag und sind nicht gerade erbaut», so Trautloft heute in seinem Tagebuch. «Wir sollen nämlich die spanischen Flugzeugführer auf unsere Jagdflugzeuge umschulen.» Die Enttäuschung ist gross, hoffte er doch, möglichst schnell selbst fliegen zu können. Adolf Hitler erlässt an die Deutschen jedoch den strikten Befehl, vorerst nicht aktiv in das Kampfgeschehen einzuschreiten. Die Betonung liegt auf «vorerst», wie Joseph Goebbels vorsichtig andeutet: «Führer möchte gerne in Spanien eingreifen. Aber Situation noch nicht reif. Vielleicht kommt das noch. Erst Olympiade glücklich zu Ende führen.»

Währenddessen kommt es auf Seiten der Putschisten wie der Republikaner zu brutalen Übergriffen. Tausende Menschen werden gefoltert und ermordet. Hält sich die deutsche Presse zunächst noch mit Berichten zurück, mehren sich zum Ende der Olympischen Spiele die Artikel über echte oder vermeintliche republikani. sehe Kriegsgräu. Von Objektivität natürlich keine Spur: Dass Franco mit seinen Gegnern alles andere als zimperlich umgeht, erfahren die deutschen Leserinnen und Leser nicht. Dafür informiert man aber umso ausführlicher über «viehische Grausamkeiten» der spanischen Regierung im Namen des Bolschewismus. «Jeden Morgen Hinrichtungen», lautet eine Schlagzeile, eine andere: «70 Soldaten in der Stierkampf-Arena hingerichtet». Die Berichte stam. men oft vom Hörensagen und lassen sich nicht überprüfen, was Joseph Goebbels aber nicht davon abhält, sie als angebliche Fakten verbreiten zu lassen. Viele dieser Begebenheiten spielen in Kirchen und Klöstern: Da ist von jungen Nonnen die Rede, die von den «Roten» reihenweise öffentlich vergewaltigt werden oder denen man die Brüste abschneidet, während Mönche bis zum Umfallen tanzen müssen. Männer, Frauen und Kinder werden in Gotteshäusern gekreuzigt, so heisst es, und Priester auf Scheiterhaufen aus Kirchenbänken lebendig verbrannt.

Dem Propagandaminister kommen derartige Horrorgeschichten – ob sie nun stimmen oder nicht – sehr zupass Joseph Goebbels hat aber keinesfalls seine Sympathien für Priester, Mönche und Nonnen entdeckt. Er erkennt vielmehr das demagogische Potential, das in der Kopplung von Sexualität und Gewalt liegt. Sadismus gegen unschuldige Geistliche stellt in der öffentlichen Wahrnehmung eine schlimme Grenzverletzung dar, mit deren Hilfe Goebbels im eigenen Land Angst vor den «Bolschewisten» schüren kann. Denn darum geht es ihm in Wahrheit: die Deutschen peu à peu auf einen Krieg mit der Sowjetunion vorzubereiten.

AUSZUG AUS DEN TÄGLICHEN ANWEISUNGEN DER REICHSPRESSEKONFERENZ:
«Eine Zeitschrift habe zum Rasseproblem wieder einen höchst unpassenden Artikel gebracht, nämlich aus einem Buch ‚Sport und Rasse‘, in dem ungefähr auseinandergesetzt werde, dass nur die Teutonen im Zehnkampf Aussicht auf Erfolg hätten. Die Rassenlehre sei durch diese Veröffentlichung sicherlich nicht bereichert worden, aber unsere Olympiagäste würden dadurch verärgert. Die Veröffentlichung sei also höchst unpassend gewesen und deshalb zu beanstanden [...]. Übrigens sei es auch unpassend, wenn im Rahmen der Olympiaberichte das Wort ‚Exoten‘ verwendet werde, das bestimmt zu vermeiden sei, zumal da wir ja im Zeichen der olympischen Gleichberechtigung aller Nationen stünden.»

Die Deutschen trinken zu viel Alkohol. Das behauptet zumindest Dr. Theo Gläss. Jeden Tag fährt Dr. Gläss von seinem Wohnort im Berliner Bezirk Britz in die Stadtmitte, wo er in der Linienstrasse den Kampf gegen den Alkohol aufnimmt. Der Vierzigjährige ist Geschäftsführer des Deutschen Guttemplerordens, einer ursprünglich aus den Vereinigten Staaten stammenden Selbsthilfeorganisation, die ein abstinentes Le-

ben propagiert. Mit rund zweiunddreissigtausend Mitgliedern in 1'150 Ortsgruppen sind die Guttempler zwar die grösste, doch nicht die einzige Einrichtung ihrer Art. Über zwanzig Vereine machen 1936 reichsweit gegen den Alkohol Front, darunter der «Deutsche Verband zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels», der «Deutsche Bund enthaltsamer Pfarrer» sowie die «Evangelische Reichsarbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung der Alkoholnot», deren Zielsetzung man allerdings fehlinterpretieren könnte.

Alkoholismus gilt im «Dritten Reich» weder als Krankheit noch als Laster, sondern als ein «Verbrechen an der Volksgesundheit» und als ein «schlimmer Feind unserer Rasse», wie es in einer von Theo Gläss herausgegebenen Schrift heisst. Kein Wunder, dass Gläss das «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses», das Zwangssterilisationen vermeintlich Erbkranker und Alkoholiker erlaubt, ausdrücklich begrüsst.

Doch wie viel Alkohol trinken die Deutschen im Olympiajahr 1936 wirklich? Tatsache ist, dass der Alkoholverbrauch nach einem Tiefstand Anfang der 1930er Jahre seit einiger Zeit wieder ansteigt. Werden 1933 noch sechs Millionen Flaschen Schaumwein konsumiert, sind es 1936 bereits 14.2 Millionen Flaschen. Der Branntweinverbrauch steigt im gleichen Zeitraum von 564'716 auf 760'796 Hektoliter. Beim Bier ist schliesslich eine Zunahme von 34 auf 39 Millionen Hektoliter zu verzeichnen. Ist das Deutsche Reich also ein Land der Trinker? Die nackten Zahlen mögen dieser Vermutung Vorschub leisten, doch beim näheren Hinsehen wird deutlich, dass der Alkoholkonsum noch nicht wieder die Werte früherer Zeiten erreicht hat: 1908 liegt der Branntweinverbrauch immerhin bei 2.6 Millionen Hektoliter, während 1919 knapp 16 Millionen Flaschen Schaumwein über deutsche Ladentische gehen. Der Bierbedarf ist 1901 mit 71 Millionen Hektoliter wiederum am höchsten. Mit anderen Worten: Im Kaiserreich und in der Weimarer Republik wurde noch mehr getrunken.

Zur Wahrheit gehört aber auch, dass der zunehmende Alkoholkonsum Ausdruck einer tiefen Verunsicherung ist. In den monatlichen

Deutschland-Berichten, einer in Prag erscheinenden sozialdemokratischen Exilzeitschrift, wird im Sommer 1936 erstmals eine in Deutschland herrschende «Stimmung des Augenblicks» erwähnt. «Es wird heute mehr Bier getrunken als in der Weimarer Zeit», berichtet etwa ein Informant aus Bayern. «In kleinen Wirtschaften trifft man jetzt wieder mehr kleine Saufklubs aus Arbeitern.» Das Schlimmste sei jedoch, so der konspirative Zuträger, dass die Jugend durch das ritualisierte Feiern und Trinken systematisch entpolitisiert werde. «Und die Alten? Da kann man viele von ihnen beobachten, wie sie in Kneipen sitzen und den Jungen Freibier zahlen, und dann kommen all die längstbekanntesten Kriegsgeschichten wieder zum Vorschein. Die Leiden des Krieges sind vergessen, und vor den glühenden Augen abenteuerlustiger Jungens schwelgen sie in Begeisterung über ihre einstigen Heldentaten.» Das Resümee des Autors verheisst für die Zukunft nichts Gutes: «Es gibt nichts schöneres als Soldat zu sein’, das ist die Grundstimmung der heutigen Jugend, sowohl auf dem Lande, wie auch in der Stadt.»

Das Postamt in der Lietzenburger Strasse 35. Es ist früher Nachmittag. Mascha Kaléko betritt den Schalterraum und holt sich ihren täglichen Liebesbrief ab. Der Absender heisst Chemjo Vinaver, ist zwölf Jahre älter als Mascha und arbeitet als Musikwissenschaftler und Dirigent. Die beiden sind sich in den vergangenen Jahren hin und wieder begegnet: im Theater, im Romanischen Café, das Mascha regelmässig besucht, bei Abendvorträgen oder auch zufällig auf der Strasse. Einmal treffen sie sich vor Maschas Haus – es regnet in Strömen, und Mascha ist auf dem Weg zu einer Verabredung. Das sei ja wieder ein Hundewetter, will Chemjo ein Gespräch beginnen, doch Mascha hat keine Zeit und hüpfte zwischen den Pfützen davon. Jahre später beichtet Chemjo, dass dieses und manche andere Treffen nicht zufällig geschehen seien, ja, dass er Mascha in stiller Liebe regelrecht aufgelauert habe, um einen

Blick von ihr zu erhaschen. Doch Chemjo wagt es nicht, sich ihr zu erklären, denn Mascha ist ja mit Saul verheiratet. Irgendwann im Jahre 1935 muss es zwischen den beiden dann doch gefunkt haben, und aus Frau Kaléko und Herrn Vinaver wird ein heimliches Liebespaar.

Mascha leidet unter der Situation – unter dem Sich-verstecken-Müssen, unter der Heimlichtuerei und auch darunter, dass sie ihren Mann betrügt. Die beiden führen zwar eine vergleichsweise moderne und offene Beziehung, doch eigentlich will Mascha ihn nicht hintergehen. Einmal schreibt Saul ihr:

Es ist mir gleich ob Du mir treu
Nur – will ich Dich nicht missen.
Sei untreu mir soviel du willst
Doch – lass es mich nicht wissen.

Mascha antwortet mit ihrem Gedicht *Für Einen*, in dem es heisst:

Die Andern sind das weite Meer.
Du aber bist der Hafen.
So glaube mir: kannst ruhig schlafen.
Ich steure immer wieder her.

Doch diese gegenseitigen Beteuerungen stellen sich mehr und mehr als Selbstbetrug heraus. Vor wenigen Tagen – am 31. Juli 1936 – feierten Mascha und Saul Kaléko ihren achten Hochzeitstag – und Mascha ist tieftraurig. Je häufiger sie das Postamt besucht, desto klarer wird ihr, dass sie Saul nicht mehr liebt, mehr noch, dass sie ihn womöglich nie wirklich geliebt hat. Als wäre das alles nicht schon kompliziert genug, wird Mascha in diesen Sommertagen zur Gewissheit, was sie schon länger vermutet hat: Sie ist schwanger – und zwar von Chemjo. Mascha bringt nicht die Kraft auf, Saul reinen Wein einzuschenken. Vor die Wahl gestellt, entscheidet sie sich für ein Doppelleben mit dem Postamt

in der Lietzenburger Strasse als Relaisstation. Saul Kaléko hält sich für den Erzeuger des Nachwuchses, ist verständlicherweise überglücklich und schmiedet sogleich Pläne: Die Wohnung werde zu klein, sobald das Kind da sei, am besten ziehe man noch vor der Geburt um. Gesagt, gefunden. In der nahen Bleibtreustrasse in Charlottenburg bietet man Saul eine grössere Wohnung an, die er zum Oktober für sich und Mascha anmietet.

Mascha sitzt im Postamt, hält Chemjos letzten Brief in den Händen und starrt auf den Linoleumboden. Ihre Augen scheinen auf dem grauen Belag einen Punkt zu fixieren, so regungslos sind sie, doch in Wahrheit blickt Mascha ins Leere. Sie schaut in eine Zukunft, die ihr so farblos wie der Fussboden unter ihr erscheint. Mascha fühlt, dass sie mit Saul nicht mehr leben möchte, und befürchtet, dass sie als Jüdin in Deutschland bald nicht mehr leben kann. «Ich habe mehr gelitten in den letzten zwei Jahren, als es menschenmöglich ist», wird sie sich 1938 an jene Zeit erinnern. Während Mascha da so in sich versunken sitzt, betreten zahlreiche Passanten das Postamt, andere verlassen es wieder. Öffnet sich die Türe, so findet der Strassenlärm seinen Weg in die Schalterhalle. Draussen vor dem Haus steht ein Zeitungsjunge und preist die Schlagzeilen der offiziellen *Olympia-Zeitung* an. Einzelne Worte sind zu verstehen: «Grosser Tag für Japans Schwimmer» ruft der Kleine, «Zwei Goldmedaillen» und anderes mehr. Die Olympischen Spiele . . .? Ach, die sind ihr völlig gleichgültig. Mascha Kaléko hat andere Sorgen.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Ein Abteilungsleiter der Deutschen Arbeitsfront machte die Anzeige, dass im Lokal Siechen, Behrenstrasse, eine deutsche Angestellte einen Olympiagast gegenüber abfällige Bemerkungen über Führer und Staat gemacht habe».

Im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt steht heute William Shakespeares *Hamlet* auf dem Programm. Die Besetzung ist erstklassig: Gustaf Gründgens als Hamlet, Hermine Körner als Königin Gertrude, Käthe Gold gibt die Ophelia. Die Aufführung gehört zum künstlerischen Rahmenprogramm der Olympischen Spiele, sodass viele internationale Gäste erwartet werden. Selbstverständlich ist die Vorstellung bereits seit Wochen ausverkauft. Gustaf Gründgens ist nervös. Dass der sechsunddreissigjährige Schauspieler heute auf der Bühne steht, ist keine Selbstverständlichkeit. Noch vor kurzem sah es nämlich gar nicht gut aus für Gründgens. Einflussreichen Kreisen um den NS-Chefideologen Alfred Rosenberg ist Gründgens ein Dorn im Auge. Er gilt als kulturpolitisch unzuverlässig, überdies ist er schwul. Dass der Herr «Abgründgens», wie Thomas Mann seinen einstigen Schwiegersohn gelegentlich zu nennen pflegt, sich zum eigenen Geschlecht hingezogen fühlt, ist selbst in hohen Parteikreisen kein Geheimnis. «Der Führer mag Gustaf Gründgens nicht», notiert Joseph Goebbels. «Er ist ihm zu unmännlich.» Hitler muss es ja wissen. Doch Gründgens hat in Hermann Göring, dem das Preussische Staatstheater untersteht, einen mächtigen Förderer. Göring und Gründgens – diese beiden so grundverschiedenen Männer mögen sich. «Sein Verhältnis zu Göring war echte Verehrung, ja Freundschaft», so ein Zeitzeuge. «Zu allen anderen führenden Nazis hatte er eine ausgesprochen skeptisch-ironische Einstellung, die, etwa bei Streicher, Ley und erst recht bei Himmler, zu Verachtung, ja Hass, sich steigerte.» Im Herbst 1934 beruft Göring seinen Favoriten zum Intendanten des Staatstheaters und versieht ihn mit zahlreichen Privilegien. Das alles kann der Rosenberg-Clique nicht recht sein.

Kurz vor Beginn der Olympischen Spiele sehen Gründgens Gegner ihre Chance gekommen. Im NS-Parteiblatt *Völkischer Beobachter* erscheint Anfang Mai ein maliziöser Angriff, in dessen Zentrum Gründgens Homosexualität steht. Es ist kaum vorstellbar, dass diese Attacke ohne Rosenbergs Billigung erfolgt, schliesslich ist er der Hauptschrift-

leiter (vulgo: Chefredakteur) der braunen Postille. Waldemar Hartmann, der Autor des Artikels, verhält sich jedenfalls ausserordentlich raffiniert: Er will Gründgens treffen, ohne ihn namentlich zu erwähnen. Hartmann spielt gewissermassen über Bande, wenn er scheinheilig davor warnt, in der Figur des Hamlet einen Dorian Gray des sechzehnten Jahrhunderts zu sehen. Rosenbergs Mann spricht die Intimität nicht aus, er deutet sie nur an. Das sitzt. Gründgens empfindet den Hinweis auf den homosexuellen Dandy Oscar Wilde und dessen Romanfigur Dorian Gray als unmissverständliche Drohung.

Gustaf Gründgens ist zweifellos in Gefahr. Sein Schauspielerkollege Kurt von Ruffin etwa wird 1934/35 wegen seiner Homosexualität für neun Monate in das Konzentrationslager Lichtenburg in Sachsen deportiert und erleidet dort entsetzliche Qualen. Nicht besser ergeht es dem bekannten Text- und Schlagerdichter Bruno Balz, den man für acht Monate in das Gefängnis Plötzensee sperrt. Nach seiner Entlassung muss Balz heiraten – Selma, eine blonde Bäuerin aus Pommern. Von den vielen Tausend unbekanntem Homosexuellen, die verschleppt, misshandelt oder ermordet werden, ganz zu schweigen. Was, wenn das Regime selbst vor dem grossen Gustaf Gründgens nicht Halt macht?

Gründgens reist Hals über Kopf zu Freunden nach Basel, zeitgleich erhält Hermann Göring einen Brief, in dem Gründgens ihm kurz und bündig mitteilt, dass er soeben emigriert sei. Doch Gründgens will Deutschland wahrscheinlich auf Dauer gar nicht verlassen – er tut nur so. Für Carl Zuckmayer ist Gründgens ein Spieler, der eine intuitive Lust an der Gefahr empfindet: «Seine Beziehung zur Macht ist durchaus zynisch und daher stets selbstgefährdend.» Kurz vor der Eröffnung der Olympischen Spiele verfehlt Gründgens' Coup seine Wirkung nicht. Göring ruft seinen Lieblingsschauspieler in der Schweiz an, sichert ihm seinen persönlichen Schutz zu, verspricht eine Gehaltsaufbesserung in schwindelerregender Höhe und lässt Waldemar Hartmann kurzerhand verhaften. Zurück in Berlin ernennt Göring den Heimkehrer demonstrativ zum Preussischen Staatsrat – ein politisch bedeutungsloser Titel,

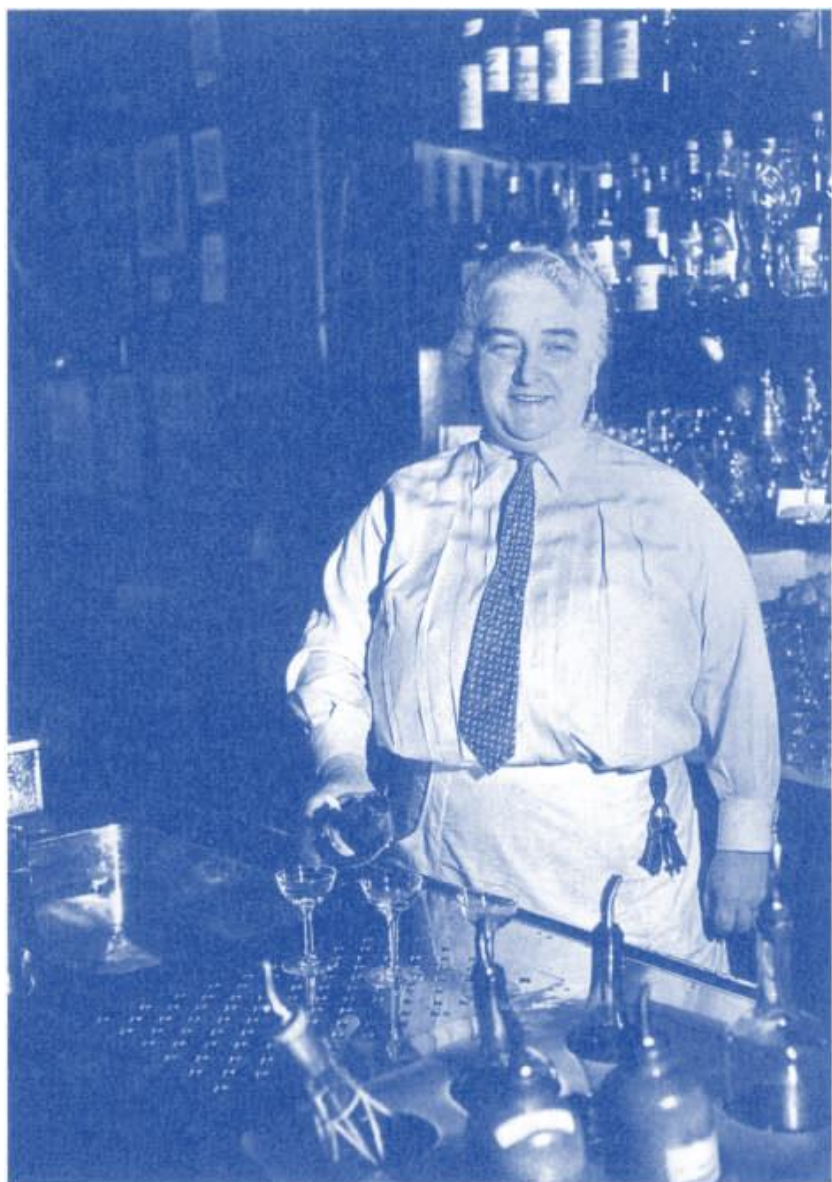
der allerdings mit Immunität verbunden ist, Gustaf Gründgens hat die Machtprobe gewonnen.

Zur Sicherheit macht Gründgens seiner zehn Jahre jüngeren Kollegin Marianne Hoppe noch einen Heiratsantrag. Ob er damit eine Bedingung Hermann Görings erfüllt, bleibt unklar. Tatsache ist, dass Gründgens und Hoppe eine tiefe menschliche Zuneigung füreinander empfinden. «Etwas war der Gustaf», schwärmt Marianne Hoppe, «wirklich ein Freund, auf den man sich verlassen konnte.» Die Hochzeit findet Ende Juni 1936 statt, und die Berliner feixen: «Hoppe, Hoppe, Gründgens, die kriegen keine Kindgens; und kriegt die Hoppe Kindgens, dann sind die nicht von Gründgens.»

Nach der überstandenen Gefahr hätte Gründgens auf Nummer sicher gehen und weitere Provokationen vermeiden können. Doch er liebt das Spiel mit dem Feuer. Bei der heutigen *Hamlet*-Aufführung tritt er ganz nah an die Rampe in der Bühnenmitte, dreht das Gesicht zum Saal und beginnt den berühmten Satz: «Ich habe keine Lust am Manne ...» Doch dann macht er plötzlich eine Pause, das Publikum hält den Atem an. Man könnte eine Stecknadel fallen hören. Was hat er vor? Gründgens blickt in die Reihen, mehr noch, man hat den Eindruck, als schaue er jedem einzelnen Zuschauer direkt in die Augen. Dann fährt er nach wenigen Sekunden fort: «... und am Weibe auch nicht.» Der Effekt ist ganz enorm. Als sich der Vorhang um kurz nach 23 Uhr senkt, wird das Ensemble stürmisch gefeiert.

Im Parkett sitzt auch der sechzehnjährige Gymnasiast Marcelli Reich, der sich später Marcel Reich-Ranicki nennen wird. «Hamlets Worte ‚Die Zeit ist aus den Fugen‘ und ‚Dänemark ist ein Gefängnis‘ hatte Gründgens – so schien es mir jedenfalls – besonders hervorgehoben», erinnert er sich. «Aber konnte es den Nazis, zumal ihren Kulturpolitikern und Journalisten, entgehen, dass dieser ‚Hamlet‘ auch als politisches Manifest, als Protest gegen die Tyrannei in Deutschland verstanden werden konnte? Nein, natürlich nicht.»

*Aenne Maenz betreibt in der
Augsburger Strasse eine nach
ihr benannte Kneipe, in der
zahlreiche Intellektuelle und
Künstler verkehren:
«Maenz agitai molem!»*



DONNERSTAG, 13. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Meist bedeckt, einzelne Regenfälle, bei leichten westlichen Winden, etwas kühler, 20 Grad.

In Dresden, etwa einhundertachtzig Kilometer vom Olympiastadion entfernt, schüttelt Victor Klemperer enerviert den Kopf. Die morgendliche Lektüre der Tageszeitungen widert ihn an, denn es gibt seit Wochen nur noch ein Thema: Olympia! Die gleichgeschaltete Presse im nationalsozialistischen Deutschland lügt ohnehin schamlos, doch nun, im August 1936, empfindet Klemperer es als besonders schlimm. Alenthalben liest er, wie friedlich und freudig es in Berlin zugehe, wie einig das deutsche Volk mit seinem sportbegeisterten «Führer» sei und wie herrlich sich das Leben im «Dritten Reich» ausnehme. Die Berliner Spiele seien eine einzigartige Erfolgsgeschichte und stellten bereits jetzt die schönsten Spiele aller Zeiten dar, lobt sich das Regime selbst. Ein Blatt versteigt sich sogar in höchste Höhen und schwärmt von einer bevorstehenden «Deutschen Renaissance durch Hitler».

Formulierungen wie diese machen Victor Klemperer wütend. Klemperer ist ein angesehener Romanist, der seit 1920 in Dresden als Professor an der Technischen Hochschule lehrte, bis er 1935 wegen seiner jüdischen Abstammung entlassen wird. Vom Gelderwerb abgeschnitten, weiss er nun oftmals nicht, wie er seine Rechnungen bezahlen soll. Kein Wunder, dass er voller Abscheu nach Berlin schaut. «Die Ehre eines Volkes hängt davon ab», spottet er in seinem Tagebuch, «ob ein Volksgenosse zehn Zentimeter höher springt als alle andern.» Er denkt an Helene Mayer, die eine Woche zuvor für Deutschland eine Silbermedaille gewonnen und bei der Siegerehrung den «Hitlergruss» gezeigt hat. Das ist für Klemperer Ausdruck einer unglaublichen Chuzpe: «Ich weiss nicht, wo die grössere Schamlosigkeit liegt, in ihrem Auftreten als Deutsche des Dritten Reichs oder darin, dass ihre Leistung für das Dritte Reich in Anspruch genommen wird.» Damit bringt Klempe-

rer Helenes Tragik auf den Punkt: Sie ist Teil der Mannschaft des nationalsozialistischen Deutschlands nicht trotz, sondern wegen ihrer jüdischen Abstammung. Helene, die einfach nur Sport treiben will und sich für Politik im Grunde nicht interessiert, ist in ein perfides Spiel geraten, dessen Ausmasse sie zunächst gar nicht überschauen kann. Ihre Geschichte ist auch die Geschichte eines boykottierten Boykotts.

Schon bald nach Adolf Hitlers Machtübernahme 1933 formieren sich insbesondere in England und den Vereinigten Staaten Protestbewegungen. Dabei dreht sich alles um die Frage, ob das Regime jüdischen Sportlern aus Deutschland die Teilnahme an den Spielen erlauben wird. Sollte dies nicht garantiert sein, so die Forderung, müsse die internationale Gemeinschaft das Berliner Sportfest boykottieren. Diese Auseinandersetzungen kommen dem Internationalen Olympischen Komitee sehr ungelegen. Henri de Baillet-Latour erklärt sich kurzerhand für nicht zuständig: Man wolle sich nicht in die inneren Angelegenheiten eines Landes einmischen, laviert der Graf; wenn Deutschland keine jüdischen Sportler nominieren, sei das seine Sache. Doch damit macht Baillet-Latour es sich zu einfach, unterschätzt er doch die amerikanische Öffentlichkeit, die sich mit Hinweisen auf die innerstaatliche Souveränität nicht abspesen lässt. Für Baillet-Latour und das IOC steht viel auf dem Spiel. Die Vereinigten Staaten sind die Sportnation Nummer eins, deren Fernbleiben würde die Spiele um ihre sportliche und politische Bedeutung bringen. Darüber hinaus hätte eine Absage der USA eine Signalwirkung und fordere möglicherweise auch andere Nationen zum Rückzug auf.

Als der öffentliche Druck in den USA immer grösser wird, entsendet das Amerikanische Olympische Komitee (AOC) im Herbst 1934 eine Untersuchungskommission nach Berlin, die die Lage der jüdischen Sportler im Reich begutachten soll. Dieses Gremium besteht genau aus einer Person: Avery Brundage, ehemaliger Zehnkämpfer, der es als Bauunternehmer zu einem Milliardenvermögen gebracht hat und nun als Präsident des AOC wirkt. Mister Brundage bleibt sechs Tage in der

Reichshauptstadt. Er besichtigt das im Bau befindliche Olympiagelände, besucht verschiedene Berliner Museen und lässt es sich gut gehen. Für die Vertreter des jüdischen Sports hat er indes nur kurz Zeit. Als die ihm in einem Gespräch bestätigen, dass Juden nicht Mitglieder eines deutschen Sportvereins sein können, erwidert Brundage: «In meinem Club in Chicago haben Juden ebenfalls keinen Zugang.» Damit ist für den Besucher aus Amerika die Sache erledigt. Nach seiner Rückkehr erklärt Mister Brundage wahrheitswidrig, dass die deutschen Juden mit ihrer sportlichen Situation zufrieden seien, und empfiehlt seinen Kollegen vom AOC, die Einladung nach Berlin anzunehmen. Doch auch jetzt verstummen die öffentlichen Proteste nicht, sodass sich das IOC im Sommer 1935 veranlasst sieht, seinerseits einen Unterhändler nach Berlin zu entsenden.

Charles Hitchcock Sherrill befindet sich schon im Ruhestand, als er seine heikle diplomatische Mission antritt. Der Achtundsechzigjährige ist langjähriges Mitglied des IOC und gilt als erfahrener Sportfunktionär. Für die Lage der Juden in Deutschland interessiert er sich aber ebenso wenig wie Avery Brundage. Es ist wohl etwas ganz anderes, das ihn für seine Aufgabe qualifiziert: Charles H. Sherrill ist von Adolf Hitler fasziniert. Bereits im Juni 1933 hat er den neu gewählten deutschen Reichskanzler in einem Leserbrief in der *New York Times* als starken Mann Europas gerühmt. Als Sherrill nun – am 24. August 1935 – von Hitler zu einem einstündigen Gespräch empfangen wird, geht für ihn ein Traum in Erfüllung. Der pensionierte General fühlt sich offenbar zu Höherem berufen. Vielleicht sieht er sich schon als neuer amerikanischer Botschafter in Berlin residieren? Über sein Treffen mit Hitler verfasst er jedenfalls einen Bericht, den er an niemand Geringeren als den amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt schickt. Darin schwärmt Sherrill von Hitlers persönlicher Bescheidenheit, von seiner beeindruckenden körperlichen Kondition und seinem geradlinigen Charakter. Was Roosevelt bei der Lektüre wohl gedacht haben mag? Damit Berlin auch keinen Zweifel an Sherrills freundlicher Haltung haben

kann, lässt er eine Kopie des Berichts über die deutsche Botschaft in Washington an Joseph Goebbels Propagandaministerium übermitteln.

Auch beim Gespräch mit Sherrill bleibt Hitler jedoch in der Sache unnachgiebig. Die Juden würden nicht unterdrückt, heuchelt er, sondern nur vollständig von der deutschen Bevölkerung separiert, insofern könnten Juden nicht Mitglied der deutschen Olympiamannschaft sein. Sherrill geht nun seinerseits in die Offensive: Er sei ein Freund Deutschlands, er wolle nur das Beste, doch wenn der «Führer» auf diesem Standpunkt beharre, werde das IOC die Spiele von Berlin wegverlegen. Hitler blafft seinen Besucher an, dass man in diesem Fall eben rein deutsche Olympische Spiele veranstalten würde. Doch diese Kaltschnäuzigkeit ist nur Schau: Hitler hat in Wahrheit grösstes Interesse daran, dass die Amerikaner an «seiner» Olympiade teilnehmen. Das weiss natürlich auch General Sherrill, der ihm nun einen diplomatischen Ausweg weist. Die Regierung solle die jüdischen Sportverbände auffordern, einen Vertreter für die deutsche Mannschaft zu benennen. Sherrill deutet es zwar nur an, doch mit seinem Vorschlag ist die Idee des «Alibi-Juden» geboren. Hitler verspricht eine Prüfung und lädt den amerikanischen Besucher als Ausdruck seiner Wertschätzung als Ehrengast zum diesjährigen Reichsparteitag der NSDAP nach Nürnberg ein. Charles H. Sherrill nimmt die Einladung dankend an.

Während seines viertägigen Aufenthalts in der Stadt an der Pegnitz führt der Ex-General weitere Unterredungen mit Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten, der mehr und mehr Gefallen an Sherrills Vorschlag findet. Selbstverständlich werde man jüdische Sportler in die deutsche Mannschaft aufnehmen, lautet fortan das Credo, sofern diese in «olympiareifer Verfassung» seien. Mit dieser Einschränkung sind indes der Willkür Tür und Tor geöffnet, denn wer als «olympiareif» zu gelten habe, entscheidet kein anderer als Hans von Tschammer und Osten. Als Sherrill Nürnberg verlässt, hat man sich offensichtlich schon auf eine Kandidatin verständigt: Helene Mayer. Am 21. Septem-

ber 1935 lädt Tschammer die Fechterin in die deutsche Equipe ein. «Schicken Sie ihr den Brief per Einschreiben», rät Sherrill dem Reichssportführer. «Ob sie dann annimmt oder nicht, Deutschlands offizieller Reichssportführer hat die Prinzipien des IOC respektiert.»

Zurück in den Vereinigten Staaten, erteilt Charles H. Sherrill der Berliner Regierung erwartungsgemäss die Absolution. Darüber hinaus gehe ihn die Behandlung der Juden in Deutschland ebenso wenig etwas an wie das «Negerlynchen in den Südstaaten». Doch damit nicht genug, versteigt er sich dazu, den amerikanischen Juden unmissverständlich zu drohen. Das Deutsche Nachrichtenbüro übermittelt Sherrills Worte im Telegrammstil nach Berlin: «Wir haben in Vereinigten Staaten halbmillion USA-Athleten, die sich auf Olympiaspiele und Deutschlandreise vorbereiteten. Wenn diesen Athleten plötzlich klar wird, dass ungefähr fünf Millionen Juden bei einer USA-Bevölkerung von 120 Millionen versuchen oder gar erreichen, dass sie ihrer nie wiederkehrenden Gelegenheit beraubt werden, dann werden wir ziemlich sicher antisemitische Schwierigkeiten erleben, die viele Jahre dauern werden.» Mit anderen Worten: Die Juden sollen sich davor hüten, als Spielverderber zu erscheinen. Sherrills Polemik kommt in Berlin vermutlich gut an.

Und Helene Mayer? Sie wird von verschiedenen Seiten bedrängt, die Einladung nicht anzunehmen. Dass sie dies letztlich doch tut, begründet Helene mit ihrem Heimweh nach Deutschland und Sehnsucht nach ihrer Familie. In ihrem Antwortschreiben an Hans von Tschammer und Osten legt sie Wert darauf, als deutsche Staatsbürgerin für Deutschland zu kämpfen, was Tschammer ihr daraufhin bestätigt. Als «Halbjüdin» ist Helene Mayer für die Nationalsozialisten wohl eher akzeptabel als Gretel Bergmann, deren Namen ebenfalls genannt wird. Die Hochspringerin befindet sich zwar in ausgezeichnete olympischer Verfassung, doch zwei Wochen vor Beginn der Spiele lässt ihr Tschammer mitteilen, dass er sie aufgrund ihrer Leistungen nicht nominieren könne. Der wahre Grund ist ein anderer: Gretel gilt als «Volljüdin».

Mit Helene Mayers Eintritt in die deutsche Olympiamannschaft ist der internationale Boykottbewegung der Wind aus den Segeln genommen. Die Amerikaner akzeptieren nun die Einladung nach Deutschland, den Spielen der XI. Olympiade steht nichts mehr im Wege, Ob sich die Geschichte aber anders entwickelt hätte, wenn Helene Mayer den Nazis eine Absage erteilt hätte? Dann wären die Vereinigten Staaten sowie einige weitere Länder womöglich nie nach Berlin gereist, mehr noch, Hitlers Spiele hätte es dann wahrscheinlich nie gegeben.

Das glaubt zumindest George S. Messersmith, der als amerikanischer Botschafter in Wien wirkt. Messersmith traut den Nazis keinen Fussbreit über den Weg, und in seinen diplomatischen Berichten nach Washington wird er nicht müde, vor der deutschen Regierung zu warnen. Mitte November 1935 schreibt er an den amerikanischen Außenminister Cordell Hull: «Es gibt viele kluge und gut informierte Beobachter in Europa, die der Ansicht sind, dass das Abhalten oder Nicht-Abhalten der Olympischen Spiele 1936 in Berlin eine wesentliche Rolle bei der weiteren Entwicklung der politischen Verhältnisse in Europa spielen wird, Ich glaube, dass dieser Stellenwert der Olympischen Spiele in Berlin nicht übertrieben ist.» George S. Messersmiths Einschätzung verhallt ungehört.

Im Londoner Exil dichtet der Schriftsteller und einstige Starjournalist des liberalen *Berliner Tageblatts* Alfred Kerr eine *Nazi-Olympiade*:

Ein rassischer Entrüstungssturm
Rast durch die braune Horde:
Drei Neger waren in besserer Form
Und leisteten Rekorde;
Die Nazis konnten schlechter.
(Olympisches Gelächter).

Der Kassenwart mit dem Rassenblech
Ist vor den Kopf geschlagen.
Drei Neger, ausgesuchtes Pech;
Was wird «mein Führer» sagen?
Stumm stehn die nordischen Fechter.
(Olympisches Gelächter).

Der «Führer» ächzt: «Die Olympiad’
(Das ist schon durchgesickert)
Scheint ganz wie der Franzosenstaat
Verjudet und verniggert».
Er stöhnt: «Gott, du Gerechter!»
(Olympisches Gelächter).

Hermann Göring ist der letzte Renaissancemensch, jedenfalls behauptet er das von sich. Es ist nicht ganz klar, was Göring mit dieser Beschreibung meint. Setzt man das Zeitalter der Renais. sance fälschlicherweise mit Brutalität, Masslosigkeit, Prahlerei, Völlerei, Selbstbereicherung und Korruption gleich, dann ist Hermann Göring tatsächlich der letzte Renaissancemensch. Neben diesem selbstverliehenen Titel führt Göring zahllose weitere Dienstbezeichnungen. Eine Auswahl: Preussischer Minister des Innern, Preussischer Ministerpräsident, stellvertretender Reichsstatthalter von Preussen, Präsident des Preussischen Staatsrates, Präsident des Reichstags, Reichsforstmeister, Reichsjägermeister, Reichsluftfahrtminister, Reichskommissar für die Luftfahrt, Präsident des Reichsluftschutzverbandes, Generaloberst, Oberbefehlshaber der Luftwaffe und einige andere mehr. Für jedes Amt bezieht Göring ein separates Gehalt, und für jede Tätigkeit besitzt er eigene Uniformen, die er sogar persönlich entwirft. Mal erscheint er ganz in Weiss, mal in Hellblau, mal im rotbraunen Wams mit bauschigen Hemdsärmeln, grünen Stiefeln und einem Speer in der Hand. Im privaten Umfeld bevorzugt er Kimonos aus violetter Seide, die seinen massigen Körper gnädig

kaschieren. Göring liebt Accessoires – er trägt mit Edelsteinen besetzte Ringe, goldene Dolche und Schwerter. Kein Wunder, dass der Empfang von Schneidern, Friseuren, Juwelieren, Parfümeuren und Kunsthändlern zu den regelmässigen Dienstpflichten eines Renaissancemenschen gehört.

Heute Abend bittet Göring anlässlich der Olympischen Spiele zu einem grossen Fest in den Garten des Reichsluftfahrtministeriums. In dem klotzigen Bau an der Ecke Leipziger- und Wilhelmstrasse, der erst vor kurzem in der Rekordbauzeit von nur achtzehn Monaten fertig gestellt wurde, ist Göring der Hausherr. Geld spielt also keine Rolle, und die internationalen Gäste werden einmal mehr verwöhnt. Neben dem diplomatischen Corps sowie den Regierungsmitgliedern ausländischer Staaten erscheinen die Vertreter des Internationalen sowie der nationalen olympischen Komitees, Minister der Reichsregierung, Vertreter der NSDAP und der Wehrmacht, zahlreiche Künstler und Sportler sowie Fürstlichkeiten aus dem In- und Ausland.

Den Beginn des Festes lässt Göring durch Herolde und Fanfarenspieler in mittelalterlicher Tracht verkünden. Zunächst tanzt das Ballett der Staatsoper, dann öffnet der Hausherr den bis dahin abgesperrten hinteren Teil des Gartens. Dort präsentiert sich ein ganzes Dorf im Miniaturstil mit Gasthof, Post, Bäckerei, Schützenplatz, Schwarzwaldmühle, Rheindampfer samt Drachenfels, Jahrmarktsbuden sowie einem Karussell. Der französische Botschafter André François-Poncet traut seinen Augen nicht, als sich Göring in einer weissen Fantasieuniform, diamantenberingt und beleibt auf eines der kleinen Pferdchen zwängt und bis zur Atemlosigkeit Karussell fährt. Dégoûtant!

Diese Extravaganz hat natürlich ihren Preis. Alleine das Essen, das vom Nobelrestaurant Horcher serviert wird, muss ein Vermögen gekostet haben. Der amerikanische Botschafter William E. Dodd schätzt die Gesamtkosten des Abends auf rund vierzigtausend Mark, was aber wohl zu wenig sein dürfte. Hermann Göring macht seinem Ruf als Renaissancemensch alle Ehre. «Max Reinhardt hätte das nicht besser ins-

zenieren können», notiert Henry Channon sichtlich überwältigt in sein Tagebuch. «,So etwas gab es seit der Zeit Ludwigs XIV nicht mehr’, sagte jemand zu mir. ‚Nicht seit Nero’, erwiderte ich. Doch genau genommen erinnerte der Abend eher an die Feste des Kaisers Claudius, aber ohne die Grausamkeiten.» Nur Joseph Goebbels zeigt sich betont unbeeindruckt: «Göring Gartenfest. Viele Leute. Etwas steif und kalt. Ich unterhalte mich mit den deutschen Läuferinnen, die Sonntag so Pech hatten. Sonst nur kurz da.» Goebbels grosser Auftritt kommt erst noch.

AUSZUG AUS DEN TÄGLICHEN ANWEISUNGEN DER REICHPRESSEKONFERENZ:
«Bei dem am Sonnabend stattfindenden Fussballenspiel zwischen Österreich und Italien sollen die Italiener im Bild stärker herausgestellt werden als bisher.»

Als Eleanor Holm Jarrett am 15. Juli 1936 mit über dreihundert weiteren Athletinnen und Athleten an Bord der SS Manhattan in New York in See sticht, gehört die Schwimmerin zu den Heldinnen des amerikanischen Sports. In sieben Jahren hat Eleanor nicht einen Wettkampf verloren. Nachdem sie bereits bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam und 1932 in Los Angeles für die Vereinigten Staaten angetreten war, steht ihr in Berlin der dritte Olympia-Start bevor. Alleine das ist bereits rekordverdächtig. Alles scheint Eleanor zu gelingen, selbst im Showbusiness fliegen ihr die Herzen und die Dollarscheine nur so zu. Mit ihrem Gatten, dem Bandleader Art Jarrett, tritt sie gemeinsam auf und singt – einen weissen Badeanzug, einen weissen Cowboyhut sowie High Heels tragend – den Song *I'm an Old Cowhand from the Rio Grande*. Die Amerikaner lieben sie dafür. Doch als Eleanor nach gut einwöchiger Schiffspassage in Hamburg deutschen Boden betritt, ist ihre Karriere als Sportlerin beendet und ihr Ruf ruiniert. Was ist geschehen?

Auf der Überfahrt genehmigt sie sich regelmässig ein paar Drinks zu viel, spielt mit den mitreisenden Journalisten nächtelang Karten, raucht und kümmert sich reichlich wenig um die Gepflogenheiten an Bord. In der Nacht vor der Ankunft in Deutschland treibt Eleanor es besonders wild. Nach einer Zecherei ist sie so betrunken, dass sie ihre Kabine nicht findet und stattdessen in das Schlafgemach der Anstandsdame der Frauenmannschaft torkelt. Eleanor lallt und albert, sie habe mithilfe von Champagner und Zigaretten trainiert, doch der Gouvernante ist nicht zum Lachen zumute. Als Eleanor sich auch noch zu ihrer Aufpasserin ins Bett legen will, lässt diese den Mannschaftsarzt kommen, der – wen wundert es? – akuten Alkoholmissbrauch diagnostiziert. Sie habe doch nur am Champagner genippt, verteidigt sich Eleanor, doch für Avery Brundage ist das Mass nun voll. Sie sei nicht mehr tragbar, erklärt der Präsident des Amerikanischen Olympischen Komitees – und wirft sie aus dem Team.

Hat Brundage gehofft, die kapriziöse Athletin damit los zu sein, sieht er sich indes getäuscht. Der unehrenhafte Rausschmiss katapultiert Eleanor auf die Titelseiten der Boulevardblätter, und der gefeierte Sportstar avanciert zum sündigen Glamourgirl. Die Amerikaner lieben dramatische Wendungen wie diese. Noch in Hamburg erhält Eleanor von einer Presseagentur das mit fünftausend Dollar glänzend dotierte Angebot, als Reporterin von den Olympischen Spielen zu berichten. Sie sagt sofort zu und ist nun in ihrem Element: Die frischgebackene Journalistin logiert in einem Berliner Luxushotel, erhält einen Presseausweis und freien Zugang zu sämtlichen Sportstätten sowie Einladungen zu allen wichtigen Festlichkeiten in der Stadt. Bei einer Gelegenheit wird sie Adolf Hitler vorgestellt. «Hitler war von meiner Geschichte völlig fasziniert», so Eleanor. «Er sagte mir, dass es von den Amerikanern nicht besonders geschicklich sei, mich trotz ausgezeichneter Medaillen – Chancen vor Beginn der Olympischen Spiele zu entlassen, erst recht nicht wegen ein paar Gläsern Champagner. In Deutschland würde ich meine Strafe erst nach den Wettkämpfen erhalten.» Ob sie wirklich blau

gewesen sei, will Hitler zuletzt noch wissen. «Ach was», entgegnet Eleanor.

Als Hermann Göring erfährt, dass Eleanor Holm Jarrett sich heute Abend unter seinen Gästen im Garten des Reichsluftfahrtministeriums befindet, lässt er die junge Frau zu sich kommen und plaudert ausführlich mit ihr. Plötzlich wittert er seine Chance, den Amerikanern eins auszuwischen. Er verleihe ihr nun einen Orden, erklärt Göring in staatstragendem Tonfall. Dazu nimmt er ein silbernes Hakenkreuz von seiner Brust – eines der vielen Abzeichen, die er in der Öffentlichkeit zu tragen pflegt – und befestigt es an Eleanors Kragen. «Ich hatte einen Riesenspass und liebte die Partys, die ‚Heil Hitlers‘, die Uniformen und die Flaggen», erinnert sich die so Ausgezeichnete. «Göring war witzig und sympathisch, wie auch der andere mit dem Klumpfuss.»

Thomas Wolfe hat im Gegensatz zu Eleanor Holm Jarrett keine Einladung zu Hermann Görings Gartenparty erhalten. Vermutlich würde er auch nicht hingehen, denn das Gespräch mit Mildred in der Taverne hat ihn nachdenklich gemacht. Immer wieder kreisen seine Gedanken um eine Frage: Hat er sich in den Deutschen getäuscht? Tom kann zwar keine der hässlichen Geschichten, die Mildred ihm zugeflüstert hat, aus eigener Erfahrung bestätigen: Er hat nie gesehen, dass jemand verhaftet, misshandelt oder gar getötet wurde. Das Wort Konzentrationslager, das er kaum auszusprechen vermag, hörte er erstmals aus Mildreds Mund. Nirgendwo in der Öffentlichkeit hat Tom, seitdem er in Berlin ist, einen Beweis für solch eine brutale Tyrannei entdecken können. Doch was, wenn man ihm und den anderen ausländischen Besuchern etwas vorspielt? Was, wenn die Olympischen Spiele nur eine grosse Propagandainszenierung darstellen? Und was, wenn die Deutschen, die Tom tagtäglich trifft, die Statisten in einem ziemlich miesen Spiel sind? Ja, dann wären er und die vielen Gäste aus aller Herren Länder den Nazis auf den Leim gegangen. Tom mag diese Überlegungen gar nicht zu Ende den-

ken. Kein Wunder, dass er den Nazis und den pompösen Festen, die sie in diesen Tagen allenthalben ausrichten, lieber aus dem Weg geht. Als ob er sich davon überzeugen will, dass es auch Deutsche gibt, die nicht Teil des Olympia-Hokuspokus sind, zieht es Tom heute Abend zu Mutter Maenz.

Die Augsburger Strasse gehört zu Berlins Amüsiermeilen. Zahlreiche Restaurants, Kneipen, Bars und Varietes säumen die etwa anderthalb Kilometer lange Strasse. Am oberen Ende, dort, wo die Augsburger in die Joachimsthaler Strasse mündet, befindet sich – einen Steinwurf von Toms Hotel entfernt – Aenne Maenz gleichnamige Kneipe. Eigentlich heisst die Inhaberin Anna Maria Maenz, geborene Schneider, doch ihre Gäste nennen sie meistens Mutter Maenz. Ein anderer Spitzname lautet Maria Theresia: Weil sie, meinen ihre Gäste, mit dem ovalen Gesicht, der aufgetürmten Frisur und dem üppigen Körper der österreichischen Kaiserin zum Verwechseln ähnlich sieht.

Mutter Maenz alias Maria Theresias Destille gibt es bereits seit einer halben Ewigkeit – genau genommen seit April 1913. Damals fuhren erst sehr wenige Autos auf den Strassen, dafür umso mehr Droschken. Heute ist es umgekehrt: Man sieht kaum mehr Kutschen und fast nur noch Autos. Hat sich die Welt draussen auch verändert, in der Augsburger Strasse 36 ist in den vergangenen dreiundzwanzig Jahren alles beim Alten geblieben. Tischdecken sind Fehlanzeige – bei Mutter Maenz sitzt man wie in der Küche an einfachen Holztischen. Es gibt Bier vom Fass, diverse Schnäpse und Liköre, ordentliche Weine sowie eine Handvoll zünftiger Speisen: Hühnersuppe, Rollmops, Brathering, Schinken, saure Gurken und Soleier. Mehr nicht.

Aennes Kneipe ist ästhetisch der Gegenentwurf zur schicken Welt des nahen Kurfürstendamms. Doch offensichtlich ist es gerade diese Einfachheit, die seit vielen Jahren Künstler und Intellektuelle anzieht. Der Regisseur Ernst Lubitsch, die Schauspieler Emil Jannings, Conrad

Veidt, Alexander Granach, Werner Krauss und Jakob Tiedtke, die legendäre Fritzi Massary, die Schriftsteller Bertold Brecht und Kurt Pinthus sowie der Maler Emil Orlik gehören im Laufe der Zeit zu den Stammgästen. Der Autor Alfred Richard Meyer alias Munkepunkte besingt Frau Aenne und ihre Kneipe sogar in einem kleinen Buch: *Maenz oder Maenzliches. Allzumaenzliches oder Die maenzliche Komödie*. Frei nach Vergil heisst es dort: «Maenz agitat molem!» Nicht der Geist (mens), sondern Mutter Maenz bewegt die Materie.

Zeitgenossen wie Mutter Maenz nennt man in Berlin knorke. Aenne ist ihren Gästen Wirtsfrau, Ratgeberin, Psychologin, Seelentrösterin und Beichtmutter in einem. Und wer knapp bei Kasse ist, kann bei ihr anschreiben lassen. Vor drei Wochen – am 21. Juli – feierte Aenne ihren siebenundfünfzigsten Geburtstag. Das Geschäft läuft ordentlich, und eigentlich müsste sie nicht mehr jeden Tag hinter der Theke stehen. Sie könnte etwas kürzertreten, doch davon will Aenne nichts wissen. Eine Mutter lässt doch ihre Familie nicht im Stich, erwidert sie auf wohlmeinende Ratschläge.

Seit seinem ersten Besuch im Vorjahr gehört auch Thomas Wolfe zu Aennes Familie. Dass die beiden sich kaum verständigen können, tut nichts zur Sache. Für Aenne ist Tom nur der Riese aus Amerika. Betritt er wie heute Abend die Kneipe, zapft sie ihm automatisch ein Bier. Tom hat es derweil auf Aennes Serviermädchen Elly abgesehen. Elly ist der Typ dralle Blondine. Ihre Bluse vermag die ausladenden Rundungen kaum zu umfassen, was auf Tom merkwürdig erotisierend wirkt. Tom sieht in Elly einen grossen, appetitlichen Schinken auf zwei Beinen, wie er Heinz Ledig einmal mit Messer und Gabel gestikulierend erläutert: «She is a fine piece, HI cut a slice of her».

Was immer Mildred über das Leben im «Dritten Reich» erzählt hat – auf Aenne Maenz Kneipe trifft das in Toms Augen nicht zu. Hier glaubt Tom in eine Welt einzutauchen, in der der Nationalsozialismus nicht existiert. Doch Tom wird heute Abend schnell eines Besseren belehrt. Früher sei ja die grosse Massary oft zur Mutter Maenz gekom-

men, erfährt Tom von einem Gast, aber die lebe nun wie auch ihr Kollege Alexander Granach im Ausland. Für Juden, fügt er mit deutlich gesenkter Stimme hinzu, sei das Leben in Hitlers Staat gefährlich. Ein anderer Besucher erzählt Tom von den Kneipen und Bars, die nach Hitlers Machtübernahme schliessen mussten, so etwa die Auluka-Diele oder die Geisha-Bar in der Augsburgers Strasse, gar nicht weit von Aenne Maenz entfernt. Das seien Lokale nur für Frauen gewesen, so Toms Gesprächspartner, doch die neuen Herren mögen keine Lesben. Frauen seien Mütter und müssten dem «Führer» Kinder schenken, so laute die Nazi-Doktrin. Tom schüttelt den Kopf. Dabei hatte Berlin wenige Jahre zuvor noch eine vielfältige homosexuelle Subkultur mit rund hundert Cafés, Bars und Kneipen, die hauptsächlich von Schwulen und Lesben besucht wurden. Etablissements wie das sagenhafte Eldorado in der Schöneberger Motzstrasse schafften es sogar in die Reiseführer. Der Schriftsteller Emil Szittyta erinnert sich an einen Besuch in der Transvestitenbar Mikado: «Am Klavier sass Herr Baron Sattlergrün, der sich aber ‚Baronin‘ nennen liess. Er spielte Kompositionen vom Grafen Eulenburg.» Legendär ist auch die Silhouette in der nahen Geisbergstrasse: eine kleine, stets verrauchte Kneipe, in der bis in die frühen Morgenstunden Betrieb war. Wenn er ein paar Jahre früher nach Berlin gekommen wäre, erfährt Tom heute Abend, hätte er dort Marlene Dietrich und Friedrich Hollaender treffen können. Doch diese Zeiten sind passé. Wo früher ein blasser Jüngling in Damenkleidern von einem blinden Pianisten begleitet melancholische Lieder sang, während die Gäste Hühnersuppe assen, befindet sich heute ein Reformhaus.

Tom ist nun ganz still und nachdenklich. Nicht, dass er für Schwule und Lesben besonders viel übrig hätte, nein, doch spürt er intuitiv, dass hier etwas unwiederbringlich verlorengegangen ist. «Dann aber geschah etwas», erinnert er sich. «Es geschah nicht plötzlich, sondern etwa so, wie eine Wolke sich zusammenzieht, wie ein Nebel sich verdichtet oder wie es zu regnen beginnt.» Tom realisiert, dass die Natio-

nalsozialisten alle hassen, die anders sind als sie. Ihm wird klar, dass sie dieses Land, das Tom so sehr liebt, schleichend mit ihrem Gift durchsetzen, dass sie es zerstören wollen: «Es war eine Seuche des Geistes – unsichtbar, aber unverkennbar, wie der Tod.»

*Das Nobelrestaurant Horcher in
der Lutherstrasse ist eine
kulinarische Institution und
gehört zu den führenden Häusern
in Europa. «Wo ist denn die
Fussbank für die Gräfin?»*



FREITAG, 14. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Meist stark bewölkt, noch einzelne Regenschauen.

Bei westlichen Winden Temperaturen wenig verändert. 20 Grad.

Der Wetterbericht irrt sich. Von gelegentlichen Regenschauern kann keine Rede sein, es giesst vielmehr in Strömen. Ohne Pause prasseln Unmengen Wasser vom Himmel. Die Kanalisation ist kaum in der Lage, dieser Sintflut Herr zu werden, sodass sich auf den Strassen und Plätzen der Stadt allenthalben grosse Pfützen bilden. Um von A nach B zu gelangen, muss man artistische Sprünge hinlegen, andernfalls bekommt man nasse Füsse. Joseph Goebbels bringen die Wassermassen in Entscheidungsnot. Für morgen Abend hat er zweitausendsiebenhundert Ehrengäste zu seinem grossen Olympiafest auf die Pfaueninsel eingeladen. Kann die Feier wie geplant stattfinden? Oder muss er das Fest absagen?

André François-Poncet steht vor dem Spiegel und begutachtet seinen Schnurrbart, dessen Spitzen so gezwirbelt sind, dass sie keck nach oben weisen. Leise schnalzt er mit der Zunge: «Tst, tst, tst.» Dieses Geräusch machen Exzellenz immer, wenn sie mit etwas unzufrieden ist, Jetzt gerade gefällt François-Poncet die Form seines *moustache* nicht. Gekonnt nimmt er die Bartenden und dreht diese einmal kurz zwischen Daumen und Zeigefinger. «Bon!», sagt er daraufhin zu seinem Spiegelbild. Aussehenstehenden würde gewiss kein Unterschied auffallen, doch in Fragen seines Aussehens ist der französische Botschafter keinesfalls zu Kompromissen bereit.

André François-Poncet erscheint stets wie aus dem Ei gepellt, wobei seine Eleganz nur noch durch seine Eitelkeit übertroffen wird. Sein Gesichtsausdruck ist in der Regel freundlich, wenn auch etwas herablassend. «De haut en bas» nennen das die Franzosen. Als ein Mitarbeiter es einmal wagt, den Chef entblössten Hauptes ins Freie zu begleiten, fragt François-Poncet mit süsslichem Lächeln: «Wo ist denn Ihr Hut?»

Er habe keinen, so die Antwort. André François-Poncet: «Woran merken Sie dann, wann Sie draussen sind?»

André François-Poncet und seine Gattin Jacqueline bitten regelmässig zu Teegesellschaften, aufwändigen Dinern, Hauskonzerten und anderen vornehmen Empfängen in den Sitz der französischen Botschaft am Pariser Platz. Diese Einladungen gelten als gesellschaftliche Topereignisse. Als französischer Botschafter stellt François-Poncet ohnehin das diplomatische Zentrum der Reichshauptstadt dar, mehr noch, eine Festlichkeit ist erst vollkommen, wenn der Vertreter Frankreichs erscheint. Bei vielen dieser Anlässe nimmt er direkt neben Adolf Hitler Platz. Der «Führer» hat einen Narren an dem Franzosen gefressen. Er nennt ihn bloss Poncet, da er vielleicht den ersten Teil des Namens nicht richtig auszusprechen weiss. Das Verhältnis der beiden ist jedenfalls gut und vielschichtig. Einerseits gefällt es Hitler, dass er sich mit François-Poncet, der makellostes Deutsch spricht, ohne Dolmetscher unterhalten kann. Andererseits schmeichelt es einem Parvenü wie Hitler, von einem Grandseigneur alter französischer Schule mit Wertschätzung behandelt zu werden. François-Poncet tritt Hitler zwar untertänig, doch mit leiser Ironie gegenüber. Als der Diktator den Botschafter einmal durch eine Ausstellung mit nationalsozialistischer Kunst führt, bleiben die beiden vor einem mächtigen weiblichen Rückenakt des Malers Adolf Ziegler stehen. Noch bevor Hitler etwas sagen kann, kommt ihm François-Poncet zuvor: «Oh, mein Führer, ich sehe: Madame de Berlichingen ...» Hitler ist amüsiert.

Sauerkraut mit fettem Schweinebauch und dazu ein Glas Bier – Ernst Rowohlt läuft bei dem Gedanken daran das Wasser im Mund zusammen. Es ist kurz nach 12 Uhr mittags, und Rowohlt nimmt seinen Regenschirm und verlässt den Verlag. Zu Fuss geht er durch die regenassen Strassen zum Olivaer Platz, wo Ludwig Mehlgarten ein nach ihm benanntes Lokal betreibt. Rowohlt könnte auch einen Omnibus der

Linie 12 nehmen, die direkt vor Mehlgartens Haus endet, doch er vertritt sich lieber die Beine, auch wenn es, wie heute, aus Kübeln schüttet. Für die kurze Strecke benötigt Rowohlts normalerweise etwa zehn Minuten. Dort angekommen, wird er seinen dünnen Sommermantel ausziehen, den Schirm in den dazu vorgesehenen Ständer stellen und an einem der robusten Holztische Platz nehmen. Ludwig Mehlgarten, der Wirt, begrüsst den Gast und nimmt die Bestellung auf, danach dauert es etwa eine Viertelstunde. In der Zwischenzeit legt Rowohlts sein Sakko ab, hängt es über die Stuhllehne und krepelt die Hemdsärmel hoch. Alles in allem wird Rowohlts etwa dreissig Minuten nach dem Verlassen der Eislebener Strasse sein Mittagessen erhalten – heute ist es wie erhofft ein grosser Teller Sauerkraut mit fettem Schweinebauch. Dazu wird er ein oder zwei Glas Bier trinken.

So oder so ähnlich gestalten sich seit einigen Wochen Ernst Rowohlts Mittagspausen. Auf Mehlgartens Gaststätte ist er vor nicht allzu langer Zeit zufällig gestossen, als seine Frau einmal verreist war und der Strohwitwer mit sich nichts anzufangen wusste. Was Rowohlts besonders freut: Die Mehlgartens stammen wie er aus Vegesack bei Bremen, und Frau Mehlgarten, die in der Küche das Zepter schwingt, kocht bremische Hausmannskost: Labskaus, dicke Bohnen mit Speck, gebackene Stinte, Bremer Mehlpudding, Birnen und Speck sowie Aalsuppe. Selbstverständlich weiss Ernst Rowohlts auch ein köstliches Filet mit Sauce béarnaise und Pommes soufflées zu würdigen, doch die einfache Küche ist und bleibt ihm die liebste. Rowohlts Leibspeise sind Pluckte Finken – ein Eintopfgericht aus weissen Bohnen, Ochsenfleisch, Möhren, Kartoffeln, Äpfeln und Birnen. Die Pluckte Finken müssen direkt vom Herd möglichst heiss auf den Tisch, nur so entfalten sie ihr besonderes Aroma. Frau Mehlgarten ist eine gute Köchin und serviert die Pluckte Finken brühheiss, wie es sich gehört. Gelegentlich macht Rowohlts sich einen Spass daraus, einen ahnungslosen Autor mit zu Mehlgarten zu nehmen. Der Gast kann in der Regel mit den Namen der Gerichte nicht viel anfangen und weiss noch viel weniger, wie ihm ge-

schieht, wenn er eine von Frau Mehlgartens reichhaltigen Spezialitäten vorgesetzt bekommt.

Für Zeitgenossen, die gerne gut, reichlich und deftig essen, ist Mehlgartens Kneipe also ein Eldorado. Inmitten der Literaturtreibenden, Busfahrer und Taxichauffeure, die am Olivaer Platz pausieren oder ihre Schicht beenden, sieht man neuerdings auch häufig ein stämmiges blondes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, das immer alleine am Tisch sitzt. Nachdem sie die Bestellung aufgegeben hat, öffnet sie den Mund nur noch, um das Essen in sich hineinzuschaukeln. Ernst von Salomon, der auch zu den Gästen des Mehlgarten gehört, staunt nicht schlecht ob der Menge, die die Fremde zu vertilgen vermag: «Sie ass einen Topf Plucktefinken, dann Grünkohl mit Pinkel, dann ein Eisbein mit Sauerkraut und Erbsenbrei, dann eine Schlachteplatte mit Zunge, Herz, Blut und Leberwurst.» Dazu trinkt sie fünf Krüge Bier. Das Fräulein mit dem gesunden Appetit heisst Ellinor Hamsun, ist die Tochter des norwegischen Schriftstellers, Nobelpreisträgers und Hitlerverehrerers Knut Hamsun und lebt seit Kurzem in Berlin. In der Nachbarschaft kennt sich Fräulein Hamsun offenbar bereits gut aus. Nach dem üppigen Mahl verlässt sie wortlos Mehlgartens Kneipe und geht schnurstracks in das Nachbarhaus, wo der Berliner Grossbäcker Robert Heil eine nach ihm benannte Konditorei betreibt. Dem Vernehmen nach soll Ellinor Hamsun dort noch als Dessert ein extragrosses Stück Baumkuchen zu sich nehmen.

Ein Mann wie André François-Poncet würde Ludwig Mehlgartens Lokal niemals betreten. Die Vorstellung, Pluckte Finken oder fetten Schweinebauch essen zu müssen, empfände er vermutlich als Zumutung: «Tst, tst, tst.» Exzellenz bevorzugen die Haute cuisine ihres Heimatlandes – und die gibt es in Berlin bei Horcher. Wer während der Olympischen Spiele in dem Nobeletablisement in der Lutherstrasse 21 speisen möchte, braucht ein prall gefülltes Portemonnaie, denn ein Be-

such hier ist teuer, sehr teuer. Dafür gerät der Aufenthalt aber auch zum kulinarischen Erlebnis der Spitzenklasse» Für nicht wenige Feinschmecker ist Horcher schlechthin das beste Restaurant Europas.

Das Lokal erstreckt sich über das Erdgeschoss eines Berliner Mietshauses und besteht aus einem Hauptraum mit zwölf Tischen sowie mehreren kleinen Salons, in denen jeweils etwa vier bis zehn Personen bewirtet werden können. Die Räume sind erstklassig eingerichtet. So ist beispielsweise ein Separee vollständig mit einer kostbaren grünen Seidentapete bespannt, während der Hauptraum in edlem Leder ausgekleidet ist. Die dicken Perserteppiche dämpfen jeden Laut. Zwischen den einzelnen Tischen, die ohnehin in grosszügigem Abstand voneinander stehen, werden auf Wunsch Paravents aus Holz und Glas platziert, sodass die Gäste auch wirklich für sich sind. Selbstverständlich kommen nur edle Silberbestecke und geschliffene Gläser auf die Damastdecken der Tische.

Bei Horcher isst und spricht man Französisch. Eine Brigade von einem «Chef de Rang», drei «Demi-Chef de Rang» sowie vier «Commis de Rang» bedient die wenigen Tische. Otto Horcher – der «Maitre d'hotel» – kümmert sich mit devoter Hingabe um jeden Besucher. Er nimmt die prominenten Gäste persönlich in Empfang und geleitet sie zu ihren Plätzen. Zu den Markenzeichen des Restaurants gehören die kleinen rosabesetzten Fussbänke, die man Damen unauffällig unterschiebt. Wird das einmal vergessen, zischt der Chef: «Wo ist denn die Fussbank für die Gräfin?» Der unachtsame Kellner muss dann eine Mark Strafe an Horcher zahlen. Wenn André François-Poncet sich anmeldet, lässt der Herr des Hauses eigens silberne Leuchter sowie zwölf Figürchen aus Meissner Porzellan, die zwölf Marschälle Napoleons darstellen, auf dem Tisch verteilen. Die Unterwerfung vor dem Gast wird bei Horcher wirklich bis zur Perfektion getrieben.

Otto Horcher kennt die kulinarischen Vorlieben seiner Stammgäste, die er unauffällig zu erfüllen versteht: Schildkrötenparfait, Rheinlachs, Kalbsröllchen auf Artischockenböden, Niere flambé oder Gamsbocksteak. Bekannt sind die Tournedos Horcher: Aus dem Mittelstück

eines Rinderfilets schneidet man ein drei Zentimeter dickes Stück Fleisch, das in Butter rosa angebraten und dann auf einen mit Lebermousse gefüllten, vorgewärmten Blätterteigboden gesetzt wird. Das Ganze überzieht der Koch schliesslich mit einer kräftigen Sauce béarnaise und garniert es mit einem Champignonkopf. Weltberühmt ist der Canard à la rouennaise: Eine Ente wird nicht geschlachtet, sondern erwürgt, sodass das Blut im Körper verbleibt, wodurch das Fleisch rötlicher und zarter als gewöhnlich ist. Die ausgelösten Knochen dreht man durch eine versilberte Geflügelpresse, fügt dem austretenden Saft die pürierte rohe Entenleber, Pfeffer, Salz, Gewürze, ein wenig Zitronensaft, ein Glas Portwein, etwas Madeira und ein wenig Champagner hinzu und reduziert das Ganze zu einer dunkelbraunen Sauce. Anschließend kocht man das leicht angebratene Entenfleisch darin gar. Fast alle Gerichte werden am Tisch angerichtet. Keine Poularde, kein Fasan und kein Rehrücken, der nicht vor den Augen der Gäste tranchiert wird. Selbst Beilagen wie Spinat à la crème entstehen «sur place» auf einem Spiritusrechaud.

Zu Horchers Stammgästen zählen neben Schauspielern wie Heinz Rühmann und Gustaf Gründgens viele Politiker. Diplomaten und Wirtschaftslenker. Um die politische Provenienz seiner Gäste macht Otto Horcher sich nicht allzu viele Gedanken – er hält es stets mit den Mächtigen. In den Weimarer Jahren kamen jüdische Künstler wie Franz Werfel und Max Reinhardt sowie Politiker wie Gustav Stresemann und Heinrich Brüning, heute besuchen hohe Naziführer wie Hermann Göring, Robert Ley und Ernst Udet das Restaurant. Um das feine Haus kursieren viele Geschichten. So erzählt man sich hinter vorgehaltener Hand, dass die Gestapo einige der Tische mit Wanzen versehen habe, um die dort speisenden Diplomaten belauschen zu können. Schwer zu sagen, ob da was dran ist. Einer anderen Anekdote zufolge habe Ottos Vater Gustav Horcher dem deutschen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg beim Streit um die richtige Trockenbeerenauslese einmal die Tür gewiesen. Doch es ist fraglich, ob der mittels preussischer Gulasch-

kanone sozialisierte General jemals den Berliner Schlemmertempel betrat. Für die Horchers gibt es ohnehin keine guten oder schlechten Gäste – sofern man über das nötige Kleingeld verfügt, ist jeder willkommen. Während der Olympischen Spiele ist das Restaurant ständig ausgebucht.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Eine Amerikanerin, die sich als Olympia-Gast in Deutschland befindet, hat am gestrigen Tage während einer Eisenbahnfahrt von München nach Berlin beobachtet, dass die ausländischen Fahrgäste während der Fahrt wiederholt von deutschsprechenden Personen über ihre Eindrücke in Deutschland befragt wurden. Während die ausländischen Gäste sich in jeder Hinsicht lobend über das neue Deutschland aussprachen, versuchten die Deutschen (anscheinend Provokateure), Deutschland herabzuwürdigen und in ein schlechtes Licht zu stellen. Die Amerikanerin, die durch Stadtinspektor Meier zu erreichen ist, hat sich bereit erklärt, nähere Angaben über den Vorfall zu machen.»

Heute ist ein schwerer Tag für Eleanor Holm Jarrett. Am Nachmittag steht der Endlauf in der Vier-mal-hundert-Meter-Schwimmstaffel der Frauen auf dem olympischen Programm. In dieser Disziplin wäre sie eigentlich mitgeschwommen und hätte sehr wahrscheinlich sogar eine Medaille gewonnen, wenn, ja wenn Avery Brundage sie nicht aus dem Team geworfen hätte. Eleanor fühlt sich von ihrem Landsmann um einen sicheren Sieg betrogen. Hat nicht selbst Adolf Hitler ihr bestätigt, wie unklug Brundages Entscheidung war? Und das ihrer Meinung nach wegen Nichtigkeiten – ein paar Gläsern Champagner und ein paar Zigaretten. Freundlich formuliert ist Eleanor auf Avery Brundage verständlicherweise nicht gut zu sprechen. In Wahrheit hasst sie ihn,

gleichwohl lässt sie sich nichts anmerken. Eleanors Rache ist vielmehr subtil und offensichtlich auch wirkungsvoll: Sie stiehlt Brundage, wo immer es geht, die Schau. Bei Görings Gartenparty drehte sich gestern alles um sie, während man den amerikanischen Olympiafunktionär gar nicht zur Kenntnis nahm. Zwar macht Eleanor auch heute auf der Zuschauertribüne des Schwimmstadions eine gute Figur und setzt alles daran, von den Besuchern erkannt zu werden, doch im Mittelpunkt dieses völlig verregneten Freitags steht eine andere Person.

Gilt Jesse Owens als der König der Leichtathleten, dann ist Hendrika Wilhelmina «Rie» Mastenbroek die Königin der Schwimmerinnen. Die siebzehnjährige Holländerin hat in den vergangenen Tagen eine Tour de Force absolviert: Vor-, Zwischen- und Endläufe über hundert Meter Freistil (Goldmedaille) und hundert Meter Rückenschwimmen (Silbermedaille), Vor- und Zwischenlauf über vierhundert Meter Freistil sowie den Vorlauf der Staffel. Alles in allem liegen bereits neun anstrengende Wettkämpfe hinter ihr, als heute um 16.45 Uhr der Startschuss zum Endlauf der Staffel fällt. Mastenbroek schwimmt als Letzte des holländischen Teams und führt vor ihrer deutschen Konkurrentin Gisela Arendt. Doch wenige Meter vor dem Ziel passiert das Unglück, und Rie inhaliert Wasser. Eigentlich müsste sie den Wettkampf sofort abbrechen, doch mit letzter Kraft schafft sie es ins Ziel und schlägt vor Arendt an: Goldmedaille für die Niederlande. «Das ist die Physis, die Extraklasse haben muss», begeistern sich die Kommentatoren, «das ist die Härte, die wir bewundern».

Als Hendrika Mastenbroek von ihren Kolleginnen aus dem Wasser gezogen wird und unter Schmerzen das Wasser in ihrer Lunge aushustet, beugt sich eine grosse Frau in einem auffällig gepunkteten Kleid zu ihr herunter. Das ist Mastenbroeks Trainerin Maria Johanna Braun, die es dank ihrer Vorliebe für extravagante Hüte, Ketten und Broschen zu einer gewissen kuriosen Berühmtheit im Schwimmstadion gebracht hat. «Mutter Braun», wie die Vierundfünfzigjährige von der deutschen

Presse tituliert wird, verlangt ihren Schützlingen viel ab. Neben hartem Training verordnet sie ihnen ein asketisches Leben, das jugendliche Kurzweil nicht kennt. Auf die Frage, welche Ernährung für junge Schwimmerinnen die beste sei, gibt sie eine überraschende Antwort: weisse Bohnen mit Speck.

Im gesamten deutschen Reich befinden sich etwa siebenhundert sogenannte *Stürmer*-Kästen. Diese Zeitungsvitrinen gibt es in Dörfern und Grossstädten, auf dem Land und in der Metropole, an Hauswänden, auf Marktplätzen und in U-Bahn-Stationen. In Berlin steht ein derartiger Kasten beispielsweise vor dem Theater am Schiffbauerdamm, wo vor acht Jahren – im August 1928 – die *Dreigroschenoper* von Bertolt Brecht und Kurt Weill uraufgeführt wurde. Doch die glorreichen Theaterzeiten sind dort längst passé. Brecht, Weill und Ernst Josef Aufricht, der einstige Direktor des Hauses, haben Deutschland bereits 1933 verlassen, heute werden am Schiffbauerdamm seichte Komödien gespielt. Wer von der Friedrichstrasse kommend zum Theater will, dem stellt sich der *Stürmer*-Kasten regelrecht in den Weg.

Der *Stürmer* ist die Schöpfung Julius Streichers, der auch als Herausgeber der Postille fungiert. Der einundfünfzigjährige Streicher ist ein Nationalsozialist der ersten Stunde: Herbst 1922 Bildung der Nürnberger Ortsgruppe der NSDAP. April 1923 Gründung des *Stürmers*. November 1923 Teilnahme am Münchner Hitler-Putsch, seit 1925 sogenannter Gauleiter von Franken. «Wer den Nationalsozialismus will, kann Streicher nicht ablehnen», erklärt kein Geringerer als Adolf Hitler. Der «Führer» nennt den einstigen Volksschullehrer respektvoll den «fränkischen Stier»: Ein bulliges Kraftpaket mit glattrasiertem Schädel, ein Mann, der seine Gegner rücksichtslos aufspießt und tötet. Hitler mag kaltblütige und skrupellose Fanatiker wie Streicher, der zu der Handvoll Menschen gehört, die den Diktator mit dem vertrauten Du ansprechen dürfen. Für Adolf Hitler ist Streicher gewissermassen die

Fleischwerdung des Nationalsozialismus, für nicht wenige andere ist er ein gemeingefährlicher Psychopath.

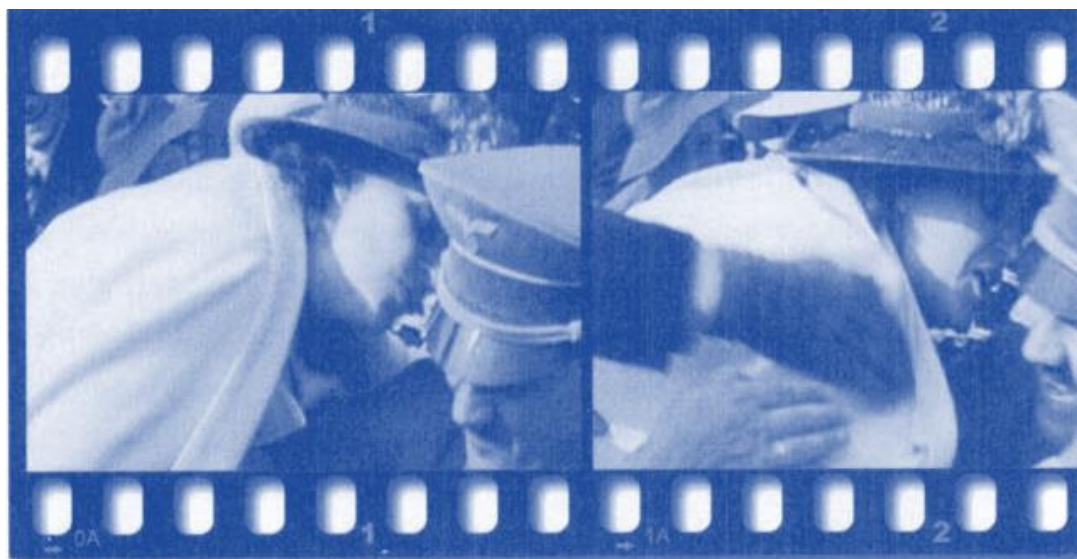
Julius Streichers Weltbild lässt sich auf einen einfachen Nenner bringen: «Die Juden sind unser Unglück!» Dieses Zitat des Historikers Heinrich von Treitschke steht auf jeder Titelseite des *Stürmers* und durchzieht das Blatt wie ein Basso continuo. Alle Artikel und Berichte, die in den zurückliegenden dreizehn Jahren im *Stürmer* erschienen sind, stellen Variationen dieses einen Themas dar. Streichers Antisemitismus drückt sich auch in sexuellen Obsessionen aus, etwa wenn er vulgäre Geschichten über angebliche Vergewaltigungen junger «arischer» Mädchen durch alte jüdische Männer veröffentlicht. «Hungernde deutsche Mädchen in den Klauen geiler Judenböcke», lautet eine besonders obszöne Schlagzeile. Mit Vorliebe berichtet der *Stürmer* auch über vermeintliche Ritualmorde: «Wer ist der Kinderschlächter von Breslau?» An anderer Stelle heisst es: «Der Bluthund. Furchtbare Bluttaten jüdischer Mordorganisationen. Das geschächtete Polenmädchen.»

So viel Niedertracht sorgt sogar bei Nationalsozialisten nicht selten für Kopfschütteln. Für Joseph Goebbels etwa ist der *Stürmer* ein pornographisches Skandalblatt. Als Streicher im August 1935 im Berliner Sportpalast in Stürmer-Manier eine Rede hält, notiert Goebbels in sein Tagebuch: «Gut gemeint, aber primitiv. Teil seiner Rede geradezu zum Lachen.» Julius Streicher mag im Grunde eine so widerliche wie lächerliche Figur sein – seine Hetze kommt an den Kiosken allerdings gut an und macht ihn zum Millionär. Mitte der 1930er Jahre liegt die wöchentliche Auflage des Journals bei 486'000 Stück.

Doch im Olympiasommer 1936 stellt der *Stürmer* ein Problem dar. Bei der Allgegenwärtigkeit von Streichers Kästen im Berliner Stadtbild liesse es sich kaum verhindern, dass die vielen internationalen Besucher auf sie stossen und stehen bleiben. Sie könnten beispielsweise auf dem Weg zum Theater am Schiffbauerdamm einen Blick auf die neueste Ausgabe des *Stürmers* werfen: Zu sehen wäre dann die Zeichnung einer nackten, vollbusigen Frau, die von der züngelnden «Giftschlange

Juda» verführt wird (Überschrift: «Die Blutsünde»). Die Touristen könnten aber auch erfahren, dass die hessische Kurstadt Bad Orb «judenfrei» ist. Oder Jesse Owens könnte irgendwo ein Exemplar der Zeitung in die Hände fallen, und er könnte seinen Freund Herb Flemming bitten, ihm das Fob gende zu übersetzen: «So handeln rassebewusste Männer in Amerika. Sie hängen den Neger, auch wenn er nur versucht, Mädchen der weissen Rasse zu schänden».

Doch von Julius Streichers unappetitlichem Geschreibe sollen die Ausländer möglichst nichts mitbekommen. Der *Stürmer* erscheint zwar auch während der Olympischen Spiele, darf aber in Berlin nicht im Strassenverkauf angeboten werden. Die *Stürmer*-Kästen werden in der Reichshauptstadt kurzerhand abmontiert oder mit harmlosen Sportnachrichten bestückt. Für ein paar Wochen ist das Berliner Stadtbild in diesem Sommer stürmerfrei.





Die amerikanische Touristin

Carla De Vries kommt Adolf Hitler spürbar nahe und geht mit ihrem Kuss-Attentat auf den «Führer» in die Geschichte ein.

SAMSTAG, 15. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Vormittags noch bedeckt und kühl mit sehr vereinzelt Regenfällen, nachmittags Besserung und Erwärmung. 23 Grad.

Aus Joseph Goebbels Tagebuch: «Das Wetter klart auf. Sonne kommt. Pfaueninsel gerettet. Mir fällt ein Stein vom Herzen. So ein Gartenfest ist eine Nervenprobe.»

Vorletzter Tag der Olympischen Spiele und letzter Tag der Schwimmwettkämpfe. Vier Goldmedaillen sind am Nachmittag zu vergeben: im zweihundert Meter Brustschwimmen der Herren, im vierhundert Meter Freistil der Damen, im tausendfünfhundert Meter Freistil der Herren sowie im Wasserballspiel. Zu den etwa achtzehntausend Zuschauerinnen und Zuschauern, die an diesem Tag die Wettkämpfe verfolgen, gehören auch die dreiundvierzigjährige – rige Carla De Vries und ihr Gatte George. Die Eheleute stammen aus den Vereinigten Staaten – genauer gesagt aus Kalifornien, wo George es als einer der grössten Milchproduzenten zu einem stattlichen Vermögen gebracht hat. Die Olympischen Spiele sind für die De Vries ein willkommener Anlass, den lange gehegten Plan einer Europareise zu realisieren. Darüber hinaus feiert George in genau zwei Wochen – am 29. August – seinen dreiundvierzigsten Geburtstag. Doch Carla denkt heute nicht an Rom, Paris, London oder wo sie sonst noch Station machen werden, auch der bevorstehende Jubeltag ihres Mannes ist ihr im Moment völlig gleichgültig. Carla De Vries' Gedanken richten sich auf ein einziges Ziel: Sie will unter allen Umständen Adolf Hitler sehen.

Und Carla hat Glück. Die ersten zwei Disziplinen sind bereits absolviert, als Hitler plötzlich im Schwimmstadion erscheint. Wie immer wird sein Auftauchen in einer der Wettkampfstätten zu einem Ereignis stilisiert, dem man sich kaum entziehen kann. Markige Lautsprecherdurchsagen sorgen dafür, dass wirklich alle Anwesenden den Ein-

marsch des «Führers» mitbekommen – ob sie nun wollen oder nicht. Carla hat eigens ein paar Brocken Deutsch gelernt, sodass sie die Bedeutung dieses einen Satzes sofort begreift: «Der Führer und Reichskanzler betritt das Stadion.»

Hitler ist wie immer von einer Corona von SS-Männern umgeben, die ihn zu seinem Platz geleiten, wo er bereits von Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten sowie von Reichsinnenminister Wilhelm Frick erwartet wird. Direkt neben Hitler sitzt August von Mackensen. Der sechsendachtzigjährige Generalfeldmarschall ist seit dem Tod Paul von Hindenburgs vor fast genau zwei Jahren der ranghöchste Offizier der alten kaiserlichen Armee. War Hindenburg ein Ersatz-Kaiser, so ist Mackensen der Ersatz-Hindenburg. Ebenso wie Hindenburg dient nun Mackensen dem «Führer» als Galionsfigur des alten Preussen und gehört damit zu den nicht wenigen stockkonservativen preussischen Militärs, die sich nur allzu gerne vor Hitlers Karren spannen lassen. Die stets spöttischen Berliner nennen den rüstigen Soldatengreis den «Reichstafelaufsatz», da er vielen grossen Staatsereignissen des «Dritten Reiches» etwas Glanz und viel preussische Patina verleiht.

Doch Carla De Vries schenkt Mackensen keine Beachtung. Ihre ganze Aufmerksamkeit gilt Adolf Hitler. «I'm so excited ...», seufzt sie immer wieder und klingt dabei wie ein Teenager. George zuckt teilnahmslos mit den Schultern – ihm ist das alles ziemlich gleichgültig. Plötzlich steht Carla auf, verlässt ihre Sitzreihe und geht in Hitlers Richtung. Sie kommt ihm immer näher, doch niemand hält sie auf. Als Carla nur noch wenige Meter vom Objekt ihrer Begierde entfernt ist, öffnet sie ihre Handtasche, holt einen Fotoapparat heraus und fotografiert Hitler, wie er einem jungen Mann gerade ein Autogramm schreibt. Noch immer stellt sich ihr niemand in den Weg. Carla tritt nun vor Hitler und bittet ihn ebenfalls um seinen Namenszug auf ihrer Eintrittskarte. Dabei ist sie so aufgeregt, dass sie von einem Fuss auf den anderen trippelt.

Hitlers Entourage hat die aufgedrehte Amerikanerin mittlerweile entdeckt, doch niemand scheint sie als Bedrohung zu empfinden. Viel-

leicht liegt es daran, dass Carla sehr gut gekleidet ist. Sie trägt einen weissen Rock samt Bluse, einen weiten Umhang sowie einen modischen roten Hut. Dann geschieht das Unglaubliche: Carla beugt sich über die Balustrade, hinter der Hitler sitzt, greift nach seinem Kopf, zieht diesen zu sich heran und drückt Hitler einen festen Kuss auf die Wange. Eigentlich will sie ihn auf den Mund küssen, da Hitler aber sein Gesicht leicht abwendet, erwischen ihre Lippen nur seine Wange. Erst jetzt schreitet ein SS-Mann ein und führt Carla weg. Das gesamte Stadion bricht unterdessen in lautes Gelächter aus, mehr noch, die Menschen applaudieren, während Carla auf ihren Platz zurückkehrt. Auch Hitler nimmt das geglückte Kuss-Attentat offensichtlich mit Humor, lacht und stimmt in den Applaus ein.

George macht seiner Frau indes schlimme Vorwürfe: Ihr törichtes Verhalten habe sie in arge Gefahr gebracht. Was, wenn die Männer von der SS sie für eine Attentäterin gehalten hätten? Doch auf die Idee, dass Carla statt mit einem Kuss mit einem Messer auf den «Führer» hätte losgehen können, war in Hitlers Leibstandarte anscheinend niemand gekommen.

Vielleicht auch wegen dieser peinlichen Sicherheitslücke ignorieren deutsche Tageszeitungen das amouröse Intermezzo. Wird sonst ausführlich über jede Regung des «Führers» berichtet, hüllt sich die Presse nun in Schweigen. Eine vierzehn Sekunden lange Filmsequenz, die die Kuss-Attacke dokumentiert, verschwindet im Giftschränk. Ganz anders in den Vereinigten Staaten, wo zahlreiche Artikel über Carlas Coup erscheinen. Selbst dem *Morning Herald* im fernen Sydney ist die Tollheit eine saftige Schlagzeile wert: «Herr Hitler von erregter Frau geküsst.» Und Carla? Mrs. De Vries versteht die ganze Aufregung nicht: «Er sah so freundlich und gütig aus», verteidigt sie sich. «Ich weiss nicht, warum ich es tat, ich hatte das nicht geplant. Es liegt wohl einfach daran, dass ich eine leidenschaftliche Frau bin.»

Grauenhafter Fund im Expresszug», titelt die *B.Z. am Mittag*. «Als ein Reisender hinter Pressburg die Tür der Toilette aufmachte, fiel zu seinem grössten Entsetzen ein kopfloser, blutiger Leichnam auf ihn. Der Reisende fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Die Behörden stellten fest, dass sich der Reisende mit einem Rasiermesser den Kopf vollständig abgeschnitten hatte.» Der Zug ist auf dem Weg von Berlin nach Budapest. Wer der kopflose Unbekannte ist, hat die *B.Z.* noch nicht in Erfahrung bringen können. «Es steht nur soviel fest, dass er aus Peru stammt.» Vielleicht ein Besucher der Olympischen Spiele...?

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Wie bereits früher gemeldet worden war, hatte ein Mann in den Gaststätten dadurch Aufsehen erregt, dass er in gemeiner Weise bei Ausländern Hetzreden führte. Auf die jeweilige Antwort von Ausländern, dass sie von ihren Eindrücken in Berlin begeistert seien, pflegte er zu sagen, man solle sich einmal den Norden oder Osten ansehen, dann käme man zu einem anderen Eindruck. Er selbst könne etwas Anderes sagen, zumal er im K.Z. gewesen sei. Die Ermittlungen nach dem Täter gestalteten sich insofern sehr schwierig, als der mutmassliche Name sich als falsch erwies, und die Personalbeschreibung nicht ganz zutreffend war. Der mit den Ermittlungen beauftragte Krim. Sekr. Kümmel hat nunmehr den Täter einwandfrei als einen gewissen Selle ermittelt. Dieser hat die Tat auf Vorhalt nunmehr zugegeben. Im Konzentrationslager war er noch nicht. Dagegen hat er Notierungen wegen staatsfeindlicher Äusserungen im Jahre 1934. Der Reichsführer SS hat angeordnet, dass Selle auf die Dauer von 5 Jahren in ein Konzentrationslager zu überführen ist.»

In Deutschland herrscht eine Titel- und Ämterflut, die selbst die Kinder ergreift. In der Hitlerjugend existieren beispielsweise Rottenführer, Oberrottenführer, Kameradschaftsführer, Oberkameradschaftsführer,

Gefolgschaftsführer, Obergefolgschaftsführer und Hauptgefolgschaftsführen Das Führerprinzip wird mit aller Konsequenz durchgesetzt. Als Folge der Hierarchisierung des gesamten Lebens entstehen abenteuerliche Wortschöpfungen, die nicht selten sieben und mehr Silben aufweisen: Gibt es einen Bannführer, so muss es natürlich auch einen Oberbann- sowie einen Hauptbannführer geben. Von einem Oberhauptbannführer weiss man allerdings nichts.

Eine andere Sprachkreation der Nationalsozialisten ist Reichskulturwalter. In der viele hundert Jahre alten Geschichte der deutschen Sprache ist dieser Begriff völlig unbekannt – bis zum 15. November 1935. Als Folge einer Verordnung entsteht an diesem Freitag das Wort Reichskulturwalter. Das damit verbundene Amt besitzt hauptsächlich repräsentative Aufgaben und wird von Hans Hinkel ausgeübt. Hinkel ist im Hauptberuf einer der drei Geschäftsführer der Reichskulturkammer und ein überaus mächtiger Funktionär. Die im Herbst 1933 gegründete Reichskulturkammer ist Joseph Goebbels Schöpfung und dient der Kontrolle und Verstaatlichung der deutschen Kultur. Wer im «Dritten Reich» kulturell tätig sein will, muss Mitglied in einer der sieben Einzelkammern sein. In der Anfangszeit werden alle Kulturschaffenden – darunter auch die jüdischen Bürger – automatisch in die neue Organisation übernommen, doch dann kommt Hans Hinkel ins Spiel. Der 1901 Geborene ist ein Nationalsozialist der ersten Stunde. Bereits als Student tritt er 1921 der NSDAP bei (Mitgliedsnummer: 287), zwei Jahre später nimmt er an Hitlers dilettantischem Münchner Putschversuch teil. Jetzt, im Sommer 1936, ist Hinkel Joseph Goebbels «Sonderbeauftragter für die Überwachung der geistig und kulturell tätigen Juden und Nichtarier», so seine harmlos klingende Amtsbezeichnung. In Wahrheit besteht Hinkels Aufgabe darin, die Kammern von den Juden zu «säubern», wie es im Nazi-Jargon heisst.

Hans Hinkel ist stolz auf seine Arbeit. «Kulturschöpferisch haben Nichtarier keinerlei Anteil mehr am deutschen Geistesleben», erklärt der Beamte in der heutigen Ausgabe des *12-Uhr-Blatt*, «auf den Gebie-

ten der nachschaffenden Kunst ist das Judentum mit Ausnahme von etwa 1 Prozent ausgeschaltet». Und weiter: «In der gleichen Minute, in der wir einen jüdischen Staatsbürger von seinem Schreibtischsessel herunterholten, mussten wir auf die Frage ‚Und was geschieht nun mit dem Mann?‘ eine Antwort gefunden haben». Als Auffangbecken für die arbeitslosen jüdischen Künstler dienen die über das gesamte Reichsgebiet verteilten Jüdischen Kulturbünde» Hier sollen jüdische Künstler jüdische Werke für ein jüdisches Publikum schaffen» Dennoch besuchen auch immer wieder hohe Naziführer Veranstaltungen der Kulturbünde. Von besonderem Interesse sind offenbar die Musikdarbietungen: Hier können auch die nationalsozialistischen Machthaber die Musik von Felix Mendelssohn Bartholdy und Gustav Mahler hören, deren Spiel sonst verboten ist. «Wir haben gesehen, wie sie applaudierten», erinnert sich ein Zeitzeuge. «Solche Aufführungen wie bei uns haben sie woanders nicht zu sehen bekommen, vor allem die Opern hatten es ihnen ange-tan».

Doch von der Selbstbehauptung zur Selbsttäuschung ist es für die jüdischen Künstler im «Dritten Reich» nur ein kleiner Schritt: Einerseits ist die Arbeit des Kulturbundes ein Akt positiver Identifikation, andererseits werden so die von den Nationalsozialisten abgesteckten Grenzen jüdischen Lebens übernommen. Selbstbestimmung und Fremddefinition sind dabei zwei Seiten einer Medaille. Reichskultur-walter Hinkel sieht das erwartungsgemäss anders. «Man kann also nicht sagen, es würden nur Dinge gegen die Juden in Deutschland getan», erklärt er mit vollendetem Zynismus. Ganz im Gegenteil erhalte er sogar zahlreiche Dankesschreiben: «Die zionistischen Leiter des Jüdischen Kulturbundes geben offen zu, dass die Judenschaft: sich selbst vergessen und verleugnet hatte, als sie versuchte, sich eines ihr gar nicht artgemässen Kulturkreises zu bemächtigen».

Was denken wohl die Olympiagäste, die jetzt, am vorletzten Tag der Spiele, in einem Café oder Restaurant sitzend zum *12-Uhr-Blatt* greifen und Hans Hinkels Beitrag lesen?

GEHEIME STAATSPOLIZEI AN DIE ZOLLFAHNDUNG:

«Eilt sehr! Der Jude Dajou, der bis zum Jahre 1929 den Namen Leib Kohn führte, soll, wie hier vertraulich in Erfahrung gebracht werden konnte, die Absicht haben, sein Lokal am 16.8.1936 (spätestens aber am 17.8.) an einen Interessenten aus Zoppot gegen sofortige Barzahlung von ca. 60'000 bis 80'000 RM zu verkaufen und das Reichsgebiet zu verlassen.»

Für Carl Diem ist der vorletzte Tag der Olympischen Spiele mit unzähligen Terminen verbunden. Bereits um 8 Uhr in der Früh besucht er auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz die Wettkämpfe der Reiter, die er allerdings nicht bis zum Ende anschauen kann, da er auch den Turmspringern im Schwimmstadion seine Aufwartung machen möchte. Zwi-schendurch muss der Generalsekretär des Organisationskomitees zu Be-sprechungen in sein Büro. Um 20.30 Uhr findet in der Deutschlandhalle die Entscheidung im Boxen statt, an der Diem allerdings nicht teilneh-men kann, denn zeitgleich steht in der Dietrich-Eckart-Freilichtbühne, die man später Waldbühne nennen wird, das sogenannte Olympische Konzert auf dem Programm.

Einer Idee des IOC folgend, Kunst und Sport zu verbinden, haben die Veranstalter einen Olympischen Kunstwettbewerb ausgeschrieben. In fünf Disziplinen werden Gold-, Silber- und Bronzemedailles verliehen: Prämiert werden Werke der Baukunst, der Malerei und Grafik, der Bildhauerei, der Dichtung und der Musik. Jede Gattung ist in weitere Untergruppen eingeteilt. So unterscheidet man etwa in der Dichtung zwischen lyrischen, dramatischen und epischen Werken, in der Ton-kunst zwischen Orchester-, Kammer- und Vokalmusik, Bewerben konn-ten sich Künstler aus allen teilnehmenden Ländern. Einzige Bedingung: Das eingereichte Werk muss sich in künstlerischer Form mit den Olym-pischen Spielen auseinandersetzen. Jedes Land führte eine Vorauswahl durch, wobei eine internationale Jury dann aus der Summe der Einsen-

dungen die Preisträger bestimmt. So reizvoll diese Idee auch ist – die Umsetzung ist ernüchternd. Die Qualität der Einsendungen ist teilweise so dürftig, dass manche Preise gar nicht vergeben werden können.

Im heutigen Olympischen Konzert erleben die prämierten Musikwerke ihre Uraufführungen durch das Berliner Philharmonische Orchester. Zu Beginn erklingt zunächst Richard Strauss *Olympische Hymne* gewissermassen ausser Konkurrenz. Namhafte Komponisten unter den Preisträgern suchen die zwanzigtausend Zuhörer in der Dietrich-Eckart-Freilichtbühne auf ihren Programmzetteln indes vergeblich: Die meisten zeitgenössischen Tonsetzer boykottieren den Wettbewerb aus politischen Gründen, andere wollen nicht für eine Massenveranstaltung schreiben. In der Musik nehmen ohnehin nur neun von neunundvierzig Ländern teil. Da die internationale Jury grösstenteils aus Handlangern der NSDAP besteht – ergänzt durch den finnischen Komponisten Yrjö Kilpinen und dessen italienischen Kollegen Francesco Malipiero –, fällt die Preisvergabe wenig überraschend aus. In der Vokalmusik gehen gleich alle drei Medaillen an deutsche Komponisten, in der Orchestermusik erhält der Bayer Werner Egk die Goldmedaille, während Silber und Bronze an Lino Liviabella aus Italien und Jaroslav Kficka aus Tschechien gehen. In der Kammermusik werden der Einfachheit halber keine Preise vergeben. Man ist also weitgehend unter sich.

Der Abend endet mit Paul Höffers Chorwerk *Olympischer Schwur*. Der letzte Ton ist noch nicht verklungen, da verlässt Carl Diem seinen Platz und eilt davon. Sein Chauffeur wartet bereits mit laufendem Motor. Über die Avus geht es nun in rekordverdächtigem Tempo zur Pfaueninsel, wo Joseph Goebbels Party bereits in vollem Gange ist.

Die Zahl des Tages lautet 320'000. Genauer gesagt: 320'000 Reichsmark. So viel kostet das Fest, das Joseph Goebbels heute im Namen der Reichsregierung auf der Pfaueninsel ausrichtet.

Zwei Vergleiche illustrieren, wie viel Geld das im Olympiasommer ist. Zwei Drittel der deutschen Steuerzahler verdienen 1936 bis zu tausendfünfhundert Mark pro Jahr, demnach entsprechen 320'000 Mark in etwa zweihundertdreizehn Jahreseinkommen. Mit anderen Worten: Für jeden der etwa zweitausendsiebenhundert Gäste gibt Goebbels mit etwa 118 Reichsmark den Monatslohn eines Arbeiters aus. «Es lässt sich kaum ausdenken», orakelt der amerikanische Botschafter William E. Dodd, «wieviel für die Olympischen Spiele insgesamt verausgabt wurde.» Doch diese Frage wagt auch niemand öffentlich zu stellen.

Joseph Goebbels Mann fürs Festliche heisst Benno von Arent, seines Zeichens Kostümbildner, autodidaktisch ausgebildeter Architekt und strammer Nazi. Auch Adolf Hitler schätzt Arents Arbeiten und versorgt ihn regelmässig mit Sonderaufträgen. So entwirft er etwa im Auftrag des «Führers» neue Diplomatenuniformen, die sich dank der kitschigen Goldstickereien aber auch zur Verwendung in Operetten wie *Zar und Zimmermann* oder der *Fledermaus* eignen. Hitler gefällt's. Seit Anfang des Jahres führt Benno von Arent den Titel «Reichsbühnenbildner» – ein Wortungetüm, das die zum Spott aufgelegten Berliner gerne zu «Reibübi» verkürzen.

Zum festlichen Finale der Olympischen Spiele hat der «Reibübi» für Goebbels eine Feier der Superlative organisiert. Die in der Havel im Südwesten Berlins liegende Pfaueninsel erstrahlt an diesem Abend als ein exotisches Märchenland. Um das Eiland trockenen Fusses erreichen zu können, haben Pioniere der Lehr- und Versuchskompanie für schwere Brückenbauten eigens eine Pontonbrücke über die Havel errichtet. Wer die Insel betritt, wird von weiss gekleideten Pagen in Empfang genommen, die den Weg zu den Tischen weisen. Der erste Eindruck ist irritierend schön: Tausende schmetterlingsförmige Lampen schmücken die Baumkronen, deren Stämme in mattem Grün erleuchten. In der Mitte der Insel befindet sich die Festwiese. «Die Tische waren festlich gedeckt», berichtet Martha Dodd, «der Wein floss in Strömen, und es gab ein Menü mit endlos vielen Gängen und allen erdenklichen teuren

Delikatessen.» Ein Orchester spielt klassische Melodien, und auf einer etwas erhöhten Plattform gibt es Tanzdarbietungen. Für den späteren Abend hat Goebbels den populären Bandleader Oscar Joost und sein Swingorchester engagieren lassen, die normalerweise im vornehmen Eden-Hotel aufspielen.

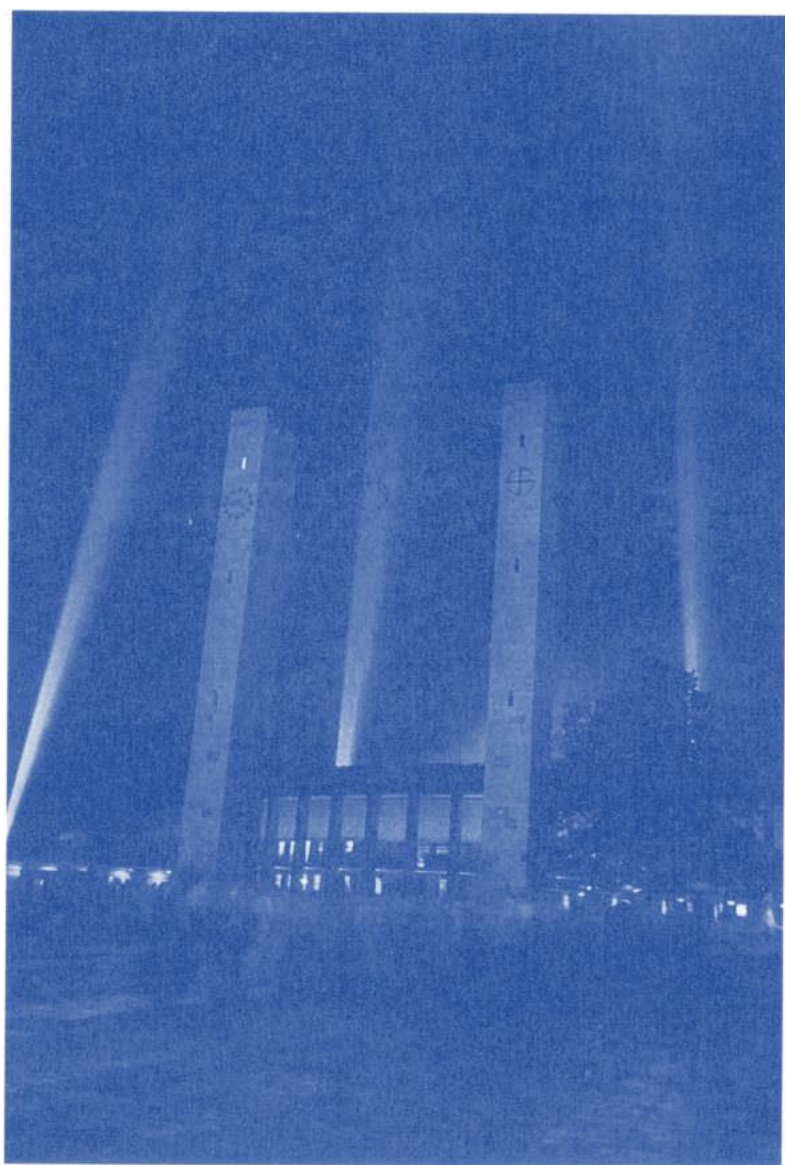
Joseph und Magda Goebbels begrüßen die zahlreichen Ehrengäste persönlich, so auch die Dodds. «Mir war dieser Handschlag höchst zuwider», erinnert sich der amerikanische Botschafter. Dodd ekelt sich vor dem kleinen Doktor und ist froh, dass er nicht an seinen Tisch gebeten wird. Zu Goebbels' Gästen zählen auch die junge Schauspielerin Lida Baarovä und ihr Freund, der Schauspieler Gustav Fröhlich. Als Minister, der für sämtliche Filmfragen im Reich zuständig ist, hat Goebbels die Baarovä ein oder zwei Mal flüchtig getroffen. Doch heute Abend werden die beiden sich näher kommen, und Goebbels wird die Einundzwanzigjährige mit Komplimenten überschütten. In wenigen Wochen wird er sich unsterblich in Fräulein Baarovä verliebt haben.

«Goebbels' Party war sicherlich die eindrucksvollste Festlichkeit, obschon sie an die Eleganz und den Chic von Ribbentrops und die Extravaganz von Görings Feiern nicht herankam», resümiert Henry Channon in seinem Tagebuch. Man ist mittlerweile verwöhnt und nicht mehr so leicht zu beeindrucken. Den Höhepunkt des Festes auf der Pfaueninsel bildet ein gigantisches Feuerwerk, das gegen Mitternacht in den Himmel steigt. Zunächst bestaunen die Gäste die Kunst der Pyrotechniker und erfreuen sich an der farbenprächtigen Himmelsmalerei. Doch das Spektakel nimmt kein Ende. Je länger das Feuerwerk dauert – Botschafter Dodd spricht von einer halben Stunde –, desto grösser wird das Unbehagen. Nicht wenige Gäste erinnert die Knallerei an ein gewaltiges Artilleriefeuer. Nach einer gefühlten Ewigkeit endet das Getöse mit einer massiven Explosion, die den Nachthimmel blutrot färbt. Deutlicher kann die deutsche Regierung nicht demonstrieren, dass mit dem Ende der Olympischen Spiele auch die Zeit der politischen Zurückhaltung passé ist.

AUSZUG AUS DEN TÄGLICHEN ANWEISUNGEN DER REICHSPRESSEKONFERENZ:

«Über die Landesstellen erhalten die Zeitungen noch Richtlinien über die Abschlusskommentare zu den Olympischen Spielen. Als Richtschnur wurde heute schon bekanntgegeben, dass kein Triumphgeschrei angestellt werden soll, andernfalls ist auch jede Verkleinerung der deutschen Erfolge zu vermeiden, kurzum, es soll eine gerechte Würdigung aller Länder erfolgen. Sollte Deutschland nach der Zahl der Medaillen vor USA schliesslich führen, so soll darauf hingewiesen werden, dass Deutschland alle Anstrengungen machen wird, den errungenen Erfolg zu behaupten, ohne dass die Medaillen Anlass zu einer deutschen Überheblichkeit werden sollen. Vergleiche mit den deutschen Erfolgen während der früheren Olympischen Spiele sind gestattet.»

*Bei der Abschlussfeier der
Olympischen Spiele erhebt sich
ein Lichtdom über dem
Olympiastadion.
«Noch nie habe ich eine so bis
ins letzte ausgeklügelte
Schau gesehen.»*



SONNTAG, 16. AUGUST 1936

BERICHT DES REICHS WETTERDIENSTES FÜR BERLIN

Heiter bis wolkig, weitere Erwärmung, trocken, schwache Luftbewegung aus wechselnden Richtungen, stellenweise Frühnebel.

Schlechte Neuigkeiten für Leon Henri Dajou: Der Verkauf des Quartier Latin ist in letzter Minute gescheitert. Eigentlich waren sich die Vertragspartner handelseinig, und am heutigen Sonntag sollte das Geschäft über die Bühne gehen, doch offensichtlich haben die beiden Kaufinteressenten Max Apelt und Bruno Limburg kalte Füße bekommen. Dem bereits bestellten Notar bleibt nichts anderes übrig, als die Rücknahme des Angebots zu konstatieren. Es ist gut möglich, dass Apelt und Limburg einen Wink erhalten haben, dass gegen Dajou wegen diverser Devisenvergehen ermittelt wird. Vielleicht war es ihnen aber auch nicht geheuer, dass Dajou auf Barzahlung der nicht unerheblichen Summe von sechzigtausend Mark besteht. Wie auch immer: Mit dem heutigen Tag hat sich die Lage für Leon Henri Dajou deutlich verschlechtert. Sein Fluchtplan ist gescheitert – wie soll es mit ihm und seinem Lokal jetzt weitergehen? Nun gilt es, die Nerven zu bewahren. Dajou entschliesst sich, vorerst einfach weiterzumachen. Als nicaraguanischer Staatsangehöriger könne ihm ja nicht viel passieren, redet Dajou sich gut zu, und mit Zollsekretär Schulz, der ihn für den 20. August zu einer Vernehmung vorgeladen hat, werde er schon fertig. Bislang seien alle Ermittlungen gegen ihn immer im Sand verlaufen, warum sollte sich das jetzt ändern? Im Notfall könne er ja auch seinen Stammgast Wolf-Heinrich von Helldorff, Berlins Polizeipräsidenten, um Hilfe bitten. Was Leib Moritz Kohn alias Leon Henri Dajou noch nicht weiss: Es geht nicht mehr nur um Devisenvergehen. Die Gestapo hat ihn längst wegen seiner jüdischen Abstammung im Visier.

TAGESMELDUNG DER STAATSPOLIZEISTELLE BERLIN:

«Nach Meldung des 241. Polizeireviers wurden am 16.8.1936, 10 Uhr, durch Zivilpersonen 250 KPD-Hetzschriften im Jagen 12, 13 und 17 gefunden.»

Thomas Wolfe beendet gerade sein Frühstück, als es klopft und Heinz Ledig zur Türe hereinkommt. Tom ist etwas in Eile, denn er will den Beginn der Wettkämpfe im Olympiastadion nicht verpassen. Eigentlich müsste er schon längst unterwegs sein. Er geht zum Waschbecken, das in seinem Zimmer in einer Art Wandschrank eingebaut ist, öffnet die Türen und knipst das Licht an. Während er sich die Zähne putzt und rasiert, steht Heinz am Fenster und schaut auf den Kurfürstendamm.

Er werde mit Thea Voelcker in den nächsten Tagen nach Tirol verreisen, teilt Tom die Zahnbürste energisch durch den Mund bewegend seinem Freund mit. Nach Tirol ...? Heinz schaut Tom ungläubig an, als wolle er sagen: Was um Himmels willen machst du mit dieser Person in Tirol? Ein fühlbarer Vorwurf liegt in Heinz Blick. Es ist dieser Augenaufschlag, den Tom von seiner Mutter kennt und den er bereits als Kind nicht ausstehen konnte. Er habe sich in den vergangenen Tagen mehrfach mit Thea getroffen, erwidert Tom fast trotzig, sie sei sehr nett, und er freue sich auf den gemeinsamen Trip in die Berge. Ob er denn die ärgerliche Sache mit dem «Schweinsgesicht» vergessen habe, will Heinz ansetzen, verkneift sich diese Stichelei aber lieber. Tom ist ein impulsiver Mensch, der schnell in Erregung gerät, und irgendwie ahnt Heinz, dass ihn dieser Satz aufbrausen liesse. Heinz sagt nun nichts mehr, spürt er doch, dass Tom im Grunde eine Ausrede bemüht. So gut kennt Heinz seinen Freund, um zu wissen, dass es eigentlich um etwas anderes geht.

Heinz zieht an seiner Zigarette und bläst den Rauch weit in die Höhe. Dann platzt es aus Tom heraus: Es seien die verdammten Nazis, denen er eine Zeit lang aus dem Weg gehen wolle. Er habe in den ver-

gangenen zwei Wochen so viele wunderschöne und faszinierende Erlebnisse gehabt und zugleich so fürchterliche Geschichten gehört, dass er Zeit zum Nachdenken brauche. Er müsse das alles sortieren und verarbeiten, erklärt Tom, vielleicht werde er über seine Erlebnisse in Berlin einmal ein Buch schreiben.

Diese Idee elektrisiert Heinz: «Du musst diesen ganzen Leuten sagen, wie entsetzlich sie sind», redet er auf Tom ein. «Wenn mir elend ist, wenn ich all diese grauenhaften Leute auf dem Kurfürstendamm sehe, wie sie da langbummeln oder an den Tischen sitzen und sich vollfressen, dann steif ich mir vor, ich hätte ein kleines Maschinengewehr. Dann würd' ich mit meinem kleinen Maschinengewehr auf und ab gehen, und wenn ich einen von diesen grauenhaften Menschen seh', dann mach' ich: päng-päng-päng-päng-päng!. Tom muss unwillkürlich lächeln, vielleicht überlegt er sich gerade, wie es wohl wäre, wenn sein schwächlicher Freund Heinz Ledig auf dem Kudamm ein Massaker verübt. Doch Heinz ist ganz ernst: Er könne leider keine Bücher schreiben, und das Maschinengewehr existiere nur in seiner Fantasie. Aber er, Tom, der grosse Thomas Wolfe, besitze dank seiner Literatur eine wirksame Waffe, mit der er sich wehren könne. Allerdings, ergänzt Heinz, müsse er sehr vorsichtig sein. Tom dürfe keinesfalls etwas schreiben, was die Nazis verärgere.

Nun schaut Tom seinen Freund ungläubig und zugleich vorwurfsvoll an. Für Tom ist das ein Widerspruch in sich: sich wehren und zugleich kuschen. Wie soll das gehen? «Man muss schreiben, wozu es einen treibt», erklärt Tom ostentativ. Seine Stimme bekommt plötzlich etwas Missionarisches, wenn er Heinz entgegenhält: «Man muss das tun, wozu es einen drängt». Heinz zündet sich nun die x-te Zigarette an, die er mit tiefen Zügen raucht. «Du bist ein grosser Narr», blafft er Tom an. Nervös läuft Heinz durch das Zimmer, setzt sich, steht wieder auf, drückt eine Zigarette im Aschenbecher aus, um im nächsten Moment eine neue aus der Schachtel zu nehmen. «Du kannst alles schreiben, was du schreiben musst, ohne diese Parteileute zu verärgern», erwidert

Heinz. «Du brauchst sie überhaupt nicht zu erwähnen. Aber wenn du sie erwähnst und keine freundlichen Sachen über sie sagst, dann dürfen wir dich nicht mehr lesen, und du darfst nicht wiederherkommen». Ob er beabsichtige, dass die Reichsschrifttumskammer seine Bücher verbiete, fährt Heinz sprachlich grosses Geschütz auf. Tom schüttelt den Kopf: Nein, das wolle er natürlich nicht. Er liebe Berlin und werde sicher noch oft zurückkehren, verspricht Tom: «Du und ich und all unsere Freunde ... wir werden zusammensitzen und trinken, werden die Nacht durchmachen und um die Bäume tanzen und werden um drei Uhr morgens zu Aenne Maenz gehn und Hühnersuppe essen. Alles wird wieder genauso sein». Doch Heinz spürt, dass er ihn nicht überzeugen konnte, mehr noch, er ahnt, dass nichts mehr so sein wird wie früher. Er schaut auf die Uhr: Wenn Tom noch ins Olympiastadion will, dann wird es nun Zeit. Heinz schnipst seine Zigarette in den Aschenbecher und lächelt Tom traurig an: «Na schön, du musst tun, wozu es dich drängt. Aber ein grosser Narr bist du doch».

William Edward Dodd hat genug von den Olympischen Spielen. Zwar ist der Herr Botschafter erst vor gut einer Woche von einer Dienstreise in die Vereinigten Staaten nach Deutschland zurückgekehrt – die erste Woche des Spektakels hat er also gar nicht miterlebt –, doch seit seiner Ankunft in Berlin jagen die Termine und Empfänge einander. Für einen Mann wie Professor Dodd, der sich am liebsten über seine Geschichtsbücher beugt, sind die mit den Spielen verbundenen gesellschaftlichen und diplomatischen Verpflichtungen ein Graus. Hinzu kommt, dass ihm – anders als seinem französischen Kollegen André François-Poncet – der persönliche Umgang mit der nationalsozialistischen Führung höchst zuwider ist, wobei die Abneigung wechselseitiger Natur zu sein scheint. Verliert Adolf Hitler über François-Poncet kein böses Wort, erkennt er in dem «alten Dodd» lediglich einen «Trottel». Der Amerikaner ginge den Nazis am liebsten aus dem Weg, was für einen Diplo-

maten, und erst recht für einen Botschafter, natürlich nicht möglich ist. Wohl oder übel besuchte Dodd also in den vergangenen Tagen die verschiedenen Olympiafestlichkeiten, stattete Joachim von Ribbentrop und Hermann Göring Besuche ab und nahm gestern an Joseph Goebbels Sommerfest teil – der Schrecken ob des gewaltigen Feuerwerks sitzt ihm immer noch in den Knochen.

Der heutige Abschluss der Olympischen Spiele stellt für Mr. Dodd einen weiteren diplomatischen Pflichttermin dar. Gegen 13 Uhr besteigt er samt Gattin und Tochter Martha seine vor der Residenz wartende Limousine. «Als wir in die 11 Kilometer lange Strasse am Grossen Stern einbogen, wehten dort – vom Tiergarten bis zum Stadion – von zahllosen hohen Fahnenmasten die Flaggen Deutschlands und vieler anderer Nationen», notiert William Dodd in sein Tagebuch. «Auf der ganzen Strecke standen zu beiden Seiten der Strasse dichte Reihen von uniformierten SA- und SS-Männern. Es mögen wohl 100'000 Mann gewesen sein.» Im Olympiastadion eingetroffen, nehmen die Dodds ihre Plätze in der ersten Reihe der Diplomatenloge ein. Dort befinden sich bereits die anderen Botschafter sowie wichtige ausländische Gäste wie Sir Henry Channon samt Gattin Lady Honor Guinness. Adolfs Anknunft in der darüber liegenden «Führerloge» wird demnächst erwartet.

Obschon Hitler auch am letzten Tag der Spiele keine offizielle Funktion zu erfüllen hat, steht er doch im Mittelpunkt des Geschehens. Als er in der Arena eintrifft, wird die sogenannte Führerstandarte gehisst. Für William Dodd ist es eine beklemmende Erfahrung, dass über hunderttausend Menschen sich nun erheben und einer einzelnen Person salutieren. Nachdem Hitler seinen Platz eingenommen hat, beginnt der letzte Akt im Sportprogramm der Spiele der XI. Olympiade – der Abschluss der Reiterwettkämpfe.

Dass die deutsche Reiterequipe führt, ist nicht zuletzt dem Einsatz von Oberleutnant Konrad von Wangenheim zu verdanken. Am Vortag war der sechszwanzigjährige Athlet bei der Vielseitigkeitsprüfung

mit seinem Pferd Kurfürst gestürzt und brach sich das linke Schlüsselbein. Trotz der schmerzhaften Verletzung stieg er wieder auf und beendete den Ritt. Die Ärzte raten Wangenheim verständlicherweise, beim heutigen Jagdspringen nicht anzutreten, doch davon will der Patient nichts wissen. Ein Raunen geht durch das Stadion, als Wangenheim sich mit bandagiertem Arm auf sein Pferd setzt und den Parcours beginnt. Zunächst läuft alles glatt, doch kurz nach der Hälfte ereignet sich erneut ein dramatischer Zwischenfall: Bei einer scharfen Wendung kommt Kurfürst zu Fall und bleibt regungslos liegen. Nicht wenige Zuschauer befürchten, dass das Pferd tot ist. Doch urplötzlich kommt der Wallach wieder auf die Beine, Wangenheim sitzt vorschriftsgemäss ohne fremde Hilfe auf und beendet den weiteren Kurs. Dieses Husarenstück sichert ihm die Sympathien des Publikums – und der deutschen Mannschaft die Goldmedaille.

Nur einer vermag nicht in den allgemeinen Jubel einzustimmen: Henry Channon. «Über Stunden müssen wir die Demütigung Englands in einer Sportart erleben, in der es zweifellos überragend sein sollte.» Die englischen Reiter haben Pech: Von den insgesamt sechs Disziplinen können sie lediglich in der Vielseitigkeitsprüfung den dritten Platz der Mannschaftswertung erringen. Irgendwann verliert «Chips» das Interesse und studiert statt der Wettkämpfe lieber den «Führer». «Ein jeder Reiter grüsste zackig Hitler, der wiederum jeweils seinen Arm hob. Wir konnten ihn die gesamte Zeit gut beobachten. Er sah liebenswürdig aus und schien sich prächtig zu amüsieren.»

Für die nationalsozialistische Propaganda ist Konrad von Wangenheims Coup ein Glücksfall. In den Zeitungsredaktionen entstehen prompt zahlreiche Artikel, die den «Opferwillen», den «Kameradschaftsgeist» und die «Tapferkeit» des jungen Mannes rühmen – Eigenschaften, die Hitler auch an seinen Soldaten sehr schätzt. Der Krieg ist ja beschlossene Sache.

Das *12-Uhr-Blatt* vermeldet einen neuen Rekord: Die Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG) hat in den vergangenen zwanzig Tagen 62,6 Millionen Fahrgäste befördert.

Werner Finck ist Schauspieler und Kabarettist, für Joseph Goebbels ist er jedoch fast ein Staatsfeind. Mit seinen Wortspielen bringt Finck regelmäßig den Propagandaminister gegen sich auf. Dabei bekundet Finck nicht etwa offenen Widerstand gegen das Regime; was Goebbels bis zur Weissglut treibt, ist vielmehr Fincks grosse Kunst der beiläufigen Andeutung. Mit einer Unschuldsmiene, die kein Wässerchen trüben kann, steht er auf der Bühne des von ihm gegründeten Kabarettts Die Katakombe und macht sich über das «Dritte Reich» und dessen Repräsentanten lustig. Humor ist eine ausserordentlich wirkungsvolle Waffe.

«Was den Ariernachweis anbelangt, habe ich – toi, toi, toi, – bisher immer noch Glück gehabt», lästert Finck. «Bis auf einen Fall, einen Sündenfall: In der Ritterzeit taucht in unserer Familie ein Knappe Lewinski auf. Glücklicherweise brannte die Kirche in seinem Sprengel ab, so dass keine nachteiligen Beweise mehr vorhanden sind». In einer anderen Nummer erzählt er dem Publikum, dass er sich eine sogenannte Hitler-Eiche gekauft habe und mit deren Wachstum sehr zufrieden sei: «Vor ein paar Monaten war sie noch ganz klein, gerade bis zu meinen Knöcheln, dann reichte sie mir bis an die Knie, und jetzt steht sie mir schon bis zum Hals».

Das ist für Goebbels irgendwann zu viel. Die Katakombe wird geschlossen, Finck wird 1934 verhaftet und in das Konzentrationslager Esterwegen deportiert, wo er Carl von Ossietzky und Julius Leber begegnet. Doch Werner Finck hat Glück: Anfang Juli 1935 wird er auf Veranlassung Hermann Görings entlassen, erhält aber ein Jahr Arbeitsverbot. «Ich hatte damals unfreiwillig viel Zeit», erinnert er sich. «Was sollte ich machen? Ich heiratete». Pünktlich zu den Olympischen Spielen beendet man die Zwangspause, denn Werner Finck ist in Berlin un-

gemein populär, wovon die Nazis während des Sportspektakels profitieren wollen. Für das *Berliner Tageblatt* soll er unter dem Titel *Kleine Olympia-Conférence* eine tägliche Kolumne mit humorvollen Geschichten aus dem Alltag der Berlinerinnen und Berliner schreiben.

Doch Werner Finck kann es einfach nicht lassen, immerzu bringt er sich mit seinen Andeutungen und Wortspielen in Gefahr, so auch in der heutigen letzten Ausgabe der Reihe: «Die Gäste der Welt reisen ab, Niemals bisher sind sie so glänzend aufgenommen worden wie hier, Darüber herrscht kein Zweifel. Die bleibende Frage ist nur: ‚Wie wird Leni alles aufgenommen haben‘. Finck stellt sich vor, wie sich die Riefenstahl am Schneidetisch die Filmnegative von Jesse Owens sensationellen Wettkämpfen anschaut: «Und plötzlich sieht sie negativ, wie positiv der Neger lief. Im Negativ werden wir gerächt: Ganz vorn, Meter voraus, läuft der weisse Mann, hintennach kommen die Schwarzen!»

Endlose Siegerehrungen», vermerkt Joseph Goebbels in seinem Tagebuch, Der Minister droht auf der Zuschauertribüne langsam, aber sicher die Geduld zu verlieren. Nach dem stundenlangen Reiten, für das er sich ohnehin nicht erwärmen kann, dauern ihm die Auszeichnungen der Athleten viel zu lange: «Das muss straffer und wirkungsvoller werden.» Vermutlich ist Goebbels mit seiner Ungeduld nicht alleine, denn die meisten Zuschauer warten wohl wie er gespannt auf den Beginn der Abschlussfeier.

Hinter dem Marathontor geht die Sonne langsam unter, als Paul Winters *Olympia-Fanfaren* den Beginn der Zeremonie verkünden. Alle Augen richten sich nun auf den Tunnel unter dem Marathontor, durch das der sogenannte Fahneneinmarsch der Nationen erfolgt. Der Fahnenträger Griechenlands, des Landes der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit, macht den Anfang, die Hakenkreuzfahne des Gastgeberlandes folgt zuletzt. Während des Aufmarschs spielt das Olympische Symphonie-Orchester den *Möllendorfer Parademarsch*. Die Musik verklingt,

und nach einigen Sekunden der Stille tritt Henri de Baillet-Latour als Präsident des Internationalen Olympischen Komitees an das Mikrofon, bedankt sich bei Hitler und den Deutschen für die Gastfreundschaft und erklärt die Spiele für beendet. Die letzten Worte des Grafen erscheinen zusätzlich auf der grossen Anzeigetafel: «Möge die Olympische Flamme leuchten durch alle Geschlechter zum Wohle einer immer höher strebenden, mutigeren und reineren Menschheit!»

Nach einem weiteren Musikstück – Ludwig van Beethovens *Opferlied* – wird die Olympische Flagge unter Salutschüssen der Artillerie eingeholt. Dann spielt das Orchester die Komposition *Fahnenabschied* von Paul Höffer, einem der Preisträger im Olympic sehen Kunstwettbewerb, zu deren Klängen die Fahnenträger aus dem Stadion marschieren. Das Olympische Feuer erlischt, und die niedergeholte Olympische Flagge wird der Stadt Berlin zur Aufbewahrung bis zu den nächsten Spielen 1940 in Tokio überreicht. Mit dem *Olympia-Ausklang* ertönt schliesslich eine weitere Komposition aus der Feder Paul Höffers. Riesige Flakscheinwerfer, die rund um das Stadion montiert sind, strahlen derweil in den Abendhimmel, bewegen sich dann langsam aufeinander zu und kreuzen sich in etwa hundert Metern Höhe über der dunklen Arena. So entsteht ein gigantischer Lichtdom – ein Effekt, den die Nationalsozialisten bereits bei der Inszenierung ihrer Reichsparteitage eingesetzt haben. «Noch nie habe ich eine so bis ins Letzte ausgeklügelte Schau gesehen», notiert William Dodd sichtlich beeindruckt in sein Tagebuch. Als letzter offizieller Programmpunkt folgt das Lied *Die Spiele sind aus*, in das schliesslich das Publikum einstimmt. Damit ist die Zeremonie beendet, Adolf Hitler spricht während der gesamten Zeit kein Wort. Doch ganz am Ende fällt die mühsam errichtete olympische Fassade wie eine Attrappe in sich zusammen, als Zehntausende Menschen sich von ihren Plätzen erheben, «Heil Hitler!» brüllen und *Deutschland, Deutschland, über alles* anstimmen.

In Zürich sitzt Thomas Mann vor seinem Radio und verfolgt die Abschlusszeremonie, die europaweit im Rundfunk übertragen wird. In sein Tagebuch schreibt er: «Grosses Theater, Fanfaren, Chöre und Fah-

nen-Ceremoniell. Eine Stimme von oben rief die Jugend der Welt nach Tokyo. Alle sprachen diesen Namen richtig aus, nur der Oberbürgermeister von Berlin, der natürlich, um es zu sein, danach sein muss, sagte Tockio. Er sprach auch vom Frieden der Welt.»

Akm Abend dieses 16. August bittet Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten zum Fest der Teilnehmer in die Deutschlandhalle. Doch nicht wenige Athletinnen und Athleten sind bereits kurz nach ihrem letzten Wettkampf abgereist, viele andere folgen im Laufe des heutigen Tages, sodass kaum mehr als tausend Bewohner die Nacht im olympischen Dorf verbringen. «Wir sind alle tief ergriffen und etwas wehmütig», so Goebbels, «Mit dem Führer durch die jubelnden Menschen, Reichskanzlei.» Auf dem angrenzenden Wilhelmplatz stehen Tausende, vielleicht sogar Zehntausende Schaulustige und skandieren «Lieber Führer, sei so nett, zeige dich am Fensterbrett». Hitler macht ihnen die Freude.

Hitler und Goebbels können mit dem Verlauf der zurückliegenden sechzehn Tage vollauf zufrieden sein, Die Spiele der XI. Olympiade gehen in jeder Hinsicht als Fest der Rekorde in die Geschichte ein: Knapp viertausend Teilnehmer aus neunundvierzig Nationen traten in 129 Wettbewerben an – so viel wie nie zuvor. In einundvierzig Wettkämpfen wurden Olympische Rekorde und in fünfzehn gleichzeitig Weltrekorde aufgestellt. Mit neunundachtzig Medaillen (dreiunddreissig in Gold, sechsundzwanzig in Silber und dreissig in Bronze) stellt Deutschland mit Abstand die erfolgreichste Nation dar, gefolgt von den Vereinigten Staaten (vierundzwanzig in Gold, zwanzig in Silber und zwölf in Bronze) sowie von Ungarn (zehn in Gold, eine in Silber, fünf in Bronze). Die letzten Plätze des Medaillenspiegels belegen Portugal, die Philippinen sowie Australien, die jeweils nur eine Bronzemedaille gewinnen konnten. Alles in allem verliefen die Wettkämpfe fair. Anfeindungen gegen andere Nationen seitens des Publikums blieben aus,

von Manipulationen der Ergebnisse ist nichts bekannt. Mit vier Goldmedaillen avanciert Jesse Owens zum erfolgreichsten Teilnehmer, der beste deutsche Athlet Konrad Frey trägt drei goldene Medaillen nach Hause.

Im Juli und August 1936 kann Berlin gut 380'000 sogenannte Fremdenmeldungen registrieren, wovon alleine 115'000 aus dem Ausland stammen (die zahlenmässig grössten Gruppen bilden die Tschechoslowaken und Amerikaner mit jeweils gut 15'000 Personen). Alles in allem verzeichnen die Behörden 1.3 Millionen Übernachtungen. Adolf Hitler behauptet Jahre später, die Olympischen Spiele hätten dem Reich gut eine halbe Milliarde Reichsmark Devisen eingebracht. Schwer zu sagen, ob diese Zahl stimmt. Es ist aber anzunehmen, dass sich die Spiele für Deutschland gelohnt haben.

Wie gross der finanzielle Gewinn auch gewesen sein mag – er ist für die Nationalsozialisten ohnehin nur ein angenehmer Nebeneffekt. Der ganz grosse Erfolg dieses olympischen Sommers lässt sich nicht in Mark und Pfennig ausdrücken. Die meisten ausländischen Besucher sind begeistert und überwältigt von dem, was das nationalsozialistische Berlin zu bieten hat. Adolf Hitler und seiner Regierung gelingt es, sich als friedliebender und verlässlicher Partner der Völkerfamilie zu präsentieren. In diesen Sommertagen schöpfen viele Menschen Mut, sie hoffen auf Veränderungen und glauben Hitlers Friedensschwüren – sie werden nicht zuletzt durch das Sportfest getäuscht. Nur wenige Gäste wie Thomas Wolfe erkennen die Maskerade und können hinter die Kulissen schauen.

Mit den Olympischen Spielen von Berlin ist die Konsolidierungsphase der nationalsozialistischen Machtübernahme abgeschlossen. Berlin 1936 sei mitnichten nur ein gigantischer Propagandaerfolg, resümiert André François-Poncet: «In der Geschichte des Naziregimes bezeichnen die Feierlichkeiten der Olympischen Spiele in Berlin im August 1936 einen Höhepunkt, einen Gipfel, wenn nicht eine Apotheose für Hitler und das Dritte Reich.»

Spät in der Nacht verabschieden sich Hitler und Goebbels voneinander. Der «Führer» bricht in wenigen Stunden in Richtung Berchtesgaden auf. Goebbels zieht sich für einen kurzen Urlaub in seine Villa auf die Havelinsel Schwanenwerder zurück. In drei Wochen – am 8. September – beginnt in Nürnberg mit dem Reichsparteitag der NSDAP das nächste Massenspektakel. Goebbels hat Hitler inständig gebeten, den diesjährigen Parteitag mit Rücksicht auf die Olympischen Spiele ausfallen zu lassen, doch davon will «der Führer» nichts wissen. Es müsse ein «Parteitag der Ehre» werden, gibt er als Motto aus. Für ihn sind mit dem Einmarsch deutscher Truppen in das entmilitarisierte Rheinland die Ehre und Souveränität des Reiches wiederhergestellt.

Victor Klemperer hingegen blickt mit grosser Sorge auf den bevorstehenden Nazikonvent. Er befürchtet, dass sich viele braune Parteigenossen wegen der ausländischen Gäste wochenlang verstellen mussten und sich so Aggressionen aufgestaut haben: «Die Olympiade geht nächsten Sonntag zu Ende, der Parteitag der NSDAP kündigt sich an, eine Explosion steht vor der Tür, und es ist natürlich, dass man sich zuerst gegen die Juden abreagieren wird».

*Im Sommer 1964 kehrt Jesse
Owens an den Ort seiner
Triumphe zurück. Die Zeit ist
weder an ihm noch am Berliner
Olympiastadion spurlos
vorübergegangen.*



WAS WURDE AUS ...?

Im November 1936 beginnt Leni Riefenstahl mit dem Schnitt der über vierhunderttausend Meter Filmmaterial, was sie achtzehn Monate beschäftigt wird. Am Ende entsteht ein zweiteiliger Film von insgesamt sechstausend Metern Länge, der am 20. April 1938 – Hitlers neunundvierzigstem Geburtstag – uraufgeführt wird. Der Streifen entwickelt sich in den Kinos des Deutschen Reiches zu einem Kassensmagnet und spielt innerhalb weniger Wochen über vier Millionen Mark ein. Leni fertigt aber auch englische, französische und italienische Versionen von *Olympia* an, mit denen sie erfolgreich durch Europa tourt. Die Riefenstahl gilt nun als Vorzeigekünstlerin des «Dritten Reiches». Bei Kriegsende 1945 ist Leni Riefenstahl dreiundvierzig Jahre alt und hat noch achtundfünfzig Lebensjahre vor sich. Weitere Filmprojekte kann sie in dieser Zeit nicht mehr realisieren, doch sie erfindet sich neu und beginnt eine erfolgreiche Karriere als Fotografin.

Anfang der 1980er Jahre schreibt Leni Riefenstahl ihre voluminösen Erinnerungen – neunhundert Seiten, in denen sie es mit der Wahrheit oft nicht so genau nimmt. Bis zu ihrem Tod im September 2003 gelingt es ihr nicht, ihre Rolle im «Dritten Reich» selbstkritisch und glaubhaft zu hinterfragen. Stattdessen wehrt sie sich gerichtlich gegen Behauptungen, dass sie ein Verhältnis mit Adolf Hitler gehabt habe. Dass an diesem Gerücht tatsächlich nichts dran ist, teilte Carl Zuckmayer bereits 1943/44 dem amerikanischen Geheimdienst mit: «Soll auch mit Hitler geschlafen haben was Verf. aber nicht glaubt. (Beiderseitige Impotenz anzunehmen)».

Henri de Baillet Latour bleibt bis zu seinem Tod im Januar 1942 Präsident des Internationalen Olympischen Komitees. Theodor Lewald muss sich nach den Berliner Spielen auf Drängen Hitlers von allen Ämtern zurückziehen; er stirbt im April 1947. Als Lewalds Nachfolger wird 1938 der deutsche Offizier Walter von Reichenau in das Gremium gewählt. Etwa zwei Jahre später – Ende Mai 1940 – erlebt Baillet-Latour seinen neuen Kollegen Reichenau in anderer Funktion: als Generaloberst der Wehrmacht, der die Kapitulation seines Heimatlandes Belgien entgegennimmt.

Eleanor Holm macht ihrem Ruf als Glamour-Girl auch nach ihrer Abreise aus Berlin alle Ehre. 1938 spielt sie neben ihrem ehemaligen Teamkollegen und Goldmedaillengewinner im Zehnkampf Glenn Morris in dem Kinofilm *Tarzans Revenge*. Im gleichen Jahr lässt sie sich von Art Jarrett scheiden, um den schwerreichen Impresario William «Billy» Rose zu heiraten. Billy ist Jude; ihm schenkt sie zur Hochzeit Hermann Görings Hakenkreuz, in das sie in der Mitte einen aus Diamanten bestehenden Davidstern montieren lässt. Eleanor stirbt im Januar 2004.

Leon Henri Dajou gelingt es zwar nicht, das Quartier Latin meistbietend zu verkaufen, doch zwingt er in den nächsten Monaten konsequent grosse Geldsummen aus dem Betrieb ab. Dabei hat er Glück im Unglück, denn den Nazis, die ihn nach wie vor im Visier haben, fällt das lange Zeit nicht auf. Im Februar 1937 ist das Quartier Latin hoch verschuldet, und Dajou setzt sich von heute auf morgen mit dem veruntreuten Geld nach Paris ab. An seiner Seite flieht seine Freundin Charlotte Schmidtke. Ende März eröffnet Dajou in der Rue Pigalle den Cotton Club. Das Geschäftsmodell (hohe Preise, elegantes Ambiente, schöne Frauen) ist das gleiche wie in seinem Berliner Etablissement, doch an der Seine erleidet Dajou Schiffbruch und ist Ende des Jahres

pleite. Dajou vertrödelt seine Zeit in den Cafés rund um den Montmartre, wie die auf ihn angesetzte Pariser Fremdenpolizei protokolliert, seine Beziehung zu Charlotte Schmidtke scheitert. Im Chaos des Zweiten Weltkriegs verlieren sich kurzzeitig die Spuren von Leon Henri Dajou. Fräulein Charlotte zieht es nach Portofino, wo sie der Brief eines Rechtsanwaltes aus Berlin erreicht. Ob sie gewusst habe, dass Dajou Jude ist, will der Advokat offensichtlich im Auftrag der Gestapo wissen. «Mir sind zu dieser Zeit niemals Bedenken aufgekommen», antwortet Charlotte, «dass Da-jou jüdischer Abstammung sein könnte, weil in seinem Lokal ständig sehr angesehene Personen verkehrten, die sonst fraglos ihn und sein Lokal gemieden hätten und wohl auch hätten meiden müssen.» Eine gepfefferte Antwort, chapeau. Die Gestapo sieht von weiteren Nachfragen ab.

Anfang der 1940er Jahre taucht Leon Henri Dajou plötzlich in England auf. Im September 1942 heiratet er seine neue Freundin Rosalie und nimmt vier Jahre später mit der englischen Staatsangehörigkeit wieder einmal eine neue Identität an. Aus Leon Henri wird Rico Dajou. Bei dieser Gelegenheit macht er sich gleich zwei Jahre jünger. Aus dem Londoner Nachtleben der 1950er und 1960er Jahre ist Rico nicht wegzudenken. Im Stadtteil Mayfair eröffnet er den Don Juan und ein paar Häuser weiter den Casanova-Club, wo die Highsociety verkehrt. Princess Margaret, die kapriziöse jüngere Schwester von Queen Elizabeth, ist Stammgast. Einer amerikanischen Lokalzeitung verrät Rico, dass er dereinst seine Memoiren schreiben werde, doch dazu ist es offensichtlich nie gekommen. Leib Moritz Kohn alias Leon Henri Dajou alias Rico Dajou stirbt 1985 in seiner englischen Wahlheimat. Das Gebäude in Berlin, in dem sich das Quartier Latin befunden hat, übersteht den Bombenkrieg nicht. An dieser Stelle befindet sich heute der Neubau der Berliner Volksbank.

Leon Henri Dajous Freund Hubert von Meyerinck dreht bis zum Untergang des «Dritten Reichs» noch etwa zwanzig Filme. Hupsi ist ein Teil des Systems, das er zugleich verachtet, wie ihm Billy Wilder attestiert: «Er hat sich selbst dessen nie gerühmt, aber in der Kristallnacht ist er über den Kurfürstendamm gelaufen und hat gerufen: ‚Wer auch immer unter Ihnen jüdisch ist, folgen Sie mir.‘ Er hat die Leute in seiner Wohnung versteckt. Ja, es hat sie gegeben, die anständigen Menschen, deren Worten man glauben konnte, dass es schwierig war, Widerständler zu werden in jener Zeit. Menschen wie Meyerinck waren herrlich, wunderbar». Nach dem Zweiten Weltkrieg kommt Meyerincks ganz grosse Zeit, in unzähligen Filmen kalauert er sich durch die deutschen Kinosäle und Wohnzimmer. 1967, mehr als dreissig Jahre nach den Olympischen Spielen, bekennt er in seiner Autobiographie: «Wie gerne ginge ich wieder zu Dajou!» Hubert von Meyerinck stirbt im Mai 1971 in Hamburg.

Irgendwann schenkt Mascha Kaléko ihrem Mann Saul reinen Wein ein: dass der kleine Evjatar Alexander Michael, der am 28. Dezember 1936 in Berlin das Licht der Welt erblickt, nicht sein Sohn ist. Zur Geburt ihres einzigen Kindes dichtet sie:

Du, den ich liebte, lang bevor er war.
Den Unvernunft und Liebe nur gebar.
Der blassen Stunden Licht und Himmelslohn.
Mein kleiner Sohn.

Du Kind, mein Herz gehörte dir schon ganz.
Als du ein Nichts noch warst, ein ferner Glanz
Aus deines Vaters dunklem Augenpaar.
In jenem Jahr.

Mascha und Saul lassen sich Anfang 1938 scheiden – und werden sich nie wiedersehen. Mit Chemjo Vinaver, den sie noch in Berlin heiratet, und dem gemeinsamen Kind emigriert Mascha im Herbst 1938 in die Vereinigten Staaten. Mascha Kaléko besucht nach dem Ende des Nationalsozialismus mehrfach Deutschland und Berlin und stirbt im Januar 1975 in Zürich.

Tilly Fleischer beendet nach den Olympischen Spielen ihre Karriere als Leichtathletin und tauscht für einige Jahre den Speer gegen einen Handball ein. Dann wird es ruhig um Tilly, die einen Zahnarzt heiratet und im Schwarzwald zwei Lederwarengeschäfte eröffnet, bis 1966 in Frankreich ein Buch erscheint: *Adolf Hitler mon père*. Der Autor des Schmökers nennt sich Philippe Mervyn, heisst aber bürgerlich Philipp Krischer, stammt aus Wien und ist der Verlobte von Tillys Tochter Gisela. Tilly und Hitler hätten kurz nach den Olympischen Spielen eine Affäre gehabt, behauptet er in seinem Buch. Die 1937 geborene Gisela sei ein Spross des «Führers» und kein Produkt zahnärztlicher Lendenkraft. Also: Gisela Hitler? Im Vorwort des Buches heisst es: «Die Tochter des blutigsten Diktators aller Zeiten wendet sich an die kommenden Generationen und widmet ihnen dieses aufwühlende menschliche Dokument, das von einer Aufrichtigkeit ist, wie sie noch nie von Autoren historischer Memoiren erreicht wurde». Mervyn alias Krischer will diese Geschichte von Hitlers angeblicher Tochter Gisela selbst erfahren haben, doch die dementiert entschieden. Den Rest regeln die Gerichte: Auf Antrag der entsetzten leiblichen Eltern lässt ein Richter die Memoiren beschlagnahmen. Tilly Fleischer stirbt neununddreissig Jahre später im Juli 2005 im Schwarzwald. Peter Joachim Fröhlich, der kleine Junge

aus dem Olympiastadion, flieht mit seinen Eltern im April 1939 aus Deutschland zunächst nach Kuba. Zwei Jahre später emigriert die Familie in die Vereinigten Staaten von Amerika. Als Peter 1946 amerikanischer Staatsbürger wird, ändert er seinen Namen: Aus Peter Fröhlich wird Peter Gay – ein angesehener Historiker und erfolgreicher Autor. Peter Gay stirbt im Mai 2015 in New York.

Teddy Stauffer und seine Original-Teddies gastieren drei weitere Jahre in Berlin und Hamburg. Über fünfzig Schallplatten nimmt die Band bis Ende März 1939 für die Schallplattenfirma Telefunken auf – darunter zuletzt noch den Erfolgshit *Jeepers Creepers*. Für September ist ein Gastspiel in der Berliner Femina-Bar geplant, doch dann bricht der Zweite Weltkrieg aus. Stauffer bleibt in der Schweiz, die deutschen Mitglieder müssen die Eidgenossenschaft verlassen, die Band fällt auseinander. Stauffer will als Filmkomponist nach Hollywood, strandet aber ohne gültige Aufenthaltspapiere in Mexiko. Dort verschlägt es ihn in die Küstenstadt Acapulco, wo er einen Nachtclub gründet und als Hotelmanager arbeitet. Innerhalb weniger Jahre macht «Mister Acapulco», wie Stauffer bald genannt wird, aus dem einstigen Fischerdorf einen Treffpunkt des internationalen Jetsets: Clark Gable, Josephine Baker, Errol Flynn und die Kennedys gehören zu Stauffers Freunden und regelmäßigen Gästen. Teddy Stauffer, der fünfmal heiratet und sich ebenso oft scheiden lässt, stirbt im August 1991 in Acapulco.

Helene Mayer kehrt in die USA zurück, wo sie in den nächsten Jahren achtmal Landesmeisterin im Fechten wird. Ihren Lebensunterhalt verdient Mrs. Mayer als Dozentin für Deutsch und Sport. Doch offensichtlich bleibt das Heimweh gross, denn 1952 lässt sie sich wieder in Deutschland nieder. Helene heiratet den neun Jahre älteren Flugingeni-

eur Erwin Falkner von Sonnenburg, mit dem sie nach Heidelberg zieht. Dort will sie ein neues Leben beginnen, doch dann erhält Helene eine schreckliche Diagnose: Brustkrebs. Helene Falkner von Sonnenburg stirbt im Oktober 1953 mit nur dreiundvierzig Jahren.

Zwei Tage nach dem Ende der Olympischen Spiele bittet der Kommandant des Olympischen Dorfes Werner Freiherr von und zu Gilsa seine Kollegen vom Organisationskomitee zu einer kleinen Abschiedsfeier in das Kasino des Berliner Wachregiments. Bei einem Abendessen und einem Glas Wein will der Oberst die Spiele Revue passieren lassen und sich bei allen Beteiligten für die gute Zusammenarbeit bedanken. Wolfgang Fürstner, sein Vorgänger, erscheint an diesem Abend nicht. Während die Herren feiern, zieht Fürstner seine beste Uniform mit sämtlichen Orden an und marschiert durch das Olympische Dorf in Richtung des Waldsees. In Höhe des Saunagebäudes bleibt er stehen, greift zu seiner Pistole, legt den Lauf an die Schläfe und drückt ab.

Am Abend des 10. November 1936 erhält Yvonne Fürstner Besuch von Herrn Scherer und Herrn Franke, Die beiden Männer gehören nicht zu Yvones Freunden oder Bekannten, sie sind auch keine Gäste der Sherbini-Bar, ja, Yvonne kann sich nicht daran erinnern, die beiden jemals zuvor gesehen zu haben. Doch nun stehen sie vor ihrer Wohnungstüre und verlangen energisch Einlass, denn Herr Scherer und Herr Franke sind Zollfahnder. «Hausdurchsuchung», sagt einer der Beamten und legt Yvonne ein entsprechendes amtliches Schriftstück vor, der andere macht sich umgehend an seine Arbeit. Zimmerlich sind Scherer und Franke nicht gerade: Sie durchwühlen Schränke und Schubladen, schauen hinter Bücher und blicken unter Yvones Bett. Im Zuge der Durchsuchung finden die Zollfahnder etwas Bargeld, verschiedene

Bankunterlagen sowie mehrere persönliche Briefe. Das reicht ihnen. Zwei Tage später wird Yvonne Fürstner verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit eingeliefert. Der Vorwurf: Devisenvergehen. Yvonne habe mithilfe ihrer in England lebenden Schwester größere Geldsummen am Fiskus vorbei ins Ausland transferiert. Die gefundenen Papiere lieferten zwar «erhebliche Verdachtsmomente», stellt Scherer in seinem Bericht fest, überzeugende Beweise seien aber nicht darunter. Yvonne wird schliesslich am 19. Dezember aus der Haft entlassen.

Doch das Katz- und Mausspiel geht weiter. Im Sommer 1937 gibt Yvonne zu Protokoll, den ägyptischen Diplomaten Aziz de Nasr geheiratet zu haben, mit dem sie nun im ruhigen Berliner Bezirk Lichterfelde lebe. «Ihr Ehemann ist dort nicht gemeldet», findet Zollfahnder Scherer schnell heraus. «Ein Handelsattache de Nasr bei der Ägyptischen Gesandtschaft ist dem Auswärtigen Amt nicht bekannt.» Wie denn auch? Der angebliche Handelsattaché ist Yvonnens dreiundzwanzigjähriger Verehrer aus der Sherbini-Bar, der nach wie vor zur Untermiete bei Frau Oppenheim lebt. Diese Ehe ist – wenn sie denn jemals geschlossen wurde – wohl nur eine Scheinehe. Vielleicht denkt Yvonne, dass sie dank ihres ägyptischen Diplomatengatten vor dem Zugriff der Nazis sicher ist. Es ist unklar, ob sie zu diesem Zeitpunkt noch mit Mostafa El Sherbini liiert ist.

Die Bar in der Uhlandstrasse existiert bis 1938, danach verlieren sich die Spuren von Mostafa und Yvonne für einige Jahre. Im März 1941 taucht Mostafas Name im *Deutschen Fahndungsbuch* auf, offensichtlich hat er das Land aber bereits verlassen. Auch Yvonne gelingt die Flucht aus Deutschland, doch das Schicksal meint es nicht gut mit ihr. Yvonne de Nasr stirbt genau zehn Jahre nach den Olympischen Spielen im August 1946 in Kairo – sie wird nur fünfundvierzig Jahre alt. Mostafa El Sherbini lässt sich nach dem Zweiten Weltkrieg ebenfalls in Kairo nieder und eröffnet dort ein Hotel. Später zieht es ihn nach London, wo er im Januar 1975 stirbt. Herb Flemming, die Attraktion der Sherbini-Bar, bleibt noch ein knappes Jahr in Berlin und reist im Ju-

ni 1937 in die Vereinigten Staaten zurück. Nach Kriegsende tritt Herb auch wieder in Europa auf. Als er 1969 Berlin besucht, findet er sich in der Uhlandstrasse nicht mehr zurecht. An der Stelle, wo er über dreissig Jahre zuvor den heissesten Jazz gespielt hat, steht kein Stein mehr auf dem andern. Herb Flemming stirbt im Oktober 1976 in New York City.

Carla und George De Vries kehren nach ihrer Europareise in die Vereinigten Staaten zurück. Die Aufregung über Carlas Kuss-Attacke legt sich schnell wieder, doch im November 1936 sorgt Mrs. De Vries erneut für Aufsehen. Vor einem Hochhaus in Los Angeles herrscht grosse Aufregung: Eine verwirrte Frau steht in luftiger Höhe auf dem Fenstersims und will sich offensichtlich in die Tiefe stürzen. Die Polizei rückt an, doch die Beamten können sich mit der Frau nicht verständigen, denn sie spricht eine konfuse Mischung aus Englisch und Deutsch. Die lebensmüde Dame heisst Emma Neumann, ist deutscher Herkunft und lebt in einer psychiatrischen Klinik im Vorort Norwalk, wo sie ihren Wärtern entkommen ist. Carla, die zufällig in der Nähe ist, beobachtet das Tohuwabohu, drängelt sich durch die Menge der Schaulustigen nach vorne und greift dann tatkräftig ein. Sie spreche etwas Deutsch, sagt sie einem Polizisten, vielleicht könne sie die Kranke von ihrem Vorhaben abbringen. Der verantwortliche Officer nickt – etwas anderes fällt ihm auch nicht ein. Carla klettert nun ihrerseits aus dem Fenster und beginnt ein Gespräch mit Emma. Unten auf der Strasse stehen Hunderte Menschen, die gebannt nach oben schauen. Polizisten breiten Sprungtücher aus. Ärzte und Sanitäter sind zur Stelle. Leider wissen wir nicht, was Carla zu der Unglücklichen sagte. Vielleicht erzählt sie ihr von der Europareise, die sie und George im Sommer unternommen hatten, vielleicht berichtet sie von ihren Erlebnissen in Berlin. Irgendwann nickt Emma. Carla steigt in das Zimmer zurück, reicht Emma ihre Hand und zieht sie ebenfalls in den Raum. Carla ist nun eine Heldin, und die Zeitungen be-

richten ausführlich über ihren neuesten Streich: «Carla De Vries, die Frau die Hitler küsste, rettet Irrer das Leben.» Carla De Vries überlebt ihren Gatten George um funfunddreissig Jahre und stirbt im Juni 1985 in Kalifornien.

Der ehemalige Reichskulturwalter Hans Hinkel gehört zu den nicht wenigen Nationalsozialisten, die in der Bundesrepublik Deutschland für ihre Verbrechen nie zur Rechenschaft gezogen werden. Am Ende des Zweiten Weltkriegs ist er Reichsfilmintendant, wird 1945 interniert und wegen seiner Beteiligung am Raub polnischer Kulturgüter 1947 an Polen ausgeliefert. Nach fünfjähriger Haft kehrt er 1952 nach Deutschland zurück und stirbt 1960 in Göttingen.

Das Schicksal von Ahmed Moustafa Dissouki liegt weitgehend im Dunkeln. Sicher ist, dass er die Ciro-Bar bis Frühjahr 1939 betreibt – allerdings mit abnehmendem Erfolg. Ahmed bezahlt keine Rechnungen, er führt für seine Angestellten keine Versicherungsbeiträge ab und verheddert sich in immer neuen Abhängigkeiten. Irgendwann durchblickt er das Durcheinander wohl selbst nicht mehr. Als das Unternehmen hoch verschuldet ist, wird gegen ihn als Geschäftsführer Klage erhoben. Ahmed soll im Juli 1939 nach Ägypten abgeschoben werden, doch plötzlich nimmt Heinrich Himmler den Befehl zur Ausweisung wieder zurück. Warum? Wir wissen es nicht – die entsprechenden Unterlagen des Auswärtigen Amtes wurden im Krieg vernichtet.

Die nächste Spur taucht im Oktober 1941 auf, als Himmler für Ahmed ein Aufenthaltsverbot ausspricht. Drei Jahre später ist Ahmed aber offensichtlich immer noch in Berlin, denn im September 1944 wird er für ein paar Wochen in das Untersuchungsgefängnis in Moabit eingewiesen. Das letzte Lebenszeichen stammt vom April 1945. «Er kam mir

auf dem Adolf-Hitler-Platz mit einer Dame entgegen», erinnert sich Hubert von Meyerinck. «Ich wollte ihn freudig begrüßen, doch er winkte ängstlich ab».

Ahmeds Geliebte Clara von Gontard befindet sich samt Gatten und Tochter auf Verwandtenbesuch in den Vereinigten Staaten, als 1939 der Zweite Weltkrieg ausbricht. Die Gontards bleiben in St. Louis, wo Paul von Gontard im Dezember 1941 verstirbt. Bernhard Berghaus bleibt hingegen in Deutschland und macht weiterhin gute Geschäfte mit den Nazis. Dank seiner vorzüglichen Beziehungen gelingt es ihm, grosse Teile des Vermögens seiner Schwiegereltern in die Schweiz zu transfrieren. Nach Kriegsende erhält Clara von Gontard die Familienvilla im Berliner Tiergartenviertel rückübertragen. Clara stirbt 1959, vier Jahre später verkaufen ihre Erben das Palais an das Land Berlin. In der Villa Gontard, wo einst die Schönen und Reichen ein- und ausgingen, residiert heute die Generaldirektion der Staatlichen Museen zu Berlin.

Die Ciro-Bar übersteht den Krieg und erlebt in den 1950er Jahren eine kleine Renaissance. Heute befindet sich in dem Haus Rankestrasse 31/32 ein Etablissement, das – wie sollte es anders sein – den Namen Ciro trägt.

Die Familie von Elisabeth L. wird aus dem Lager in Marzahn zuerst in das KZ Sachsenhausen und 1943 in das sogenannte «Zigeunerlager» nach Auschwitz verschleppt. Von den etwa 22'600 Menschen, die dort im Laufe der Zeit inhaftiert sind, sterben über 19'000. Elisabeth überlebt das «Dritte Reich».

Mittejuli 1945 eröffnet Heinz Zeller Mayer in dem ausgebombten und notdürftig wiederhergestellten Hotel am Steinplatz das Restaurant Zeller Mayer. Das ist der Beginn einer einzigartigen Karriere, die Zeller Mayer im Laufe der Jahre zu Berlins führendem Gastronom machen wird. In die Geschichte geht Heinz ein, als er im Juni 1949 den amerikanischen Stadtkommandanten von Berlin, Frank L. Howley, dazu

bringt, auf der nächsten Sitzung des Alliierten Kontrollrats die Aufhebung der Sperrstunde durchzusetzen. Seitdem kann man in Berlin nächtelang feiern. Heinz Bruder Achim gründet 1950 im Erdgeschoss des Familienhotels die Volle Pulle – eine kleine und ständig verrauchte Kneipe, in der das intellektuelle Nachkriegsdeutschland verkehrt. Schwester Ilse erfüllt sich zwar ihren Lebenstraum und studiert Gesang, bekannt wird sie allerdings als Inhaberin einer Opernagentur, die so berühmte Stars wie Luciano Pavarotti vertritt.

Mildred und Arvid Harnack werden im September 1942 verhaftet und wegen Zugehörigkeit zur Widerstandsgruppe Rote Kapelle angeklagt. Das Reichskriegsgericht macht kurzen Prozess: Arvid Harnack wird im Dezember 1942 wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, seine Frau Mildred erhält eine sechsjährige Zuchthausstrafe. Doch Adolf Hitler weigert sich, das Urteil gegen Mildred zu bestätigen. Auf seine Weisung wird eine neue Hauptverhandlung eröffnet, die Mitte Januar 1943 mit dem Todesurteil endet. Arvid Harnack wird am 22. Dezember 1942 in der Haftanstalt Berlin-Plötzensee gehängt, Mildred stirbt dort am 16. Februar 1943 unter der Guillotine. Kurz bevor an jenem Dienstag um 18.57 Uhr das Fallbeil niedersaust, spricht Mildred Harnack ihre letzten Worte: «Und ich habe Deutschland so geliebt.»

Jesse Owens, der unumstrittene Held der Olympischen Spiele von Berlin, beendet nach der Rückkehr in die USA seine Sportkarriere. Der dreiundzwanzigjährige Leichtathlet verdient mit dem Laufen einfach nicht genug Geld, um seine Familie ernähren zu können. Hinzu kommt manche menschliche Enttäuschung. Zwar wird Jesse im September in New York mit einer Parade gefeiert, anschliessend muss er allerdings im Hotel Waldorf Astoria den Lastenaufzug nehmen, um zu seinem Festban-

kett zu gelangen. Schwarzen ist es nicht gestattet, mit Weissen in einem Aufzug zu fahren. «Hitler hat mich nicht brüskiert», resümiert Jesse bitter, «es war unser Präsident, der mich beleidigt hat. Der Präsident hat nicht einmal ein Glückwunschtelegramm geschickt.»

Jesse eröffnet eine Reinigung, gastiert in Variétés und Nachtclubs und verdient so ein kleines Vermögen, das er an der Börse wieder verspielt. Drei Jahre nach den Olympischen Spielen ist der Held von Berlin zahlungsunfähig. Jesse Owens versilbert sein Renommee als schnellster Mann der Welt und tritt als eine Artjahrmarktsattraktion in Showläufen gegen Motorräder, Windhunde und Rennpferde an. Ein dauerhafter Erfolg ist ihm nicht beschieden. Erst in den 1950er Jahren erfährt er die Anerkennung, die ihm gebührt. Im Sommer 1964 besucht Jesse das damalige West-Berlin und kehrt für Aufnahmen zu einem Dokumentarfilm in das Olympiastadion zurück. Jesse Owens stirbt im März 1980 an Lungenkrebs. Sein Freund Luz Long ist zu diesem Zeitpunkt bereits seit siebenunddreissig Jahren tot. Als Soldat zum Kriegsdienst eingezogen, stirbt Luz im Juli 1943 bei den Kämpfen um Sizilien.

Wie durch ein Wunder überlebt Victor Klemperer das «Dritte Reich» und die Zerstörung Dresdens im Februar 1945. Zwei Jahre nach Kriegsende rächt er sich an seinen Verfolgern: In dem 1947 erschienenen Buch *LTI* untersucht Klemperer, wie der Nationalsozialismus mit seiner «Lingua Tertii Imperii» die deutsche Sprache verhunzt hat. Victor Klemperer, der sich in den 1950er Jahren am Aufbau der DDR beteiligt, stirbt 1960 in Dresden.

André François-Poncet bleibt noch zwei Jahre in Berlin und wechselt dann als französischer Botschafter nach Rom. 1940 kehrt der Diplomat nach Frankreich zurück, wo er zum Berater des Vichy-Regimes avanciert. Ein Mann der Resistance ist er nicht.

Nach der deutschen Besetzung Frankreichs wird François-Poncet Ende August 1943 von der Gestapo verhaftet und mit zwei Dutzend weiteren Persönlichkeiten als «Ehrengast der Reichsregierung», so der zynische Begriff der Nazis, zunächst auf Schloss Itter im Brixental und später im Hotel Ifen im Kleinwalsertal internierte «Ich musste Zusammengekochtes essen», echauffiert sich François-Poncet noch Jahre später. Im August 1949 wird er zum Hohen Kommissar Frankreichs in der sich gerade gründenden Bundesrepublik ernannt und bleibt bis 1955 im Amt. André François-Poncet stirbt im Januar 1978 in Paris.

Otto Horcher macht weiterhin gute Geschäfte mit Hermann Göring. Als gastronomische Nachhut der deutschen Wehrmacht übernimmt Horcher Restaurants in Wien (Zu den drei Husaren) und Paris (Maxims). Doch mit der sich verschlechternden Kriegslage sagt Joseph Goebbels Anfang 1943 Horcher den Kampf an. Der Propagandaminister will nach der Schlacht von Stalingrad die verbliebenen Berliner Schlemmerlokale schliessen lassen, womit er aber Maître Ottos Stammgast Hermann Göring gegen sich aufbringt. Es kommt zu einem regelrechten Kleinkrieg um das Restaurant in der Lutherstrasse, in dessen Verlauf Goebbels sogar Hitler einschaltet. Als SA-Männer eines Nachts die Fensterscheiben einschmeissen, erkennt Otto Horcher die Zeichen der Zeit. Hermann Göring stellt Horcher die nötigen amtlichen Papiere aus sowie einen Sonderzug der Reichsbahn zur Verfügung, in den der Gastronom seinen gesamten Besitzstand verladen lässt. Die Kücheneinrichtung samt den Öfen, die Gasträume samt den Tischen und Stühlen, alle Gläser, Porzellan-service, Silberbestecke und auch die berühmten Geflügelpressen – nichts bleibt in Berlin zurück. Das Ziel: Madrid. Es ist wirklich kaum zu glauben: Während die Welt im Krieg versinkt, kutschiert Otto Horcher sein Luxusrestaurant durch das brennende Europa. Mitte November 1943 feiert Horcher in Madrid die Wiedereröffnung. Bis heute in

Familienbesitz, zählt das Restaurant zu den besten kulinarischen Adressen in der spanischen Hauptstadt.

An der Stelle, wo André François-Poncet in Berlin den Canard à la rouennaise zu speisen pflegte, steht heute ein hässlicher Nachkriegsbau, in dessen Erdgeschoss sich eine Grillstube befindet. Die Spezialität des Hauses: Döner Kebab.

Im Januar 1937, ein halbes Jahr nach der Nacht, die für ihn so böse endete, steht Maurermeister Erich Arendt vor seinem Richter. Zwar lehnt das Reichsjustizministerium eine Strafverfolgung wegen «heimtückischer Angriffe auf Staat und Partei in Tateinheit mit Landesverrat sowie mit Beleidigung des Führers und Reichskanzlers» ab, das Amtsgericht Berlin sieht allerdings in anderer Hinsicht genügend Belastendes für eine Verurteilung. Doch Erich Arendt hat Glück im Unglück: «Der Angeklagte wird wegen Vergehens gegen das Gesetz über Titel, Orden und Ehrenzeichen vom 15. Mai 1934 zu sechs Wochen Gefängnis kostenpflichtig verurteilt. Die Strafe ist durch die erlittene Untersuchungshaft verbüsst.»

Thomas Wolfe macht seine Ankündigung wahr und reist mit Thea Voelcker in das Dorf Alpbach bei Kufstein in Tirol, wo sich die beiden in einem kleinen Gasthof einquartieren. Tagsüber arbeitet Tom an einem Manuskript, abends besucht er mit Thea das örtliche Wirtshaus. Das geht ein paar Tage gut, doch dann fühlt sich Tom zunehmend unwohl. Theas melancholische Persönlichkeit, die beengten Verhältnisse in dem Fremdenzimmer und überhaupt die ländliche Umgebung – das alles fällt ihm mehr und mehr auf die Nerven. «Er war ärgerlich und enttäuscht», erinnert sich Heinz Ledig. «Andeutend gestand er mir, dass er die blonde Reisegefährtin auf einer Alm kurzerhand stehengelassen hatte und abgereist war.» Über München kehrt Thomas Wolfe Anfang September nach Berlin zurück. Als ob er weiss, dass er sein geliebtes

Berlin nicht mehr wiedersehen wird, stürzt er sich noch einmal in das Nachtleben. Tom besucht die Scala und den Delphi-Palast, er isst bei Schlichter zu Abend und trinkt bei Aenne Maenz. Doch auch in der Reichshauptstadt gefällt es ihm plötzlich nicht mehr. Von Unruhe getrieben, will Tom nach Paris und dann zurück in die Vereinigten Staaten. An seinem letzten Abend trifft er Heinz Ledig. «Wir tranken noch weiter», so Heinz, «und auf der Strasse brach er einen Streit vom Zaun, schliesslich trennte ich mich von ihm in alkoholischem Zorn. Diesmal hatte ich keine Tränen. Dieser Abschied kam mir ebenso absurd vor wie alles rings um mich. Die schleichende Vergiftung schien auch unsere Freundschaft zerstört zu haben. Ich taumelte todmüde ins Bett und schlief in den hellen Tag hinein. Am Nachmittag fand ich im Büro noch eine Nachricht von ihm: ‚Never mind our trouble. Love to both of you. Tom.‘»

Ais Heinz den Zettel findet, sitzt Thomas Wolfe bereits in einem Zug, der ihn über Aachen nach Frankreich bringen wird. Es ist Dienstag, der 8. September 1936. Tom teilt sich das Abteil mit vier weiteren Personen, darunter eine Frau, ein anderer Amerikaner sowie ein kleiner Mann, der sichtlich nervös ist. Die Zugfahrt ist lang und öde, sodass Tom und sein Landsmann zunächst den Speisewagen aufsuchen und ausführlich zu Mittag essen. Zurück im Abteil, kommt Tom mit den Mitreisenden ins Gespräch. Er sei doch Amerikaner, flüstert der kleine Mann Tom zu, ob er ihn um einen Gefallen bitten dürfe? Tom nickt. Der Zug fahre bald in Aachen ein, erklärt der Unbekannte, das sei der Grenzbahnhof, wo die Reisenden kontrolliert würden. Es gebe ja strenge Vorschriften, denen zufolge man nicht mehr als zehn Reichsmark ausführen dürfe. Er habe hier etwas Bargeld ... Der Mann führt den Satz nicht zu Ende und deutet auf die Münzen in seiner Hand. Tom versteht sofort und nimmt das Geld an sich. Jenseits der Grenze wird er ihm die Summe wieder aushändigen.

In Aachen angekommen, steigt die deutsche Grenzpolizei in den Zug und geht von Abteil zu Abteil, während Tom sich kurz die Beine vertritt. Als er zurückkehrt, herrscht grosse Aufregung, und Tom sieht

gerade noch, wie die Beamten den kleinen Mann abführen. Was los sei, fragt Tom die Frau aus seinem Abteil. Der Passagier habe wohl eine grössere Summe Geld bei sich gehabt, flüstert die Frau, das sei nicht erlaubt. Schliesslich fügt sie hinzu, dass der Mann offensichtlich Jude sei. Tom schaut seine Mitreisenden fragend an. Da sei er doch selber schuld, redet die Frau sich nun in Rage, man wisse doch, dass die Ausfuhr grösserer Beträge verboten sei und so weiter. «Warum hat er Ihnen um Gottes willen die zehn Mark gegeben, wenn er ausserdem noch soviel Geld hatte? Wie dumm das war!», spottet die Frau. «Das hatte doch gar keinen Sinn!»

Die Verhaftung des Juden und die kaltherzige Reaktion der Frau hinterlassen bei Tom einen zutiefst verstörenden Eindruck. Tom ist fassungslos und zugleich voller Hass und Wut auf die Menschen, die so etwas zu verantworten haben. Plötzlich erinnert er sich an sein Versprechen, das er Heinz Ledig am letzten Tag der Olympischen Spiele gegeben hat: dass er eines Tages ein Buch über seine Erlebnisse im «Dritten Reich» schreiben werde.

In New York angekommen, macht Thomas Wolfe sich sofort an die Arbeit. Innerhalb kurzer Zeit entsteht eine autobiographische Erzählung mit dem Titel *I Have a Thing to Tell You*. Diese Kurzgeschichte ist einerseits eine Liebeserklärung an Berlin, andererseits stellt sie eine wortgewaltige Abrechnung mit den Nazis und ihrem Regime dar. Ernst Rowohlt, Heinz Ledig, Thea Voelcker, die Mitreisenden aus dem Zug – sie alle finden sich in mehr oder weniger versteckter Form in dem Text wieder. Als Heinz die Geschichte im Frühjahr 1937 als Vorabdruck in einer amerikanischen Zeitschrift liest, ist er schockiert. Mit phonographischer Genauigkeit hat Tom seine Gespräche mit ihm, dem alten Rowohlt und den anderen Berliner Freunden wiedergegeben. Was, wenn die Beamten des Propagandaministeriums die Handlung auswerten und nach den Vorbildern der Figuren suchen? Es dürfte ihnen nicht schwerfallen, eins und eins zusammenzuzählen und auf Toms Verbindungen zum Rowohlt Verlag zu stossen. In einer eilig einberufenen Krisensitzung, an der Heinz Ledig, Ernst Rowohlt, Ernst von

Salomon sowie Martha Dodd teilnehmen, diskutieren Toms Freunde die gefährliche Lage, die durch die Veröffentlichung der Erzählung entstanden ist. Martha weint und rät dazu, Deutschland möglichst schnell zu verlassen, was allerdings nicht ernsthaft erwogen wird. «Rowohlt aber», erinnert sich Ernst von Salomon, «nachdem er lange Zeit den Oberkörper gewiegt hatte wie ein Eisbär, erstrahlte plötzlich und dröhnte mit ungeheurer Erleichterung: ‚Ho ho ... mir kann gar nichts passieren! Ich habe immer nur gesagt: Prost!‘» Nach eingehender Besprechung kommt man zu dem Schluss, sich nicht verrückt machen zu lassen und abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln. Doch die Angst bleibt.

Thomas Clayton Wolfe stirbt am 15. September 1938 siebenunddreissigjährig an Tuberkulose. Thea Voelcker schluckt vom Leben enttäuscht im August 1941 eine Überdosis Schlaftabletten. Ernst Rowohlt trinkt noch manche Flasche Moselwein und nimmt nach Kriegsende die verlegerische Arbeit wieder auf – zunächst in Stuttgart, später in Hamburg – und avanciert zu einem der wichtigsten Verleger der jungen Bundesrepublik. Zu seinen grössten Bucherfolgen gehört Ernst von Salomons autobiographischer Bericht *Der Fragebogen*. Als Rowohlt im Dezember 1960 stirbt, übernimmt sein Sohn Heinz die Leitung der Geschäfte. Ernst von Salomon stirbt im August 1972, Martha Dodd im August 1990 und Heinrich-Maria («Heinz») Ledig-Rowohlt im Februar 1992.

An jenem Donnerstag, als die Nachricht vom Tode Thomas Wolfes um die Welt geht, besteigt der britische Premierminister Arthur Neville Chamberlain ein Flugzeug, das ihn nach Süddeutschland bringen wird. Sein Ziel: der Obersalzberg bei Berchtesgaden. In Hitlers Alpenresidenz wird er mit dem Diktator über das Sudetenland und über die Abwehr eines neuen Krieges verhandeln und versuchen, den deutschen Expansionsdrang zu stoppen. Doch er wird den Krieg nur verzögern, nicht verhindern können.

DANK

Bei meiner Arbeit habe ich viel Hilfe erfahren, für die ich herzlich Dank sagen möchte, insbesondere den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der konsultierten Archive und Sammlungen, allen voran Annette Thomas und Gisela Erler vom Landesarchiv Berlin, die mir mit unermüdlicher Hilfsbereitschaft die Bestände des Hauses öffneten.

Ich bedanke mich bei Thomas Rathnow und bei Jens Dehning vom Siedler Verlag, bei meiner Münchner Lektorin Karen Guddas und bei Ditta Ahmadi, die in bewährter Manier Texten und Fotos ihr ästhetisches Format verlieh. Barbara Wenner steht mir als Agentin mit Rat und Tat zur Seite – auch ihr sei herzlich gedankt.

Darüber hinaus möchte ich mich – aus ganz unterschiedlichen Gründen – bei Christian Becker, Shareen Blair Brysac, Christine Casapicola, Dr. Elke Fröhlich, Armin Fuhrer, Dr. Heike Görtemaker, Prof. Dr. Manfred Görtemaker, Prof. Ulrich Gröner, Andrea Hofmann, Dr. Florian Huber, Dr. Emanuel Hübner, Dorothea Hütte, Dr. Hans Kitzmüller, Dr. Jürgen May, Dr. Steven B. Rogers, Jutta Rosenkranz, Dr. Claus W. Schäfer, Michael Töteberg, Prof. Dr. Michael Tsokos, Beatrice Vierneisel, Annegret Wilke, Ilse Zeller Mayer und Gisela Zoch-Westphal herzlich bedanken. Zuletzt gilt mein grosser Dank meinen Eltern Ilona und Wilfried Hilmes sowie – last, but not least – Peter Franzeck.

ANMERKUNGEN

SAMSTAG, 1. AUGUST 1936

- 12 »Direktoren von Flohzirkussen«: Elke Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, München 2001, S. 146.
- 13 »den Ersten Besten«: Harry Graf Kessler, *Das Tagebuch. Vierter Band 1906–1914*, Stuttgart 2005, S. 590f.
- 15 »grassierenden Hausbettel«: Richard Strauss an den Marktgemeinderat Garmisch, 1. 2. 1933, Abschrift in: BAB, R 8076/236.
- 15 »aller Laster Anfang«: Willi Schuh (Hrsg.), *Richard Strauss, Stefan Zweig. Briefwechsel*, Frankfurt/Main 1957, S. 90.
- 15 »in erster Linie gefallen«: Richard Strauss an Hans Heinrich Lammers, 20. 12. 1934, Abschrift in: BAB, R 43II/729.
- 17 aus seiner Koje: Hannes Trautloft, *Als Jagdflieger in Spanien. Aus dem Tagebuch eines deutschen Legionärs*, Berlin 1940, S. 15.
- 18 »regnet leicht«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 146.
- 20 »Foto-Sitzungen und so weiter«: Richard S. Kennedy und Paschal Reeves (Hrsg.), *The Notebooks of Thomas Wolfe*, Bd. 2, Chapel Hill 1970, S. 748.
- 20 »in Europa kennengelernt habe«: Thomas Wolfe an Maxwell Perkins, 23. 5. 1935, in: Elizabeth Nowell (Hrsg.), *The Letters of Thomas Wolfe*, New York 1956, S. 460.
- 21 »wie Musik zu schwingen«: Thomas Wolfe, *Es führt kein Weg zurück*, Berlin 1963, S. 604.
- 21 »eines Messias«: Ebd., S. 609f.
- 23 »auswendig zu lernen«: »Alle Welt ist begeistert. Die Boykott-Bewegung gegen Hitlers Olympiade 1936 in Berlin scheitert«, in: *Der Spiegel*, Nr. 5/1980, S. 123.
- 24 »kann der Junge«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 112.
- 24 »Händedruck von Hitler«: Franz Trenner (Hrsg.), *Richard Strauss. Chronik zu Leben und Werk*, Wien 2003, S. 573.
- 25 »reibungslos funktionieren«: Zit. nach: »Alle Welt ist begeistert«, S. 116.
- 25 »aus den Augen«: Stephan Tauschitz an Guido Schmidt, 5. 8. 1936, ÖSTA/ADR, Neues Politisches Archiv, Politische Berichte Berlin, Nr. 176/1936.
- 25 »für die Beschuldigung finden«: BAB, NS 10/51.

SONNTAG, 2. AUGUST 1936

- 31 »nicht ausgeführt werden«: BAB, R 58/2322.
- 31 »das Furchtbare«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 147.
- 33 »vor dem Führer geweint«: »Olympiasiegerin Tilly Fleischer grüßt die Leser der Nachtausgabe«, in: *Berliner illustrierte Nachtausgabe*, 2. 8. 1936.
- 34 »Adolf + ich mit Eiche«: Reinhard Rürup (Hrsg.), *1936. Die Olympischen Spiele und der Nationalsozialismus*, Berlin 1996, S. 182.
- 37 »arrangiert zu haben«: Horst Winter, *Dreh dich noch einmal um. Erinnerungen des Kapellmeisters der Hoch- und Deutschmeister*, Wien 1989, S. 26.
- 38 »Bewegungen des Geschlechtsaktes«: Vernehmung Hanns Curth, LAB, A Pr.Br.Rep. 030-02-05 Nr. 20.

MONTAG, 3. AUGUST 1936

- 44 »Ich geh ...«: Mascha Kaléko, »Der nächste Morgen«, aus: dies., *Das lyrische Stenogrammheft*. Kleines Lesebuch für Große, © 1978 Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg, © digitale Rechte: 2015 dtv Verlagsgesellschaft, München.
- 45 »auch das Beste«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 148.
- 46 »Nun ist sie trostlos«: Elke Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 2/II, München 2004, S. 133.
- 46 »des Vergnügens wegen festgehalten«: »Wir gratulieren, Herr Goebbels!«, in: *Die Rote Fahne*, 18. 12. 1931.
- 47 »schaurige Person«: Elke Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 2/III, München 2006, S. 115.
- 47 »Breachreiz«: Ebd., S. 150.
- 47 »elender Moralheuchler«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 2/II, S. 63.
- 47 »innerlich getrennt«: Elke Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/I, München 2005, S. 67.
- 47 »davon erhole«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 147.
- 47 »zweitägigen Besuch«: Hans Bohrmann und Gabriele Toepser-Ziegert (Hrsg.), *NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit. Edition und Dokumentation*, Bd. 4/1936, München 1993, S. 830.
- 49 »Drei zu halten?«: »Borchmeyer im Endlauf«, in: *Olympia-Zeitung*, 4. 8. 1936.
- 49 »nicht die Hand geben«: Baldur von Schirach, *Ich glaubte an Hitler*, Hamburg 1967, S. 217.

- 50 «Wettbewerben ausschliessen»: Albert Speer, *Erinnerungen*, Berlin 2007, S. 86.
- 50 «mit Verachtung ablehnen»: BAB, R 58/2320.
- 50 «gelegentlich genannt werden»: Bohrmann, *NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit*, S. 831f.
- 52 «auf dem Montparnass zu sein»: «Tumult im Luxusrestaurant», in: *BerlP ner Herold*, II IL 1934.
- 53 «Massstabe werten»: Yvonne Fürstner an Lieselotte Meigs, 15.11.1935, in: LAB, A Rep. 358-02 Nr. 118497.
- 54 «in Frage»: BAB, NS 10/51.
- 54 «Hübsch!»: Thomas Mann, *Tagebücher. 1935-1936*, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt/M. 1978, S. 344f.
- 56 «der Dickdarm sein»: Ebd., S. 350.

DIENSTAG, 4. AUGUST 1936

- 62 «wunderbare Flaschen Rüdesheimer»: Thomas Wolfe, «Brooklyn, Europa und ich», in: *Die Dame, Illustrierte Modenzeitschrift*, Heft 3/1939, S. 41f.
- 63 «Tempelhof herausgestellt hat»: BAB, NS 10/51.
- 63 «die 2. Goldene?»: *B.Z. am Mittag*, 4.8.1936, S. 1.
- 63 «er es zu tun hat?»: Jeremy Schaap, *Triumph. The untold Story of Jesse Owens and Hitlers Olympics*, Boston 2007, S. 200.
- 64 «Leute hören wollen»: «Jesses Märchen», in: *Der Spiegel*, Nr. 1/2015, S. 105.
- 64 «to give my best!»: Luz Long, «Mein Kampf mit Owens», zit. nach: Kai-Heinrich Long, *Luz Long – eine Sportlerkarriere im Dritten Reich. Sein Leben in Dokumenten und Bildern*, Hildesheim 2015, S. 101f.
- 65 «Lande ohne Kultur»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 149.
- 65 «Neger zu umarmen»: Long, *Luz Long – eine Sportlerkarriere im Dritten Reich*, S. 208.
- 65 «nicht mehr geduldet werden»: BAB, R 58/2320.
- 66 «Makkaroni zubereitet?»: «Speisekarte für Olympia-Gäste», in: *Berliner Lokalanzeiger*, 17.7.1936.
- 66 «Beifall gefunden»: «Speisekarte für Olympia-Gäste», in: *Berliner Lokalanzeiger*, 14.7.1936.
- 67 «Geschichte und Kunst»: «Wir sprachen Thomas Wolfe», in: *Berliner Tageblatt*, 5.8.1936.
- 68 «wie eine Frau es nur sein kann»: Wolfe, *Es führt kein Weg zurück*, S. 606.
- 68 «hier ist ein Freund»: Thea Voelcker an Thomas Wolfe, 20.10.1936, HLB.
- 68 «die man dort sieht»: *Die Dame*, Heft 16/1936, S. 33f.

71 «begeben hat»: BAB, NS 10/51.

71 «die Partie beendeten»: *Die olympischen Spiele 1936*, Bd. 2, Berlin 1936, S.120.

MITTWOCH, 5. AUGUST 1936

78 «der ganze Verlag weiss»: Ernst von Salomon, *Der Fragebogen*, Reinbek 2003, S. 273f.

78 «von den Augen abliest»: Stephan Tauschitz an Guido Schmidt, 5.8.1936, ÖSTA/ADR, Neues Politisches Archiv, Politische Berichte Berlin, Nr. 175/1936.

80 «sink it str-a-a-nge»: Zit. nach: Kennedy, *The Notebooks of Thomas Wolfe*, Bd. 2, S. 834.

81 «nicht zu verachten»: H.P. Tillenburg, «Klirrender Stahl im Kuppelsaal. Wir besuchen die olympischen Amazonen», in: *Olympia-Zeitung*, 7. August 1936.

85 «wurden nicht vorgefunden»: BAB, R 58/2320.

85 «Eben kein Mann!»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II. S. 150.

87 «die Presseerlaubnis entzogen»: Bella Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste*, Berlin 1993, S. 250.

87 «alte Kuh!»: Jürgen Trimborn, *Riefenstahl. Eine deutsche Karriere*, Berlin 2002, S. 256.

88 «über sie wegsteigen, um abzugehen»: Carl Zuckmayer, *Geheimreport*, München 2007, S. 93f.

89 «bis 1870!»: Salomon, *Der Fragebogen*, S. 277.

89 «Sie sind die Frau!»: Martha Dodd, *Meine Jahre in Deutschland 1933 bis 1937. Nice to meet you, Mr. Hitler!*. Frankfurt/Main 2005, S. 74.

90 «um meinen Penis flattert»: Shareen Blair Brysac, *Mildred Harnack und die Rote Kapelle. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Frau und einer Widerstandsbewegung*, Berlin 2003, S. 229.

91 «also jubelte ich»: Zit. nach: David Herbert Donald, *Look Homeward. A Life of Thomas Wolfe*, Boston 1987, S. 386.

DONNERSTAG, 6. AUGUST 1936

95 «Oxforder Rasenplatz»: Wolfe, *Es führt kein Weg zurück*, S. 616.

98 «Könige herumschleiften»: Ledig-Rowohlt, *Thomas Wolfe in Berlin*, S. 74.

101 «ein Licht aufgesteckt»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II. S. 151.

101 «Sie haben recht»: Alfred Rosenberg, *Die Tagebücher von 1934 bis 1944*, Herausgegeben und kommentiert von Jürgen Matthäus und Frank Bajohr, Frankfurt/Main 2015, S. 186f.

- 101 «seine Gattin auf Anhieb»: *Documents on British Foreign Policy 1919-1939*, Second Series, Vol. 17, London 1979, S. 768.
- 102 «was er damit meint»: Ebd., S. 767f.
- 102 «mit rassistischen Gesichtspunkten zu belasten»: Bohrmann, *NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit*, S. 853.
- 102 «die ich finden konnte»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 151.
- 103 «unsere Freundschaft nicht»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 2/II, S. 98.
- 103 «gut zueinander sein»: Ebd., S. 100.
- 103 «so am liebsten»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 151.
- 104 «übersichtlich sein»: «Deutsch – nicht Schachteldeutsch!», in: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 6.8.1936.
- 105 «Reich zu schaffen»: Fromm, *Als Hitler mir die Hand küsste*, S. 250.
- 105 «sitzt jeder Satz»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 250.
- 106 «verständigen können»: «Festlicher Abend in der Staatsoper», in: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 7.8.1936.
- 106 «grosse Propagandadat»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 151f.
- 106 «beeindruckt zeigten?»: Willy Brandt, *Erinnerungen*, Frankfurt/Main 1989, S. 110.
- 107 «zu einem mässigen Widerstand ausgereicht»: Paul Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne 1923-45. Erlebnisse des Chefdolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas*, Bonn 1953, S. 325.
- 108 «kriegsfähig sein»: Wilhelm Treue, «Hitlers Denkschrift: zum Vierjahresplan 1936», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 3 (1955), Heft 2, S. 210.
- 108 «Täter nicht ermittelt»: BAB, R 58/2320.
- 108 «Lügen gestraft hatte»: Ledig-Rowohlt, *Thomas Wolfe in Berlin*, S. 74.
- 108 «Antworten erbeten»: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 6.8.1936.

FREITAG, 7. AUGUST 1936

- 114 «Mädchen Deutschlands»: «Sven Hedin besucht ein Arbeitsdienstlager», in: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 7.8.1936.
- 115 «keiner freiwillig übernimmt»: So der jüdische Häftling Alfred Lomnitz, zit. nach: Günter Morsch (Hrsg.), *Sachsenhausen. Das Konzentrationslager bei der Reichshauptstadt*, Berlin 2014, S. 27.
- 116 «deren Zahl zu gross ist»: *Lernen Sie das schöne Deutschland kennen. Ein Reiseführer, unentbehrlich für jeden Besucher der Olympischen Spiele zu Berlin*, Kopie in: BAB, R 58/2320.

- 117 «den Ergebnissen der Olympischen Spiele in Berlin»: Trautloft, *Als Jagdflieger in Spanien*, S. 20f.
- 117 «Dann wird geschossen»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 152.
- 119 Apfelsinen: *Amtlicher Bericht 11, Olympiade Berlin 1936*, Bd. 1, Berlin 1937, S. 234-245.
- 119 «übereinstimmende Auffassungen»: «Unterrichtung über Rassengesetze», in: *Nationalsozialistische Parteikorrespondenz*, 7.8.1936.
- 120 «Spiel als Massensuggestion»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 152.
- 120 «Entdeutschungen der Vornamen nicht vorkommen»: Bohrmann, *NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit*, S. 860.
- 122 «zum Wahnsinn getrieben hätten»: Wolfe, *Es führt kein Weg zurück*, S. 607f.
- 123 «für das ganze Leben»: Salomon, *Der Fragebogen*, S. 265f.
- 123 «bald zu Ende»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 153.

SAMSTAG, 8. AUGUST 1936

- 127 «ausserordentlich schlecht sei»: Bohrmann, *NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit*, S. 864.
- 128 «Da war nichts»: Zit. nach: Rürup, *1936*, S. 141.
- 129 «irgendwie vor allem und jedem»: Oskar Böhmer, zit. nach: Patricia Pientka, *Das Zwangslager für Sinti und Roma in Berlin-Marzahn, Alltag, Verfolgung und Deportation*, Berlin 2013, S. 77.
- 130 «ganz unschuldig daran»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 156.
- 131 «Zuschauer schnell mitgerissen werden»: «Schwarze Kunst Basketball», in: *Der Angriff*, 8.8.1936.
- 132 «Herrliche Welt des Scheins»: «Herrliche Welt des Scheins. Die Scala im Olympia-Monat», in: *Berliner Lokal'Anzeiger*, 6.8.1936.
- 133 «von Modejournalen angeregt werden»: Carl von Ossietzky, «Gontard», in: *Die Weltbühne*, 16.12.1930.
- 134 «up to date waren»: Fritz Schulz-Reichel, zit. nach: Knud Wolffram, *Tanzdielen und Vergnügungspaläste, Berliner Nachtleben in den dreissiger und vierziger Jahren*, Berlin 2001, S. 189.
- 135 «ergebnislos verlaufen»: BAB, R 58/2320.
- 137 «vor hunderttausend Zuschauern»: Leni Riefenstahl, *Memoiren*, München 1987, S. 272.
- 137 «witzige Bemerkung»: Dodd, *Meine Jahre in Deutschland*, S. 360.
- 138 «tausend Quatsch»: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 153.

- 138 »überfüllt und geschmacklos«: Robert Rhodes James (Hrsg.), *Chips. The Diaries of Sir Henry Channon*, London 1993, S. 108.

SONNTAG, 9. AUGUST 1936

- 138 »in der dritten Gruppe wieder«: Peter Gay, *Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933–1939*, München 1999, S. 63.
- 144 »gegen einen anderen einzutauschen«: Ebd., S. 67.
- 144 »das ganze Stadion ist traurig«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 154.
- 147 »einer der großen Augenblicke in meinem Leben«: Gay, *Meine deutsche Frage*, S. 100.
- 148 »Das ist Deutschlands Jugend«: BAB, NS 10/51.
- 149 »der beste Cellist!«: So der Schlagzeuger Jonny Heling, zit. nach: Wolfram, *Tanzdielen und Vergnügungspaläste*, S. 187.
- 150 »Hot-Jazz stepten«: »Sherbini will verkaufen«, in: *Berliner Herold*, 20. I. 1935.
- 150 sämtliche Belege: Vgl.: Eginio Biagioni, *Herb Flemming. A Jazz Pioneer around the World*, Alphen 1977, S. 51.
- 150 »die Rassenfrage beschmiert«: BAB, NS 10/51.
- 152 »zwischen Deutschen und Nazis unterscheiden!«: Ledig-Rowohlt, *Thomas Wolfe in Berlin*, S. 71.
- 153 »In Amerika ist das nicht möglich«: Kennedy, *The Notebooks of Thomas Wolfe*, Bd. 2, S. 829.
- 154 »nur die Pferde glücklich«: Ebd., S. 822.

MONTAG, 10. AUGUST 1936

- 165 in einer Stellungnahme: Handwerkerschaft Eberswalde-Oberbarnim an Generalstaatsanwalt beim Landgericht, 12. 8. 1936, LAB, A Rep. 358-02 Nr. 18117.
- 166 »alles riber über Grenze, lieber Hupsi«: Hubert von Meyerinck, *Meine berühmten Freundinnen. Erinnerungen*, Düsseldorf 1967, S. 114.
- 168 »Dajou Jude ist«: Der Polizeipräsident in Berlin an Geheime Staatspolizei, 2. 3. 1938, LAB, B Rep. 202 Nr. 4258.

DIENSTAG, 11. AUGUST 1936

- 173 »der vergangenen Woche«: *Berliner Tageblatt*, 11. 8. 1936.
- 175 »tanzten die Berliner«: Teddy Stauffer, *Es war und ist ein herrliches Leben*, Berlin 1968, S. 115ff.
- 175 »stiegen voll drauf ein«: Interview Walter Dobschinsky, in: Bernd Polster (Hrsg.), *Swing Heil. Jazz im Nationalsozialismus*, Berlin 1989, S. 69.

- 175 »amerikanischen Nummern spielen«: Interview Bob Huber, in: Wolfram, *Tanzdielen und Vergnügungspaläste*, S. 143.
- 176 »im Berlin Hitlers im Jahre 1936«: Stauffer, *Es war und ist ein herrliches Leben*, S. 117.
- 177 »Ich habe gelitten!«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/I, S. 334.
- 177 in Berlin-Tempelhof: »Foto-Wettbewerb«, in: *Elegante Welt*, Nr. 15/1936, S. 64.
- 178 »ist erstaunlich«: André François-Poncet, *Als Botschafter in Berlin 1931–1938*, Mainz 1949, S. 296.
- 178 »als ein Gentleman erscheint«: George S. Messersmith an Cordell Hull, 21. 3. 1935, UOD, MSS 109.
- 179 »hat er sich erschwindelt«: Joachim C. Fest, *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*, München 1988, S. 246.
- 180 »völlig ungeschminkt«: James (Hrsg.), *Chips. The Diaries of Sir Henry Channon*, S. 62.
- 180 »irgendwie zu Kopf«: Ebd., S. 110.
- 183 »»Heil Hitler« gesagt habe«: BAB, NS 10/51.

MITTWOCH, 12. AUGUST 1936

- 187 »mit dem Tode bestraft«: *Reichsgesetzblatt* Nr. 56/1936, 22. 6. 1936, S. 493.
- 188 »Kommentare sollen unterbleiben«: Bohrmann, *NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit*, S. 875.
- 189 »Jagdflugzeuge umschulen«: Trautloft, *Als Jagdflieger in Spanien*, S. 26.
- 189 »glücklich zu Ende führen«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 156.
- 189 lebendig verbrannt: Zum Beispiel: »Priester verbrannt«, in: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 6. 8. 1936.
- 190 »aller Nationen stünden«: Bohrmann, *NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit*, S. 882.
- 191 wiederum am höchsten: Vgl.: Theo Gläß (Hrsg.), *Zahlen zur Alkoholfrage*, Berlin 1938.
- 192 »wie auch in der Stadt«: *Deutschland-Bericht der Sopade*, Juli 1936, S. 83of.
- 193 Doch – lass es mich nicht wissen: Zit. nach: Jutta Rosenkranz, *Mascha Kaléko. Biografie*, München 2007, S. 60.
- 193 Ich steure immer wieder her: Mascha Kaléko, »Für Einen«, aus: dies., *Das lyrische Stenogrammheft*, Kleines Lesebuch für Große, S. 94.

Für Einen

Die Andern sind das weite Meer.
Du aber bist der Hafen.
So glaube mir: kannst ruhig schlafen,
Ich steure immer wieder her.

Denn all die Stürme, die mich trafen,
Sie ließen meine Segel leer.
Die Andern sind das bunte Meer,
Du aber bist der Hafen.

Du bist der Leuchtturm. Letztes Ziel.
Kannst Liebster, ruhig schlafen.
Die Andern ... das ist Wellen-Spiel.
Du aber bist der Hafen.

© 1978 Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
© digitale Rechte: 2015 dtv Verlagsgesellschaft, München

- 194 »menschmöglich ist«: Zit. nach: Gisela Zoch-Westphal, *Aus den sechs Leben der Mascha Kaléko*, Berlin 1987, S. 69.
- 194 »über Führer und Staat gemacht habe«: BAB, NS 10/51.
- 195 »zu unmännlich«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil II, Bd. 1, S. 272.
- 195 »ja Hass, sich steigerte«: Erich Ebermayer, *Eh' ich's vergesse. Erinnerungen an Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Klaus Mann, Gustaf Gründgens, Emil Jannings und Stefan Zweig*, München 2005, S. 184.
- 196 »stets selbstgefährdend«: Zuckmayer, *Geheimreport*, S. 131.
- 197 »sich verlassen konnte«: Thomas Blubacher, *Gustaf Gründgens. Biographie*, Leipzig 2013, S. 199.
- 197 »Nein, natürlich nicht«: Marcel Reich-Ranicki, *Mein Leben*, Stuttgart 1999, S. 125f.

DONNERSTAG, 13. AUGUST 1936

- 201 »in Anspruch genommen wird«: Victor Klemperer, *Tagebücher 1935–1936*, Berlin 1995, S. 122f.
- 203 »keinen Zugang«: Zit. nach: Jutta Braun, *Helene Mayer. Eine jüdische Sportlerin in Deutschland*, in: *Gesichter der Zeitgeschichte. Deutsche Lebensläufe im 20. Jahrhundert*, München 2009, S. 92.
- 205 »Prinzipien des IOC respektiert«: Zit. nach: Rürup, 1936, S. 57.
- 205 »Negerlynchen in den Südstaaten«: Bericht des deutschen Nachrichtendienstbüros, 21.10.1935, BAB, R 43II/729.

- 205 »viele Jahre dauern werden«: Bericht des deutschen Nachrichtenbüros, 22. 10. 1935, BAB, R 43II/729.
- 206 »nicht übertrieben ist«: George S. Messersmith an Cordell Hull, 15. 11. 1935, UOD, MSS 109.
- 207 **Olympisches Gelächter**: Alfred Kerr, »Nazi-Olympiade«, in: *Pariser Tageszeitung. quotidien Anti-Hitlerien*, 13. 8. 1936.
- 209 »ohne die Grausamkeiten«: James (Hrsg.), *The Diaries of Sir Henry Channon*, S. III.
- 209 »nur kurz da«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 158.
- 209 »stärker herausgestellt werden als bisher«: Bohrmann, *NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit*, S. 886.
- 211 »Ach was«: Zit. nach: Dave Anderson, »The Grande Dame of the Olympics«, in: *The New York Times*, 3. 7. 1984.
- 211 »Klumpfuß«: Zit. nach: Richard Witt, *Lifetime of Training for Just Ten Seconds. Olympians in Their Own Words*, London 2012, S. 101.
- 213 »slice of her«: Ledig-Rowohlt, *Thomas Wolfe in Berlin*, S. 72.
- 214 »vom Grafen Eulenburg«: Emil Szittyta, *Das Kuriositäten-Kabinett*, Konstanz 1923, S. 60.
- 214 »zu regnen beginnt«: Wolfe, *Es führt kein Weg zurück*, S. 610.
- 215 »wie der Tod«: Ebd., S. 615.

FREITAG, 14. AUGUST 1936

- 220 »Madame de Berlichingen«: »Ein Zeuge tritt ab«, in: *Der Spiegel*, 2. 3. 1955, S. 13.
- 222 »Blut und Leberwurst«: Salomon, *Der Fragebogen*, S. 454.
- 224 **Spiritusrechaud**: Die Rezepte in: Karl Heckh, *Eine Fußbank für die Dame. Eine kulinarische Revue*, Stuttgart 1969.
- 225 »den Vorfall zu machen«: BAB, R 58/2320.
- 226 »die Härte, die wir bewundern«: *Die olympischen Spiele 1936*, Bd. 2, S. 71.
- 227 »Streicher nicht ablehnen«: Zit. nach: Franco Ruault, *Tödliche Maskeraden. Julius Streicher und die ›Lösung der Judenfrage‹*, Frankfurt/Main 2009, S. 9.
- 228 »geiler Judenböcke«: Vgl.: »Hungernde deutsche Mädchen in den Klauen geiler Judenböcke«, in: *Der Stürmer*, Nr. 35, August 1925.
- 228 »Kinderschlächter von Breslau«: Vgl.: »Ritualmord? Wer ist der Kinderschlächter von Breslau?«, in: *Der Stürmer*, Nr. 28, Juli 1926.
- 228 »geschächtete Polenmädchen«: Vgl.: »Der Bluthund. Furchtbare Blut-taten jüdischer Mordorganisationen. Das geschächtete Polenmädchen«, in: *Der Stürmer*, Nr. 39, September 1926.

- 228 »geradezu zum Lachen«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/I, S. 277.
- 229 »Die Blutsünde«: »Die Blutsünde«, in: *Der Stürmer*, Nr. 35, August 1936.
- 229 »judenfrei«: »Bad Orb ist judenfrei«, in: *Der Stürmer*, Nr. 34, August 1936.
- 229 »Rasse zu schänden«: »Die Judenpresse«, in: *Der Stürmer*, Nr. 32, August 1936.

SAMSTAG, 15. AUGUST 1936

- 233 »eine Nervenprobe«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 160.
- 235 »von erregter Frau geküsst«: »Herr Hitler kissed by excited woman«, in: *The Sydney Morning Herald*, 17.8.1936.
- 235 »eine leidenschaftliche Frau bin«: »Wife of Californian surprised at stir she caused«, in: *The Milwaukee Sentinel*, 3.11.1936.
- 236 »aus Peru stammt«: *B.Z. am Mittag*, 15.8.1936.
- 236 »zu überführen ist«: BAB, R 58/2320.
- 238 »ein Antwort gefunden haben«: »... und das Kulturleben der Nichtarier in Deutschland?«, in: *Das 12-Uhr-Blatt*, 15.8.1936.
- 238 »hatten es ihnen angetan«: Eike Geisel und Henryk M. Broder, *Premiere und Pogrom, Der Jüdische Kulturbund 1933–1941*, Berlin 1992, S. 254.
- 238 »Kulturkreises zu bemächtigen«: *Das 12-Uhr-Blatt*, 15.8.1936.
- 239 »das Reichsgebiet zu verlassen«: Preußische Geheime Staatspolizei an die Zollfahndung, 15.8.1936, LAB, B Rep. 202 Nr. 4258.
- 241 »insgesamt verausgabt wurde«: William E. Dodd, *Diplomat auf heißem Boden. Tagebuch des USA-Botschafters William E. Dodd in Berlin 1933–1938*, Berlin 1964, S. 383.
- 242 »teuren Delikatessen«: Martha Dodd, *Meine Jahre in Deutschland*, S. 260.
- 242 »höchst zuwider«: Dodd, *Diplomat auf heißem Boden*, S. 383.
- 242 »von Görings Feiern nicht herankam«: James (Hrsg.), *The Diaries of Sir Henry Channon*, S. 112.
- 243 »sind gestattet«: Bohrmann, *NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit*, S. 895.

SONNTAG, 16. AUGUST 1936

- 248 »12, 13 und 17 gefunden«: BAB, R 58/2320.
- 249 »päng-päng-päng-päng-päng!«: Wolfe, *Es führt kein Weg zurück*, S. 627f.
- 249 »wozu es einen drängt«: Ebd., S. 629.
- 250 »nicht wiederherkommen«: Ebd., S. 631f.
- 250 »wieder genauso sein«: Ebd., S. 623.
- 250 »bist du doch«: Ebd., S. 634.

- 250 »Trottel«: Werner Jochmann (Hrsg.), *Adolf Hitler, Monologe im Führerhauptquartier 1941–1944*. Aufgezeichnet von Heinrich Heim, München 2000, S. 118.
- 251 »100 000 Mann gewesen sein«: Dodd, *Diplomat auf heißem Boden*, S. 382.
- 252 »prächtig zu amüsieren«: James (Hrsg.), *The Diaries of Sir Henry Channon*, S. 112.
- 253 Fahrgäste befördert: *Das 12-Uhr-Blatt*, 18. 8. 1936.
- 253 »Beweise mehr vorhanden sind«: Werner Finck, *Alter Narr – was nun? Die Geschichte meiner Zeit*, Frankfurt/Main 1978, S. 63.
- 253 »bis zum Hals«: Ebd., S. 65.
- 253 »Ich heiratete«: Ebd., S. 73.
- 254 »kommen die Schwarzen!«: Werner Finck, »Kleine Olympia-Conférence. Schlussakkord«, in: *Berliner Tageblatt*, 16. 8. 1936.
- 254 »wirkungsvoller werden«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 161.
- 255 »ausgeklügelte Schau gesehen«: Dodd, *Diplomat auf heißem Boden*, S. 382.
- 256 »Frieden der Welt«: Mann, *Tagebücher. 1935–1936*, S. 354.
- 256 »Reichskanzlei«: Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, S. 161.
- 257 1,3 Millionen Übernachtungen: Vgl.: *Amtlicher Bericht 11. Olympiade Berlin*, Bd. 1, S. 420.
- 257 Devisen eingebracht: Vgl.: Henry Picker (Hrsg.), *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, München 1979.
- 257 »Hitler und das Dritte Reich«: François-Poncet, *Als Botschafter in Berlin*, S. 267.
- 258 »gegen die Juden abreagieren wird«: Klemperer, *Tagebücher 1935–1936*, S. 121f.

WAS WURDE AUS...?

- 262 »Beiderseitige Impotenz anzunehmen«: Zuckmayer, *Geheimreport*, S. 94.
- 264 »hätten meiden müssen«: Charlotte Schmidtke an Eberhard Denzel, 12. 4. 1939, LAB, B Rep. 202 Nr. 4258.
- 265 »herrlich, wunderbar«: »Es war wie in New York. Kult-Regisseur Billy Wilder über das Berlin der zwanziger Jahre«, in: *Spiegel Special*, Nr. 6/1997, S. 54.
- 265 »wieder zu Dajou!«: Meyerinck, *Meine berühmten Freundinnen*, S. 113.
- 265 »in jenem Jahr«: Mascha Kaléko, *Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden*, hrsg. von Jutta Rosenkranz. © 2012 dtv Verlagsgesellschaft, München.

Einem kleinen Emigranten
(Für Steven)

Du, den ich liebte, lang bevor er war,
Den Unvernunft und Liebe nur gebar,
Der blassen Stunden Licht und Himmelslohn,
Mein kleiner Sohn.

Du Kind, mein Herz gehörte dir schon ganz,
Als du ein Nichts noch warst, ein ferner Glanz
Aus deines Vaters dunklem Augenpaar,
In jenem Jahr.

Du hattest grade deinen ersten Zahn,
Da setzten sie aufs Dach den roten Hahn.
Der Schwarze Mann, die Bittere Medizin,
Sie hiess: Berlin.

Du lerntest wieder aufstehn, wenn man fällt.
Dein Kinderwagen rollte um die Welt.
Du sagtest Danke, Thank you und Merci,
Du Sprachgenie.

Zeit, Ort und Bühne waren schlecht gewählt.
Jedoch die Handlung scheint mir nicht verfehlt.
Schon strebst du zu den Sternen, kleiner Baum
Aus meinem Traum.

Du, den ich liebte, lang bevor er war,
Du ferner Glanz aus einem Augenpaar,
Ich leg dies Buch in deine kleine Hand,
Du Emigrant.

266 «Memoiren erreicht wurde»: Zit. nach: «Gisela, das Hitlerkind», in: *Die Zeit*,
Nr. 28/1966.

269 «dem Auswärtigen Amt nicht bekannt»: Zollinspektor Scherer an den Generalstaats-
anwalt beim Landgericht, 24.1.1938, LAB A Rep. 358-02 Nr. 118497.

272 «winkte ängstlich ab»: Meyerinck, *Meine berühmten Freundinnen*, S. 112.

273 «Deutschland so geliebt»: Brysac, *Mildred Harnack und die Rote Kapelle*, S. 17

274 «Glückwunschtelegramm geschickt»: Schaap, *Triumph*, S. 211.

276 «Untersuchungshaft verbüsst»: Amtsgericht Berlin, Sitzung vom 11.1.1937, LAB,
A Rep. 358-02 Nr. 18117.

- 276 «abgereist war»: Ledig-Rowohlt, *Thomas Wolfe in Berlin*, S. 75,
277 «Love to both of you. Tom»: Ebd., S. 76.
278 «gar keinen Sinn!»: Wolfe, *Es führt kein Weg zurück*, S. 676.
279 «Prost!»: Salomon, *Der Fragebogen*, S. 281.

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

QUELLEN

Archiv der Humboldt-Universität Berlin

Sektionsbuch 1936

Archives de la Préfecture de police Paris

Bestand 77 W: Renseignements Généraux

Bundesarchiv Berlin (BAB)

NS 10/51

R43II/729

R 58/2320

R 58/2322

R 58/2324

R 8076/236

Entschädigungsbehörde des Landes Berlin

Reg.-Nr. 276422

Harvard University, Houghton Library (HLB)

The William B. Wisdom Collection of Thomas Wolfe

Landesarchiv Berlin (LAB)

A Pr.Br.Rep. 030-02-05 Nr. 20

A Pr.Br.Rep. 030-03 Nr. 670,1050

A Pr.Br.Rep. 030-06 Nr. 204

A Pr.Br.Rep. 031 Nr. 114,116

A Pr.Br.Rep. 031-02 Nr. 80

A Rep. 109 Nr. 6058

A Rep. 341-04 Nr. 44538

A Rep. 341-05 Nr. 3771

A Rep. 342-02 Nr. 25875, 29423, 57128, 60171

A Rep. 342-05 Nr. 3005

A Rep. 358-02 Nr. 341/1, 341/2, 18117, 20353, 98420, 118497, 118498, 118512, 118513, 124848, 124849, 124850

B Rep. 202 Nr. 4257, 4258, 4434-4441, 6337

B Rep. 207 Nr. 0456

B Rep. 207-01 Nr. 1291

B Rep. 358-02 Nr. 98118

P Rep. 125 Nr. 110

P Rep. 355 Nr. 421

Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik (ÖSTA/ADR)
Neues Politisches Archiv, Politische Berichte Berlin, Nr. 172-183/1936.
Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes
R 98726 bis 98744
University of Delaware (UOD)
MSS 109: George S. Messersmith papers
Wisconsin Historical Society, Library-Archives Division
Louis P. Lochner Papers
Sigrid Schultz Papers

LITERATUR

- «Alle Welt ist begeistert. Die Boykott-Bewegung gegen Hitlers Olympiade 1936 in Berlin scheiterte», in: *Der Spiegel*, Nr. 5/1980, S. 116-129.
Amtlicher Bericht 11, Olympiade Berlin 1936, 2 Bde., Berlin 1937.
Anderson, Dave: «The Grande Dame of the Olympics», in: *The New York Times*, 3.7.1984.
«Bad Orb ist judenfrei», in: *Der Stürmer*, Nr. 34, August 1936.
Baedeker, Karl (Hrsg.): *Berlin und Potsdam*, Leipzig 1936.
Biagioni, Eginò: *Herb Flemming. A Jazz Pioneer around the World*, Alphen 1977-
Blubacher, Thomas: *Gustaf Gründgens. Biographie*, Leipzig 2013.
Bohrmann, Hans und Gabriele Toepser-Ziegert (Hrsg.): *NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit. Edition und Dokumentation*, Bd. 4/1936, München 1993.
«Borchmeyer im Endlauf», in: *Olympia-Zeitung*, 4.8.1936.
Brandt, Willy: *Erinnerungen*, Frankfurt/Main 1989.
Braun, Jutta: «Helene Mayer. Eine jüdische Sportlerin in Deutschland», in: *Gesichter der Zeitgeschichte. Deutsche Lebensläufe im 20. Jahrhundert*, München 2009, S. 85-102.
Brysac, Shareen Blair: *Mildred Harnack und die Rote Kapelle. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Frau und einer Widerstandsbewegung*, Berlin 2003.
Delmer, Sefton: *Die Deutschen und ich*, Hamburg 1963.
«Der Bluthund. Furchtbare Bluttaten jüdischer Mordorganisationen. Das geschächtete Polenmädchen», in: *Der Stürmer*, Nr. 39, September 1926.
Deutschland-Bericht der Sopade, Dritter Jahrgang, Prag 1936.
«Die Blutsünde», in: *Der Stürmer*, Nr. 35, August 1936.
«Die Judenpresse», in: *Der Stürmer*, Nr. 32, August 1936.
Die Olympischen Spiele 1936, Bd. 2, Berlin 1936.
Documents on British Foreign Policy 1919-1939, Second Series, Vol. 17, London 1979.
Dodd, Martha: *Meine Jahre in Deutschland 1933 bis 1937. Nice to meet you, Mr. Hitler!*, Frankfurt/Main 2005.

- Dodd, William E.: *Diplomat auf heissem Boden. Tagebuch des USA-Botschafters William E. Dodd in Berlin 1933-1938*, Berlin 1964.
- Donald, David Herbert: *Look Homeward. A Life of Thomas Wolfe*, Boston 1987, Ebermayer,
- Erich: *Eh' ich's vergesse. Erinnerungen an Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Klaus Mann, Gustaf Gründgens, Emil Jannings und Stefan Zweig*, München 2005,
- «Ein Zeuge tritt ab», in: *Der Spiegel*, 2.3.1955, S. 10-19.
- Ernst, Walter: *Die Entwicklung des Institutes für gerichtliche Medizin und Kriminalistik der Universität Berlin*, Diss. Berlin 1941.
- «Es war wie in New York. Kult-Regisseur Billy Wilder über das Berlin der zwanziger Jahre», in: *Spiegel Special*, Nr. 6/1997, S. 48-55.
- Fest, Joachim C.: *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*, München 1988.
- «Festlicher Abend in der Staatsoper», in: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 7.8.1936.
- Finck, Werner: *Alter Narr – was nun? Die Geschichte meiner Zeit*, Frankfurt/Main 1978.
- Finck, Werner: «Kleine Olympia-Conferérence. Schlussakkord», in: *Berliner Tageblatt*, 16.8.1936.
- «Foto-Wettbewerb», in: *Elegante Welt*, Nr. 15/1936, S. 64.
- François-Poncet, André: *Als Botschafter in Berlin 1931-1938*, Mainz 1949.
- François-Poncet, André: *Tagebuch eines Gefangenen. Erinnerungen eines Jahrhundertzeugen*, Berlin 2015.
- Fröhlich, Elke (Hrsg.): *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 2/II, München 2004.
- Fröhlich, Elke (Hrsg.): *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/I, München 2005.
- Fröhlich, Elke (Hrsg.): *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil I, Bd. 3/II, München 2001.
- Fröhlich, Elke (Hrsg.): *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Teil II, Bd. 1, München 1996.
- Fromm, Bella: *Als Hitler mir die Hand küsste*, Berlin 1993.
- Gay, Peter: *Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933-1939*, München 1999.
- Geisel, Eike und Henryk M. Broder: *Premiere und Pogrom, Der Jüdische Kulturbund 1933-1941*, Berlin 1992.
- «Gisela, das Hitlerkind», in: *Die Zeit*, Nr. 28/1966.
- Gläss, Theo (Hrsg.): *Zahlen zur Alkoholfrage*, Berlin 1938.
- Heckh, Karl: *Eine Fussbank für die Dame. Eine kulinarische Revue*, Stuttgart 1969.
- «Herr Hitler kissed by excited woman», in: *The Sydney Morning Herald*, 17.8.1936.
- «Herrliche Welt des Scheins. Die Scala im Olympia-Monat», in: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 6.8.1936.

- Hübner, Emanuel: *Das Olympische Dorf von 1936. Planung, Bau und Nutzungsgeschichte*, Paderborn 2015,
- «Hungernde deutsche Mädchen in den Klauen geiler Judenböcke», in: *Der Stürmer*, Nr. 35, August 1925.
- James, Robert Rhodes (Hrsg.): *Chips, The Diaries of Sir Henry Channon*, London 1993.
- «Jesses Märchen», in: *Der Spiegel*, Nr. 1/2015, S. 105.
- Jochmann, Werner (Hrsg.): *Adolf Hitler, Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944*, Aufgezeichnet von Heinrich Heim, München 2000.
- Kaléko, Mascha: *Das lyrische Stenogrammheft*, Reinbek bei Hamburg 1993.
- Kaléko, Mascha: *Verse für Zeitgenossen*, Reinbek bei Hamburg 1992.
- Kennedy, Richard S. und Paschal Reeves (Hrsg.): *The Notebooks of Thomas Wolfe*, 2 Bde., Chapel Hill 1970.
- Kerr, Alfred: «Nazi-Olympiade», in: *Pariser Tageszeitung, quotidien Anti-Hitlerien*, 13.8.1936.
- Kessler, Harry Graf: *Das Tagebuch, Vierter Band 1906-1914*, Stuttgart 2005.
- Klemperer, Victor: *Tagebücher 1935-1936*, Berlin 1995.
- Kopp, Roland: *Wolfgang Fürstner (1896-1936), Der erste Kommandant des Olympischen Dorfes von 1936*, Frankfurt/Main 2009.
- Krüger, Arnd: *Theodor Lewald, Sportführer ins Dritte Reich*, Berlin 1975.
- Ledig-Rowohlt, Heinrich Maria: «Thomas Wolfe in Berlin», in: *Der Monat, Eine internationale Zeitschrift für Politik und geistiges Leben*, Oktober 1948, S. 69-77»
- Long, Kai-Heinrich: *Luz Long – eine Sportlerkarriere im Dritten Reich, Sein Leben in Dokumenten und Bildern*, Hildesheim 2015.
- Macdonogh, Giles: «Otto Horcher. Caterer to the Third Reich», in: *Gastronomica*, Vol. 7, Nr. 1 (Winter 2007), S. 31-38.
- Mann, Thomas, *Tagebücher, 1935-1936*, Hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt/M. 1978.
- Meyerinck, Hubert von: *Meine berühmten Freundinnen, Erinnerungen*, Düsseldorf 1967.
- Morsch, Günter (Hrsg.): *Sachsenhausen, Das Konzentrationslager bei der Reichshauptstadt*, Berlin 2014.
- Nowell, Elizabeth (Hrsg.): *The Letters of Thomas Wolfe*, New York 1956.
- «Olympiasiegerin Tilly Fleischer grüsst die Leser der Nachtausgabe», in: *Berliner Illustrierte Nachtausgabe*, 2.8.1936.
- Ossietzky, Carl von: «Gontard», in: *Die Weltbühne*, 16.12.1930.
- Picker, Henry (Hrsg.): *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, München 1979»
- Pientka, Patricia: *Das Zwangslager für Sinti und Roma in Berlin-Marzahn, Alltag, Verfolgung und Deportation*, Berlin 2013.

- Polster, Bernd (Hrsg.): *Swing Heil. Jazz im Nationalsozialismus*, Berlin 1989.
- «Priester verbrannt», in: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 6.8.1936.
- Reich-Ranicki, Marcel: *Mein Leben*, Stuttgart 1999.
- Riefenstahl, Leni: *Memoiren*, München 1987.
- Rock, Christa Maria: «Unser Ziel ist klar», in: *Das Deutsche Podium*, 25. April 1941»
- Rogers, Steven B.: «'She Looked Like One of the Valkyries.' Who Was Thomas Wolfes German Girlfriend?», in: *The Thomas Wolfe Review*, Vol. 21/1997, S. 8-20.
- Roos, Daniel: *Julius Streicher und ,Der Stürmen 1923-1945*, Paderborn 2014.
- Rosenberg, Alfred: *Die Tagebücher von 1934 bis 1944*, Herausgegeben und kommentiert von Jürgen Matthäus und Frank Bajohr, Frankfurt/Main 2015.
- Rosenkranz, Jutta: *Mascha Kaléko. Biografie*, München 2007.
- Ruault, Franco: *Tödliche Maskeraden. Julius Streicher und die ‚Lösung der Judenfrage‘*, Frankfurt/Main 2009.
- Rürup, Reinhard (Hrsg.): *1936. Die Olympischen Spiele und der Nationalsozialismus*, Berlin 1996.
- Salomon, Ernst von: *Der Fragebogen*, Reinbek bei Hamburg 2003.
- Schaap, Jeremy: *Triumph. The untold Story of Jesse Owens and Hitlers Olympics*, Boston 2007.
- Schäfer, Hans Dieter: *Das gespaltene Bewusstsein. Vom Dritten Reich bis zu den langen Fünfziger Jahren*, Göttingen 2009.
- Schirach, Baldur von: *Ich glaubte an Hitler*, Hamburg 1967.
- Schmidt, Paul: *Statist auf diplomatischer Bühne 1923-45. Erlebnisse des Chefdolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas*, Bonn 1953.
- Schuh, Willi (Hrsg.): *Richard Strauss, Stefan Zweig. Briefwechsel*, Frankfurt/ Main 1957.
- «Schwarze Kunst Basketball», in: *Der Angriff*, 8.8.1936.
- «Sherbini will verkaufen», in: *Berliner Herold*, 20.1.1935.
- Smith, Arthur L.: «Kurt Luedecke. The man who knew Hitler», in: *German Studies Review*, Oktober 2003, S. 597-606.
- Speer, Albert: *Erinnerungen*, Berlin 2007.
- Stauffer, Teddy: *Es war und ist ein herrliches Leben*, Berlin 1968.
- Stokes, Lawrence D.: «Thomas Wolfes German Girlfriend. Further Thoughts on Thea Voelcker», in: *The Thomas Wolfe Review*, Vol. 29/2005, S. 5-20.
- Stokes, Lawrence D.: «Thomas Wolfes Other German Girlfriend. Who was Lisa Hasait», in: *The Thomas Wolfe Review*, Vol. 30/2006, S. 103-117.
- «Sven Hedin besucht ein Arbeitsdienstlager», in: *Berliner Lokal-Anzeiger*, 7-8.1936.
- Szittyá, Emil: *Das Kuriositäten-Kabinett*, Konstanz 1923.

- Tillenburg, H.P.: «Klirrender Stahl im Kuppelsaal. Wir besuchen die olympischen Amazonen», in: *Olympia-Zeitung*, 7. August 1936.
- Trautloft, Hannes: *Als Jagdflieger in Spanien. Aus dem Tagebuch eines deutschen Legionärs*, Berlin 1940.
- Trenner, Franz (Hrsg.): *Richard Strauss. Chronik zu Leben und Werk*, Wien 2003.
- Treue, Wilhelm: «Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan 1936», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 3 (1955), Heft 2, S. 184-210.
- Trimborn, Jürgen: *Riefenstahl. Eine deutsche Karriere*, Berlin 2002.
- «Tumult im Luxusrestaurant», in: *Berliner Herold*, 11.11.1934.
- «... und das Kulturleben der Nichtarier in Deutschlands», in: *Das 12-Uhr-Blatt*, 15.8.1936.
- «Unterrichtung über Rassengesetze», in: *Nationalsozialistische Parteikorrespondenz*, 7.8.1936.
- «Wife of Californian surprised at stir she caused», in: *The Milwaukee Sentinel*, 3.11.1936.
- Winter, Horst: *Dreh dich noch einmal um. Erinnerungen des Kapellmeisters der Hoch- und Deutschmeister*, Wien 1989.
- «Wir gratulieren, Herr Goebbels!», in: *Die Rote Fahne*, 18.12.1931.
- «Wir sprachen Thomas Wolfe», in: *Berliner Tageblatt*, 5.8.1936.
- Witt, Richard: *Lifetime of Training for Just Ten Seconds. Olympians in Their Own Words*, London 2012.
- Wolfe, Thomas: «Brooklyn, Europa und ich», in: *Die Dame, Illustrierte Mode-Zeitschrift*, Heft 3/1939, S. 39-42.
- Wolfe, Thomas: *Es führt kein Weg zurück*, Berlin 1963.
- Wolffram, Knud: *Tanzdielen und Vergnügungspaläste. Berliner Nachtleben in den dreissiger und vierziger Jahren*, Berlin 2001.
- Zellermayer, Ilse: *Drei Tenöre und ein Sopran. Mein Leben für die Oper*, Berlin 2000.
- Zellermayer, Ilse: *Prinzessinnensuite. Mein Jahrhundert im Hotel*, Berlin 2010.
- Zoch-Westphal, Gisela: *Aus den sechs Leben der Mascha Kaléko*, Berlin 1987.
- Zuckmayer, Carl: *Geheimreport*, München 2007.

BILDNACHWEIS

bpk – Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte, Berlin: 125, 217 (Hans Hubmann),
141 (adoc-photo), 157 (Kunstabibliothek, SMB/Walter Obschonka), 245 (United Ar-
chives/Erich Andres)

Emanuel Hübner, Münster: 9

Privat: 230/231

Ullstein Bild, Berlin: 41, in, 185 (Lothar Ruebelt), 59, 93, 171, 199 (ullstein bild), 75
(Heinz Perckhammer), 261 (AP)

27 aus: *Die Dame, Illustrierte Modenzeitschrift*, Heft 16/1936, Seite 38, Humboldt-
Universitätsbibliothek zu Berlin, Historische Sammlungen, AZ 81377